DER RHEIN
und die Rheinlande
von Cöln bis an's Meer
in
malerischen Original Ansichten
VON
L. ROHBOCK & W. I. COOKE.
Historisch topographisch beschrieben
von
J. W. Appell & A. Henninger.



Blick nach Emmerich
von Ober Elten aus

DARMSTADT 1856.

DRUCK UND VERLAG VON GUSTAV GEORG LANGE.

NEW-YORK
LANGE & KRONFELD.
202, William-Street

LONDON
LANGE & KOEHLER.
Belle Sauvage Yard 38 Ludgate Hill

Der Rhein und die Rheinlande.

Dargestellt
in malerischen Original-Ansichten
von
L. Rohbock und W. J. Cooke.

In Stahl gestochen
von
Johann Kolb
im Vereine mit Deutschlands ausgezeichnetsten Stahlstechern.

Historisch-topographisch geschildert
von
Aloys Henninger.

Dritte Abtheilung:
Von Köln bis an's Meer.
Erste Section.

Darmstadt.
Druck und Verlag von Gustav Georg Lange.
1856.

[illegible]

[illegible] und die Rheinlande

[illegible] Meer

[illegible] Ansichten

[illegible]

[illegible] topographisch beschrieben

[illegible]



[illegible] Emmerich

DARMSTADT 1856.

[illegible] GEORG [illegible]

[illegible]

Der Rhein
und die Rheinlande.

Dargestellt

in malerischen Original=Ansichten

von

L. Rohbock und W. J. Cooke.

In Stahl gestochen

von

Johann Kolb

im Vereine mit Deutschlands ausgezeichnetsten Stahlstechern.

Historisch=topographisch geschildert

von

Aloys Henninger.

Dritte Abtheilung:

Von Köln bis an's Meer.

Erste Section.

Darmstadt.

Druck und Verlag von Gustav Georg Lange.

1856.

Vorwort.

Um es den Besitzern der dritten Abtheilung unseres Rheinwerkes möglich zu machen, die erste Section desselben, welche die Partie von Köln bis zur holländischen Gränze umfaßt und ein abgeschlossenes Ganzes für sich bildet, einbinden zu lassen, geben wir hierbei ein Inhaltsverzeichniß des Textes sowohl, als ein Register der Stahlstiche, welche zu diesem Theile gehören, mit Angabe der Seiten, wo dieselben einzureihen sind. — Das Titelblatt, welches die Aussicht vom Eltenberg nach Emmerich darstellt, trägt zwar noch den Namen J. W. Appell's, welcher den Text zu den drei ersten Lieferungen (S. 1 bis 25) des Werkes geschrieben hatte; in seiner jetzigen Gestalt aber ist das Ganze aus Aloys Henninger's Feder geflossen, und der Name seines Freundes steht nur durch

Versehen des Druckers auch noch auf einer Anzahl von Umschlägen der Hefte bis zur 20. Lieferung, was schon die Anmerkung auf S. 26 des ersten Abdruckes darthut. — Als nämlich die Hefte 1 bis 5 vergriffen waren und in neuer Auflage erscheinen sollten, wollte der Verleger dieselben zugleich mit verändertem Texte ausstatten. Gern hätte nun der Autor den Städten Elberfeld und Düsseldorf eine ausführlichere Beschreibung gewidmet; indessen war, da sein Text von Crefeld (S. 28) abwärts nicht auch zum Umdruck kam, eine ausgiebigere Erweiterung des zu jener Absicht erforderlichen Raumes nicht möglich, als dieselbe durch die Einleitung und Vorhalle (S. I bis XXIV) zu erlangen gesucht wurde. — Dies ergab freilich nur einen Raumgewinn von drei Bogen; wir hoffen jedoch, daß die nach den gegebenen Verhältnissen abgemessene neue Schilderung der genannten Städte mehr befriedigen wird, als die alte des ersten Abdruckes dieser Partie des Werkes, von welcher der Verfasser überdies den geschichtlichen Theil Düsseldorf's (S. 22) in der Beschreibung von Cleve möglichst nachgeholt und ergänzt hat. — Jedenfalls wird des Autors Bestreben nicht verkannt werden, auch die Schönheiten und Merkwürdigkeiten der bisher in allen Rheinwerken so stiefmütterlich behandelten Landschaft des deutschen Niederrheins zur gebührenden Anerkennung zu bringen, wovon schon seine Einleitung (III bis VIII) das sprechendste Zeugniß ablegt. — Rees, das nun mit zwei Bildern bedacht erscheint, bei der Reise des Verfassers aber noch nicht durch

Ansichten vertreten war, und einige andere Punkte hat derselbe nur flüchtig gesehn und behandelt; dagegen werden manche, die er besuchte und ausführlicher beschrieb, wie Calcar und Mühlheim a. d. Ruhr, ihre Darstellung durch den Grabstichel erst bei einer späteren Auflage finden. — Derartige Ungleichheiten dürfen wohl damit entschuldigt werden, daß die bisher so wenig beachtete Rheinstrecke in unserem Werke zum Erstenmale zur Aufnahme kam. Wir bitten daher um freundliche Rücksicht, indem wir dasselbe der wohlwollenden Theilnahme der Lesewelt empfehlen.

Frankfurt a. M. und Darmstadt, im Frühjahr 1859.

Der Autor und der Verleger.

Die Landschaft des Niederrheins.

Nicht in der Romantik Kranze,
Die so stolz sich droben bläht,
Aber in dem stillen Glanze
Ehrfurchtsvoller Majestät,
Wallest du hier unten weiter,
Vater Rhein, ein greiser Ahn,
Und doch immer jugendheiter,
Deine königliche Bahn!

Schönes schließt auch da in Hülle
Sich an deinen stolzen Gang,
Ob sein Preis in Liederfülle
Auch noch nicht die Welt durchklang!
Wie bescheidne Blumen, wollen
Aufgesucht die Schätze sein,
Welche diese Ufer zollen
Dir zum Schmuck, o König Rhein!

Und was hier der höchsten Liebe
Dich allein schon würdig macht,
Wenn dir auch kein Schatten bliebe
Deiner Größe, deiner Pracht,
Ist die Zier von den Geschmeiden
Allen, die du dir gewannst:
Daß aus Deutschlands Gau'n du scheiden
Nur — zerrißnen Herzens kannst!

„Von Köln bis an's Meer!" So heißt unsere Losung, indem wir die hl. Stadt verlassen, aus deren Häusermeer die zahlreichen Thürme ihrer ehrwürdigen Kirchen, gleich stolzen Masten, aufragen, um uns noch ein herzliches Lebewohl nachzuwinken, das wir erwiedern mit dem königlichen Wunsche: „Alaaf Köln!" — Jusqu'à la mer! Welche Bedeutung liegt in diesem ominösen Stichworte für den Deutschen und welcher mächtige Klang in dem einfachen Namen „Meer" für den Wandrer, der noch nie geweilt, wo man nichts als Himmel und Wasser erblickt!

Es führen uns aber zwei Wege von Köln zu dem Meere, der eine über Arnheim nach Rotterdam, der andere über Aachen nach Ostende, beide, wenn auch jeder in anderer Weise, an Schönheiten und Merkwürdigkeiten reich genug, um in Bild und Wort verherrlicht zu werden, wie es in diesem Buche versucht wird. Wir schildern den einen, wie den andern, und beginnen mit der Partie von Köln nach Rotterdam, welche die I. Section unseres Werkes bildet.

Unzähligemal ist schon gesagt worden, hinter Köln habe die Herrlichkeit des Rheines ein Ende, und, wirft man einen Blick in die Rheinbeschreibungen, so sollte man in der That auch glauben, diese Behauptung sei vollkommen richtig, da die Reisehandbücher meistens nur bis zu jener Stadt gehen und höchstens noch Düsseldorf in das Bereich ihrer Schilderungen ziehen, die weiteren Punkte des Niederrheins aber entweder gar nicht berühren, oder doch in größter Kürze abmachen. — Sah sich nun kaum eine Landschaft bisher so stiefmütterlich behandelt, als die, welche wir jetzt begrüßen, so kann freilich keineswegs in Abrede gestellt werden, daß der königliche Strom hier unten an seinen Ufern nicht mehr jenen Reichthum von malerischen, durch Lieder und Sagen verklärten Reizen entfaltet, wie am Mittel- und Oberrhein; aber seine „vom Abendgold getränkte" Romantik bringt uns nicht schon bei Bonn ihren letzten Zaubergruß dar, aber seine Schönheiten und Merkwürdigkeiten sind mit Köln noch nicht zu Ende selbst wenn wir von jenem Lande absehen, wo der Rhein, weit entfernt,, im Sande zu verrinnen, vielmehr die ganze Fülle seiner Gewässer theilt, um schöne Provinzen zu beleben, die ohne ihn nur Oeden wären.

Der Behauptung A. Schreiber's, die weitere Reise von Düsseldorf bis Holland biete wenig dar, was Auge und Gemüth erfreuen könne, indem sich hier nach allen Seiten eine traurige Haide ausdehne, kann daher der Kenner dieser herrlichen Landschaft ebensowenig beipflichten, als dem Ausspruche jener Schriftsteller, welche den Niederrhein als das Land der Dämme, Windmühlen und Holzschuhe bezeichnen und ihm jede Schönheit und jeden Reiz absprechen. Auch hier gibt es vielmehr romantische Punkte und interessante Städte, üppige Wälder und fruchtbare Gefilde, hübsche Dörfer und nette Bauernhöfe, prachtvolle Rittergüter und malerische Schlösser, ehrwürdige Ruinen und herrliche Kirchen. Während jedoch, um ein Göthe'sches Wort zu umschreiben, zwischen Mainz und Bonn die Romantik, gleich der Liebe, auf allen Wegen schwärmt, will das Schöne, welches hier unten die Ufer des königlichen Stromes schmückt, aufgesucht sein, wie die Treue. Denn weiter auseinander und entfernter, nicht

so gedrängt, als dort oben, finden wir, was der Niederrhein Sehenswerthes bietet. Die anmuthigen Punkte und alle Merkwürdigkeiten, welche seinen Gefilden eigen sind, bleiben daher freilich dem Auge verborgen, wenn man, verwöhnt durch die Fahrt in jenem romantischen Lande, sie nur so vom Verdecke der rasch dahin brausenden Dämpfer mit den Händen greifen und genießen zu können glaubt, und darum mag allerdings diese Gegend Vielen so öde und so uninteressant erscheinen, wie sie in oberflächlichen Beschreibungen schon lange verschrieen zu werden pflegt. — Außer ihren mannigfaltigen Naturschönheiten, die in reicher Abwechslung zu beiden Seiten des Stromes zerstreut liegen und sich durch ihr eigenthümliches Gepräge noch ganz besonders auszeichnen, bietet aber unsere Landschaft, welche schon ungemein durch ihre großartige Ausdehnung imponirt, auch noch in Geschichte, Industrie, Kunst, Alterthum und Naturgeschichte so viel Merkwürdiges, daß sie in mancher dieser Beziehungen sich sogar eines klassischen Namens rühmen darf.

Der Rhein selber wallt hier in ruhiger Majestät seine Bahn durch die ebenen Gefilde, die ihm das Geleite nach Hollands Niederungen geben, ein ehrwürdiger Greis, dessen breite, tiefe und mächtige Wassermassen einen imposanten Anblick und Eindruck gewähren, einen furchtbaren aber bei jenen verheerenden Ueberschwemmungen, deren wir später besonders gedenken. — Zahlreiche kleinere Flüsse und Bäche eilen auf romantischer, oder idyllischer Bahn von beiden Ufern dem Strome zu und tragen nebst den vielen Kanälen, Häfen und anderen Wasseranlagen, besonders seinen eignen Armen, mit ihren klaren Spiegeln viel zur Belebung der Landschaft bei, die sich, wie ein Garten, in unermeßlicher Weite vor den Blicken ausdehnt. — Mehr oder minder fern ab von seinem flachen Strande schweifen die Gebirge, welche ihn einst in seeartiger Breite, vielarmig und in andren Betten, als heute, durch die weite Fläche dahin wallen sahen, die vor undenklichen Zeiten selber einen mächtigen Meerbusen bildete; aber an Deutschlands Grenze, bei Cleve und Eltenberg, nähern sich ihm die Berghöhen noch einmal wieder, gleich als müßten sie ihm den Scheidegruß zuwinken nach dem Meere, in dessen unendlicher Majestät aller Ströme Größe und Herrlichkeit zerfließt.

Man glaube aber ja nicht, daß diese große Ebene an jener ermüdenden Einförmigkeit leide, welche andere Flächen oft so langweilig macht; die bunte Abwechslung von Fluren und Wiesen, Weiden und Waldungen, Landhäusern und Höfen, Dörfern und Städten entschädigt das Auge reichlich für den Mangel an Gebirgen und Höhen, für welche überdies hier und

da auch eine malerische Gruppe von kleinen Hügelpartien einen lieblichen Ersatz bietet, während anderwärts der blaue Saum ferner Berge manches reizende Landschaftsbild anmuthig in duftigen Rahmen abschließt.

Rebenguirlanden schmücken zwar am Niederrhein die Ufer des Stromes nicht; dagegen spiegeln üppige Saaten ihre goldenen Aehren und hochwipfelige Bäume ihr saftiges Laubwerk in seinen grünen Gewässern, wie sich denn die Pflanzenwelt hier unten namentlich in den Weidetriften durch mächtigen Wuchs hervorthut. Dieses stolze Grün aber sticht malerisch ab gegen die Ueberbleibsel mittelalterlicher Mauern und Thore von festen Städten und Dörfern, die, vereint mit den hohen Giebeln der Häuser und den grauen Thürmen der Kirchen, welche ihre Spitzen, wie recht scharfe Himmelszeiger, emporrecken, und in Verbindung mit den düsteren Windmühlen, welche ihre gigantischen Flügel phantastisch umschwingen, der Landschaft selbst eine Art romantischen Gepräges verleihen. — Und dazu das rege Treiben auf Strom und Land! Hier beleben thätige Landleute und grasende Heerden die gesegneten Fluren; dort durchfurchen rastlos Segelschiffe und Dämpfer, Kähne und Flöße die nimmer ruhige Fluth. Wer aber könnte in allgemeinen Zügen die bunte Rührigkeit schildern, welche am Niederrhein in zahllosen Fabriken und Gewerken Fleiß und Kunst entfalten? Malen wir daher diese interessanten Bilder erst an Ort und Stelle selber etwas weiter aus; ich muß ja doch überhaupt noch Vieles für die Folge aufsparen, was bei den einzelnen Punkten lebendiger und wirksamer vor die Seele treten wird, als in einem solchen allgemeinen Gemälde!

Von den zahlreichen Städten und Dörfern, welche an dem königlichen Strome entlang oder in malerischen Gruppen innerhalb der Ebene sich erheben, führen schöne Landstraßen von Ort zu Ort, die sich nicht weniger durch ihre hübsche Anlage, als durch ihre herrliche Bepflanzung mit schattigen Bäumen auszeichnen. — Besonders interessant aber ist jene Eigenthümlichkeit dieser Gegend, daß sie durch ihre allenthalben in anmuthiger Abwechslung zwischen Wäldern und Wiesen, Obst- und Ackerfeldern zerstreut liegenden Bauernhäuser und Gehöfe, deren rothe Ziegeldächer malerisch aus den grünen Wipfeln der Bäume hervorschimmern, noch an jene urgermanische Zeit erinnert, welche der römische Geschichtschreiber Tacitus im 16. Kapitel seiner „Germania“ also schildert: „Nullas Germanorum populis urbes habitari, satis notum est: ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Vicos locant non in nostrum morem, connexis et cohaerentibus aedificiis: suam quisque domum spatio circumdat, sive adversus casus ignis re-

medium, sive inscitia aedificandi.“ *) Diese vereinzelt liegenden Wohnsitze sind aber nicht jene westphälischen „Rauchhütten“, welche Professor Tollius von Duisburg, selbst ein halber Westphale, sarkastisch Denen zum Besuche empfiehlt, die rothverweinter Augen zur Trauer bedürfen, und über welche Justus Lipsius mit nicht weniger Entrüstung spricht, als Voltaire, der sie nennt: „Des grandes huttes, appellées maisons, dans lesquelles on voit des animaux, qu'on appelle hommes, qui vivent pêle-mêle et cordialement avec d'autres animaux domestiques.“

Bietet nun der Niederrhein auch nicht jenes idyllische Paradies des Rheingaus, nicht jene Romantik von Burgen und Felsbergen zwischen Bingen und Bonn, dort, wo die Natur versucht zu haben scheint, was sie Zartes und Schönes, hier, wo sie in mächtiger Kraftentfaltung eine Probe gemacht, was sie Gewaltiges und Majestätisches hervorzubringen vermöge; so bildet diese Landschaft doch eine herrliche Gegend, die im Ganzen, wie in zahlreichen einzelnen Partien, den Freund der Naturschönheiten entzückt, ihm an vielen Punkten selbst den Reiz romantischer Schönheiten gewährt und durch die Großartigkeit ihrer Ausdehnung jene gepriesenen Lieblingsgefilde des Rheines sogar übertrifft.

Unser Gebiet, welches, soweit es deutscher Zunge ist, die Benennung der „clevischen Rheinniederung“ trägt, war ein Hauptbestandtheil der römischen Germania inferior, deren Grenzen sich ziemlich genau in der jetzigen preußischen Rheinprovinz wiederholen. Zahlreiche blutige Kämpfe wogten hier seit den Tagen der Römer bis herab auf die neuere Zeit. Auch die wichtigsten dieser Begebenheiten werde ich jedoch den Schauplätzen selbst anreihen.

Von Felsen frei, das Bett fast ungetheilt, bildete der deutsche Niederrhein, einige reißende Stellen, wie bei Bodberg und Büderich, ausgenommen, stets eine ebenso bequeme, als mächtige Wasserstraße. Wie jetzt der Mittelrhein seiner romantischen Reize halber die besuchteste, so war daher unsere Stromstrecke für Schifffahrt und Handel allzeit die wichtigste. Nicht blos die großen Flußschiffe, auch kleine Seeschiffe trug der Rhein auf seiner majestätischen Bahn stromaufwärts bis Köln, wo er mittels der Rheinau und einer Biegung seines Laufes einen herrlichen natürlichen

*) „Daß die Völkerschaften der Germanen keine Städte bewohnen, ist sattsam bekannt; sie dulden nicht einmal mit einander verbundene Wohnsitze. Sie bauen getrennt und abgesondert, wie ihnen eine Quelle, ein Feld, ein Wald gefiel. Die Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise durch verbundene und zusammenhängende Gebäude an; Jeder umgibt sein Haus mit einem freien Raume, entweder zum Schutze gegen Feuersgefahr, oder aus Unkunde des Bauens.“

Hafen bildet. Da nun die gewöhnlichen Fahrzeuge des Mittelrheins stromabwärts auch nicht weiter gehen können, als hierher, weil die Gewässer des Stromes in der niederrheinischen Ebene mächtiger, die Weststürme gewaltiger und darum dort unten Schiffe von anderem Bau nöthig werden; so mußte Köln als Anfangs- und Schlußpunkt beider Stromstrecken jene hohe Bedeutung gewinnen, deren es sich als Hauptemporium des rheinischen Handels und Verkehrs immer erfreute.

Der Charakter des Volkes am Niederrhein hat im Ganzen die rheinischen Grundzüge — Biederkeit, Fleiß und Frohsinn; die Sprache aber wird von Stadt zu Stadt immer platter, so daß sie zuletzt unmerklich in's Holländische verschwimmt, wie denn zugleich Sitten und Lebensweise an der deutschen Grenze schon stark das Gepräge der stammverwandten nachbarlichen Nation zur Schau tragen. Es fehlt daher der hiesigen Mundart nicht an mannigfaltigen Dialekten, aus denen wir dem Sprachforscher Johann Gottlob Radlof interessante Proben verdanken.

Ein allgemeines Bild des Landes, über welches der Rhein nach seiner Theilung in mehrere Arme das ungeheuere Geflecht seiner Wassermassen ausbreitet, des Landes, wo der Vogel auf den Bäumen oft tiefer wohnt, als der Fisch des nahen Meeres, und die Firsten der Häuser überragt sind von den Schnäbeln der Schiffe, gebe ich, wenn wir von der Höhe des Eltenberg Deutschland Lebewohl gesagt haben, und beginne nun mit der Schilderung der einzelnen Punkte, welche zwischen Köln und Emmerich der Landschaft des Niederrheins zur Zierde gereichen, wie ihre bildlichen Darstellungen diesem Werke zum Schmuck.

I.

Vorhalle.

Elberfeld und Barmen.

(Die Wupper. — Remscheid. — Solingen. — Vohwinkel. — Hochdahl. — Mettmann. — Die Neanderhöhle.)

Schon durch seine Lage im Thale der Wupper dem Rheingebiete angehörig und durch seine Eisenbahn dem königlichen Strome auf eine Stunde nahe gebracht, verdient Elberfeld mit seiner Umgebung um so mehr eine Stelle in unserer Schilderung des Niederrheins, als es durch die Blüthe seiner Fabrikindustrie einzig auf deutschem Boden dasteht und ein Ausflug dahin keinen Wanderer gereuen wird, da hier nicht blos der Bewunderer menschlichen Gewerbfleißes, sondern auch der Freund einer schönen Natur reichlichen Genuß findet.

Man schreibt zwar die industrielle Blüthe dieses belebten Winkels der Erde in höherem Grade moralischen und politischen Verhältnissen zu, als dem Laufe der Flüsse, Berge und Thäler und der hierdurch bedingten Richtung des Verkehrs und Handels; es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß die Wupper und ihre Nebenbäche durch die rasche Bewegung ihrer Gewässer, wie schon in alten Tagen zur Anlage von Mühlen und Triebrädern, so in der neuern Zeit zu jener außerordentlichen Gewerbthätigkeit die Veranlassung gegeben haben, die nun von den Flügeln des Dampfes bereits auf eine Höhe getragen wurde, zu welcher wir mit Bewunderung aufblicken.

In der Grafschaft Mark entspringend und bis Wipperfurth herab Wipper genannt, rechtfertigt die Wupper durch die wuppernde Bewegung ihrer Mühlen und Werke hier unten ihren Namen ebenso, als ihr gekrümmter Schlangenlauf dort oben sie einer Vyper ähnlich macht. Bei ihrem reißenden Falle nicht schiffbar, ja nicht einmal flößbar, möchte doch weit und breit kein Flüßchen der Menschheit wesentlichere Dienste leisten, wie sie es auf Hammerwerken, in Färbereien und auf Bleichen thut. Ein Wunder, sagt

daher Simrock mit Recht, daß sie sich nicht ganz verspritzt und in Dampf auflöst, daß auf den Bleichen Barmen's die Sonne sie nicht aufzehrt! — Ihr reines Bergwasser wird zwar durch das Auswaschen der gefärbten Garne oft so getrübt, daß es ganz roth oder schwarz erscheint und Fische nicht mehr in ihm leben können; doch führen zahlreiche Nebenarme dasselbe lauter und rein auf die Bleichwiesen, die mit ihrem frischen Rasen, den sauberen Bleicherhütten, den bunten Garnen und Tüchern einen eigenthümlich schönen Anblick gewähren.

Obwohl nur von mäßigen Berghöhen begleitet, die selten noch mit Burgen geschmückt sind, bildet die Wupper in ihren zahlreichen Windungen doch ein höchst reizendes Thal, um so reizender, als hier Poesie, Idylle und Romantik in malerischer Weise mit den Wundern der Industrie abwechseln, die allenthalben Fleiß und Wohlstand zur Schau trägt und den Schönheiten dieser herrlichen Natur eine seltene Weihe verleiht. — Romantischer sind zwar die Ufer der unteren Wupper zwischen Burg und Opladen, wo Leichlingen an das Blutbad erinnert, welches Bensberg's tapfre Besatzung dort einst unter einer tausend Mann starken Schaar von Böhmen anrichtete, und wo das Haus Nesselrode stand, die Wiege jenes Heldengeschlechtes, dessen europäischer Ruf sich bis zur Schlacht bei Worringen (1288) zurückführen läßt, auf deren Wahlfelde acht Junkern dieses Namens zum Lohne für ihre Tapferkeit die Ehre des Ritterschlages zu Theil wurde; den Mittelpunkt unserer weltberühmten Gewerbthätigkeit aber, die, schon mit so bewunderungswürdigen Erfolgen gekrönt, sich noch täglich zu schönerer Blüthe entfaltet, bildet die Gegend von Elberfeld und Barmen, das im engeren Sinne sogenannte Wupperthal, welchem unser Ausflug gilt.

Den Fluß selbst, der hier, über viele Wehre rauschend, in mehreren Armen fließt und das hübsche „Eiland" bildet, auf dem sich das stolze „Landgerichtsgebäude" erhebt, überwölben zahlreiche Brücken und Brückchen; in die Thalung hingeschmiegt, die sich bald verengt, bald erweitert, liegen Elberfeld, Unter- und Oberbarmen, Gemarken, Wupperfeld und Rittershausen, wie eine einzige große Stadt; rechts und links aber blicken von den üppig bewaldeten oder wohlangebauten Anhöhen zerstreut einzelne Landhäuser freundlich hernieder, während Gärten und Bleichwiesen da und dort die langen Straßen auf das Lieblichste unterbrechen. — Einen Spaziergang durch das Ganze bis nach der „wilden Oede" bei dem Dorfe Beyenburg, mit welchem der Hauptsitz der Bleicher, das schöne Rauenthal, schließt, konnte daher Simrock wohl „eine moderne Idylle von

dem mannigfaltigsten Reiz" nennen, „immer anmuthig und heiter und doch so belehrend, als unterhaltend." Auch darf Freiligrath mit Recht von unsrer Landschaft rühmen, daß sich „eine Gegend, so dicht bevölkert, wie dies Wupperthal mit seinen Städten und Flecken, seinen dichtgedrängten Siedelungen, Fabriken, Mühlen, Bleichen und großartigen neuen Eisenbahnanlagen nur wiederfinden mag, wo der schottische Clyde durch die Manufakturbezirke von Glasgow strömt."

Bunt, wie das Leben, welches sich in ihr bewegt, ist auch schon das äußere Bild der Stadt, wenn man Elberfeld von den zahlreichen Höhepunkten überschaut, welche sein Weichbild malerisch umkränzen und selbst wieder von einzelnen Häusern oder Häusergruppen überragt sind, vom Griffel- oder Grünenwalderberg, vom Johannisberg oder von der Elisenhöhe, vom Dörren- oder vom Döppersberg und wie sie alle heißen. — Seltsam stechen in seinem Anblick besonders die hellrothschimmernde Ziegeldächer ab gegen den Glanz der schwarzglasirten Ziegeln, womit die Mehrzahl der Gebäude gedeckt ist, während die Dachfirsten und Dachränder nur in Schieferumrahmungen, Wände und Giebel der Häuser aber meist ganz in Schieferbekleidung erscheinen. Und wie bunt macht sich erst das Schauspiel, wenn allenthalben an den Trockenstangen in langen Reihen die lebhaften Türkischroth- oder andere Farbengarne wehen! Auch die hohen Fabrikschornsteine mit ihren dunklen Rauchsäulen zwischen den hellen Kirchen mit ihren grauen Thürmen und den grünen Höhen mit ihren Baumgruppen machen sich eigenthümlich in dem farbenreichen Bilde der Stadt, deren Anblick namentlich überrascht, wenn wir, vom Ottenbruch heraufkommend, auf dem Grünenwalderberg plötzlich ihr Ganzes vor Augen liegen haben.

Elberfeld's älterer Theil lehnt sich in unregelmäßiger Bauart an den Griffelberg, der seinen Namen den Kindern verdankt, die sich seines verwitterten Schiefers zum Schreiben bedienten. Die neueren Theile der Stadt sind regelmäßig gebaut und prangen mit zahlreichen hübschen Straßen, die sich jedoch theilweise steil nach den nahen Anhöhen hinaufziehen, und mit stattlichen Gebäuden, deren viele gradezu Palästen gleichen. — Herrscht in den Hauptstraßen viel Verkehr, so rauscht und rasselt, saust und schnurrt, pocht und schlägt es allenthalben in den Häusern bis hinauf unter die Dächer in so buntem Gewirre, daß man verwundert stehen bleibt, um, durch die kalte Warnung an den Thüren: „Verbotener Eingang" abgeschreckt, mit unbefriedigter Neugier weiter zu gehn, bedauernd, daß man, selbst bei den großartigen Etablissements, nicht einmal durch eine entsprechende Auf-

schrift erfährt, was hier gesponnen oder gehaspelt, gewebt oder gewirkt wird. — Doch erhält der Fremde, der nicht Geschäftsmann ist, auf Ersuchen überall freundlichen Zutritt. Einen Begriff von der bunten Thätigkeit, die hier entfaltet wird, kann man sich aber schon machen, wenn die Fabriken des Mittags und Abends ihre Pforten öffnen und, ein ganz interessantes Schauspiel, die Arbeiter oder Arbeiterinnen denselben zu vielen Hunderten entströmen. — Das Straßenpflaster Elberfeld's steht gegen seinen Wohlstand zurück; die „Erholungsstraße" kann daher, wie andere chaussirte Straßen, für den müden Wanderer wohl nomen et omen vereinigen. — Die Gasbeleuchtung der Stadt erfreut sich dagegen des Vorzugs vor andren, die an Laternenweite leiden und nicht selten mit dem Mondschein des Kalenders im Widerstreit liegen.

An öffentlichen Plätzen ist Elberfeld nicht reich. Ein schöner freier Platz ist jedoch der Königsplatz, der sich vor der katholischen Kirche ausbreitet und von Frau Daniel von der Heydt mit Linden bepflanzt wurde, und der geräumige Marktplatz, der an den Markttagen ein äußerst belebtes Bild gewährt. — Auf seiner Mitte grünt jene Eiche, welche zur Erinnerung an den 9. Nov. 1813 gepflanzt wurde, wo die Verbündeten in die Stadt einzogen. Das sie umschließende Eisengitter trägt auf drei Schildern die Namen des Kaisers Franz von Oestreich, des Königs Fr. Wilhelm III. von Preußen und des Czaaren Alexander von Rußland und die Inschrift: „Errichtet von der Eichengesellschaft unter Oberbürgermeister Brüning 1817."

Unter den kirchlichen Gebäuden Elberfeld's zeichnen sich besonders die katholische Kirche von Schinkel und die neue lutherische Kirche aus. Diese, in hübschem gothischen Style erbaut und mit einem hohen schlanken Hauptthurm und zwei Pfeilerthürmchen geschmückt, blickt erhaben von einer mit jungen Bäumen bepflanzten Terrasse in der Nähe des Punktes, welcher „Am Höchsten" heißt, über die Stadt hin; jene, im byzantinischen Style aufgeführt und freundlich im Innern ausgestattet, erhebt sich ehrwürdig mit ihren stattlichen Doppelthürmen und himmelhohen Spitzen am Königsplatz, eine Zierde des ganzen Stadtbildes. — Die alte lutherische Kirche bietet nichts Merkwürdiges; das holländisch-reformirte Gotteshaus entbehrt des Thurmwerkes und jedes äußeren Schmuckes, weil die Herzen seiner Besucher die geschmückten Tempel des Herrn bilden sollen; die alte reformirte Kirche ist die graue Wächterin des mit jungen Linden bepflanzten kleinen Kirchplatzes; die neue reformirte Kirche aber, ein Werk nach dem Entwurf des berühmten kölner Dombau-

meisters Zwirner, steigt massiv aus glatten Steinen im Rundbogenstyl empor, geziert von einem stattlichen Thurm. — Die Glocken aller Kirchen Elberfeld's haben ein sehr harmonisches Geläute, welches an das gepriesene „rheingauer Maigeläute" erinnert, wenn sie in der Sonntagsfrühe, wie dies üblich ist, eine halbe Stunde lang zusammen erklingen und ihr Ton durch den Umschluß der Berge wellenartig hin und wieder getragen wird.

Ein kirchliches Hauptfest bildet das dreitägige Laurentiusfest mit seinen feierlichen Prozessionen. Dieser Heilige ist nämlich der Schutzpatron von Elberfeld, welches deßhalb auch einen Rost in seinem Wappen hat. Laurentius wurde bekanntlich bei der großen Christenverfolgung unter Kaiser Valerian 258 zu Rom lebendig auf einem Roste verbrannt; eine fromme elberfelder Legende aber läßt ihn diesen Martertod auf dem Altmarkt der Stadt erleiden. Merkwürdiger Weise gräbt auch das Volk am Taunus, wo Laurentius der Kirchenpatron des Dorfes Kahlbach ist, Mittags zwischen 11 und 12 Uhr auf den Festtag dieses Heiligen (13. Aug.) beliebig in der Erde und findet „Laurentiuskohlen", die für mancherlei Dinge gut sein sollen.

Von den weltlichen Gebäuden Elberfeld's steht das großartige neue Landgerichts- oder Justizgebäude an der Spitze, welches das s. g. Eiland, eine hübsche Insel mit Rasenplätzen und Blumenbeeten, schmückt. Es bildet einen fürstlichen Sitz der Göttin der Gerechtigkeit, fürstlich nach Lage und Bauart, zwei stattliche Flügel, abwärts von einer Arkadenhalle geschlossen, aufwärts von einem Zwischenbau mit Pavillons. — Nahe dabei bemerken wir den s. g. Wunderbau, obwohl keines der sieben Weltwunder, doch seiner Zeit mit Recht so geheißen, ein Felsenhaus, welches fast nur an der Vorderseite aus Mauerwerk besteht.

Schade ist es, daß das, wie die katholische Kirche, unter Schinkel's Leitung massiv aus Quadern aufgeführte herrliche Rathhaus sich keiner freieren Lage erfreut. Ein stattliches Gebäude von modernem Styl, erhebt es sich dreistöckig in einem Hauptbau und zwei Seitenflügeln mit flachem Dachwerk, welches auf seinen vier Ecken von riesigen Adlern bewacht wird, während an der Pforte des Hauses zu beiden Seiten der Treppe zwei mächtige Löwen hingestreckt liegen. Ein Altan und Medaillons mit Löwen- und Adlerbildern schmücken die Fronte darüber, wo auch ein Löwe den Rost, das Wappen der Stadt, empor hält. — Der mit Freskogemälden gezierte große Saal des Rathhauses steht, seit die Assisen in's Landgerichtsgebäude verlegt wurden, unbenützt und verödet. Seine von

Plüddemann, Clasen, Fay, Mücke und Mengelberg 1842 gemalten Fresken sind fast verwischt und stellen beinahe wieder den Urzustand der nackten Wände dar, während sie historisch und symbolisch die Erhebung des deutschen Volkes aus seinem Urzustand zur höheren Sitte darstellen sollen.

Nicht minder großartig tritt uns vom „Döppersberg" das Hauptbahnhofgebäude der „Bergisch-Märkischen Eisenbahn" mit seinem Säulenportikus entgegen, ausgestattet mit schönen Sälen, von hübschen Anlagen umgeben und gehoben durch seine reizende Lage über dem Mittelpunkte der Stadt. — Zu seinen Füßen aufwärts liegt die Gasfabrik und das städtische Schlachthaus frei am Ufer der Wupper. — Das Casino verräth seine Bestimmung durch die Namensaufschrift im Fries und bildet einen stattlichen Bau, in welchen man durch einen Portikus von sechs kannelirten Säulen eintritt.

An Wohlthätigkeits-Anstalten hat Elberfeld keinen Mangel. Dem mit der Eisenbahn vom Rheine her Kommenden fällt zunächst das schöne Waisenhaus in die Augen, welches sich am „Steinbecker Bahnhof", unterhalb der Stadt, dreistöckig in einem Haupt- und zwei Seitenflügeln erhebt und erst kürzlich wieder von Peter de Weerth mit einem Vermächtniß von 10,000 Thalern bedacht wurde. — Das katholische Josephshospital macht sich durch sein Thürmchen kenntlich; das reformirte Armenhaus aber verkündet seine Bestimmung durch die Inschrift:

„Haec domus enutrit, si nescis forsitan, hospes,
Quidquid pauperie tristia fata premunt.
Sed ne tabescant saturato corpore mentes,
Saepius hic etiam coelica verba sonant."

(Dieses Gebäude ernährt, wenn's etwa dir fremd ist, o Wandrer,
Was mit der Armuth Noth drücket ein traurig Geschick.
Doch, daß der Geist nicht erschlafft, wenn Speise der Körper gefunden,
Tönt an dem nämlichen Ort oft auch das himmlische Wort.)

Stattliche Gebäude sind auch das allgemeine Armenhaus, sowie das allgemeine Krankenhaus, welches die Aufschrift trägt: „Denkmal der Noth und Hülfe in den Jahren 1816 und 1817" und aus dem Ueberschuß der damals von der Stadt zum Besten der Armen angekauften Lebensmittel erbaut wurde.

Mit Bildungsanstalten, sowohl für den Elementarunterricht, als für das Gewerbewesen, ist Elberfeld wohl versehen. Seine Webeschule bildet erwachsene junge Leute theoretisch und praktisch für die Fabrikindustrie aus. — Auch sein Gymnasium, um welches sich Hantsche († 8. Juni

1856) das Verdienst erworben hat, die Anstalt aus einer schwierigen Krisis gerettet zu haben, blüht. Ansehnlicher, als das aus einem Hauptbau mit zwei Seitenflügeln und einem kleinen Vorhof bestehende ältere Lehrgebäude, erscheint die Wohnung des Directors.

Reich ist Elberfeld besonders an prachtvollen Privatgebäuden, die zum Theil mit fürstlichem Luxus ausgestattet sind, so daß der Mangel eines Schlosses kaum gefühlt wurde, wenn des Königs Majestät hier sein Absteigequartier nahm. — An Gasthöfen, Restaurationen, Bierhäusern und Schenken fehlt es, wo so viel Verkehr herrscht und eine so zahlreiche Bevölkerung zusammengedrängt wohnt, natürlich auch nicht. Unter den Gasthäusern sind der Kurpfälzer Hof (Hermingbaus) und der Weidenhof (Kayser) altbekannt; jung emporblüht das Hotel Windrath, dessen freundlicher und gefälliger Besitzer (Rob. Windrath) zugleich die Restauration im „Döppersberger Bahnhof" versieht, der unsern seines Hauses liegt. — Die Verehrer des Hopfenkönigs Gambrinus verweise ich in die Bierhalle von W. Neuhof oder auf den Felsenkeller zur „Wolkenburg", wo man eines hübschen Blickes über Elberfeld und Barmen genießt. — Noch reizender aber entfaltet sich das Panorama von dem Johannisberg, einer schön gelegenen Gartenwirthschaft mit großem Salon und geräumiger Halle, Tivoli und einer ausgedehnten Terrasse mit Baumpflanzungen. In diesen Räumen trifft man im Sommer ein Vaudevilletheater, während im Winter die Vorstellungen in dem städtischen Theatergebäude gegeben werden und zwar, wie hier, durch die düsseldorfer Schauspielergesellschaft. — Eine schöne Lage hat auch das Lokal des Schützenvereins unterhalb der Stadt, ein großer Rundsaal mit einem Schauthurm und hübschen Anlagen.

Den Glanzpunkt in Elberfeld's Umgebungen aber bildet die Haardt, jetzt gewöhnlich die Elisenhöhe und sonst auch die Diemelshöhe genannt, von deren Fernsicht Freiligrath rühmt, daß „eine ähnliche keine Stelle des Continents wieder bieten möge." Schlangenwege führen den mit hübschen Anlagen ausgestatteten Berg hinan, dessen breiten Gipfel Eller's Garten mit seinem Schauthurm schmückt, der, weithin sehend und weither gesehen, der Gegend zur besondren Zierde gereicht. Ehemals eine Windmühle, wurde dieser Rundthurm von dem Rentner Engelbert Eller in ein geschmackvolles Belvedere mit hübschen Zimmern verwandelt, zu welchem Jedermann für 5 Groschen Trinkgeld Zutritt hat. In seiner Kuppel einem Leuchtthurm ähnlich, gewährt er aus seinen Fenstern und von seiner Gallerie eine eben so herrliche, als reiche Aussicht. — Begründer der Anlagen auf dem Haardtberg war der durch seine vier-

zigjährige patriotische Wirksamkeit ausgezeichnete Wundarzt Dr. Diemel († 30. März 1821), dessen von einem Eisengitter umschlossenen Gedenkstein ein mächtiger Engel bewacht, die eine Hand auf einen Schlangenstab gestützt, die andere mit einem Lorbeerkranz auf das Monument gelehnt. „Unserm gemeinnützigen Mitbürger, dem Dr. J. St. A. Diemel, Stifter dieser Anpflanzungen. Errichtet 1823." So lautet in großen gothischen Zierbuchstaben die Inschrift des bedeutungsvollen Denkmals, welches das Andenken dieses trefflichen Mannes auch den künftigen Geschlechtern der Stadt erhalten wird, wenngleich der Name „Diemelshöhe" fast schon verklungen erscheint.

Diemel war, wie es seiner Zeit im „Westphälischen Anzeiger" hieß, als praktischer Wundarzt ein wahrer Helfer in der Noth, als Mensch und Christ ein rechter Trost der Armen, ein Bote des Friedens der Unglücklichen und Verlassenen, ein stiller Engel Denen, die im Verborgenen Leid trugen, als Staatsbürger ein treuer Anhänger an König und Vaterland, ein uneigennütziger Förderer des öffenlichen Wohles. — Wie aber Diemel als edler Menschenfreund unendlich viel Gutes wirkte, so schuf er als Freund und Kenner der Natur, von Elberfeld's Bewohnern rühmlich unterstützt, auch die öde Haardt mit beispielloser Sorgfalt, Einsicht und Aufopferung zu jenem freundlichen Orte öffentlicher Lustwandlungen um, als welcher er jetzt eine wahre Zierde der Stadt und Umgegend bildet und Fremden und Einheimischen so vielen Genuß gewährt.

„Hier, rühmt derselbe „Anzeiger", sieht der Reisende die Pracht der Kirchen, Häuser und Gärten, die schönen Bleichen, die grünen Rasen, die Straßen mit den vielen hin und her wandelnden geschäftigen Menschen, Trägern und Karren, Wagen und Chaisen. Dort erblickt er die liebliche Wupper, die das Garn feuchtet und die Wiesen benetzt, und auf den wellenförmigen Gebirgen prangen Gebäude, Häuser, Dörfer und Schlösser. Wie ergötzt sich hier das Auge an der Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Gegenstände, der rothen und blauen Dächer, des weißen Garns auf den Bleichen und der grünen Rasen, des spiegelhellen Stromes und der dunklen Straßen, der rauschenden Wasserfälle, der Mühlenräder, der Brücken, Felder, Gärten, Waldungen, Steinfelsen und Berge, welche halb von der Sonne beleuchtet sind und halb im Schatten stehen! Wer möchte wagen, das Ganze zu beschreiben?"

Tiefer am Abhange des Haardtberges begegnet man einem Denkmal des bergischen Heidenbekehrers Suitbertus, das jedoch, dem Zerfalle nahe, kaum mehr ist, als ein viereckig aufgemauerter Steinhaufen, der

oben eine Urne und an der Vorderseite eine Steinplatte trägt mit den Worten:

„Dem ersten Bothen des Evangelii im Lande der Berge, Switbertus, gebohren in England DCXLVII, ging heim in Kaiserswerth DCCXVII. Errichtet MDCCCXVIII.“

„Suitbertus, der fromme und standhafte Heidenbekehrer, durch den hl. Egbert in England zum Priester gebildet und geweiht, hatte sich, erzählt J. F. Knapp, zum Schauplatz seines christlichen Beginnens vor Allem die Gegend des Niederrheins und Westphalens gewählt. Als schönster Lohn seines Feuereifers ward ihm die Bekehrung einer Menge Bewohner unseres Landes. Ein unvermutheter Einfall der Sachsen, welche die heftigsten Feinde des Christenthums waren, nöthigte ihn zur Flucht und Rückkehr nach England, wo er von Bischof Wilfridas von York zum Bischof geweiht wurde. Bald darauf kehrte unser unermüdlicher Verkündiger des Evangeliums nochmals auf's Festland zurück und widmete von Neuem seine ganze Thätigkeit dem schönen Ziele seines Lebens. Da zwang ihn ein zweites Vordringen der kriegerischen, heidnischen Sachsen zum zweiten Male zur Flucht. Jetzt wieß ihm Pipin auf Bitten seiner Gemahlin Blithrida einen Ort am Rhein als Freistätte an, wo er ein Kloster anlegte, woraus die heutige Stadt Kaiserswerth entstand. Hier starb er den 1. Mai 717 unter geistlichen Uebungen. Im Jahr 1662 soll man in Kaiserswerth seine Ueberreste in einer silbernen Kapsel gefunden haben, die daselbst noch verwahrt werden. Mehrere Gefährten des hl. Suitbertus waren von den Sachsen gefangen und grausam hingerichtet worden. Die Stadt Elberfeld errichtete, die erste im Lande, dem edlen Manne auf der Haardter Höhe in der Stadt im Jahre 1818 ein steinernes Denkmal.“

Sehenswerth sind auch die Todtenhöfe von Elberfeld, welche auf dem „Dörrenberg“ an der Chaussee nach Langenfeld liegen, und zwar, wenn wir die hohe Straße am „Drüggen Püdd“ hinausschreiten, links der lutherische, rechts der reformirte und katholische, alle reich an hübschen Grabmonumenten und durch ihre schöne Lage ausgezeichnet. — Auf dem lutherischen Kirchhofe fällt besonders die gothische Grabkapelle von Böddinghaus in's Auge und das stattliche Portal, auf dessen Gallerie in der Morgenfrühe des zweiten Pfingsttages ein Choral gesungen und gespielt wird. — Der am 9. Mai 1848 im Barrikadenkampf gefallene Kapitän Johann von Uttenhoven ruht auf dem reformirten Friedhof.

Barmen, wo Stadt und Land, wie Freiligrath sagt, einen freundlichen Kampf mit einander führen, bald die Stadt ihre schweren Häusertruppen vorschiebt, bald das Land mit Garten, Wiese und Gebüsch da-

zwischen tritt und die feststehenden Carrés umzingelt," ist gleichfalls ebenso reich an hübschen Gebäuden, als an malerischen Reizen, und seine Straßen gleichen oft nur einer Reihe von hübschen Landhäusern, die einladend aus blühenden Gärten und schwellenden Wiesen blicken.

Wir bemerken hier vor Allem die nach einem Entwurf von Hübsch in Carlsruhe aufgeführte evangelische Kirche mit ihren schlanken Doppelthürmen, von der unser Werk eine Ansicht bringt und der gegenüber sich das stattliche gußeiserne Denkmal erhebt, welches Barmen's Bürger zum Gedächtniß Fr. Wilhelm's III. haben errichten lassen. Eine gothische Thurmsäule mit Eckthürmchen und anderem Zierwerk aus der Eisengießerei von L. Jürges u. Comp. in Crefeld, steht dieses Monument auf einem kleinen freien Platze, der, mit jungen Kastanien bepflanzt, der „Denkmalplatz" genannt wird, und trägt, von einem Eisengitter umschlossen, außer drei langen Erlassen des Königs, mit Bezug auf diese letzten Willensverfügungen aus den Jahren 1827 und 1840 in goldnen Buchstaben die Inschrift: „Solch einen König hatten wir, von Gottes Gnaden, und solch einen König hat uns Gott in seiner Huld gegeben. Die Bürger der Stadt Barmen." (Ohne Jahreszahl.) — Die Querstraße nach der Kirche beschattet eine kleine Allee und die Hauptstraße ist hier gleichfalls mit schattigen Baumreihen geschmückt.

Als ein nettes Gotteshaus stellt sich auch die katholische Kirche in Oberbarmen mit ihrem Säulenportikus und Stumpfthurm dar; die lutherische Kirche in Wupperfeld aber hat zur Knaufzierde über dem Kreuze ihres Thurmes, statt des Hahnes, einen Schwan. Ich hatte denselben zwar für einen Pelikan versehen wollen; dies wurde mir jedoch von einem Eingebornen widersprochen, und so mag denn der Schwan bleiben und an jene romantische Rolle erinnern, welche dieser Vogel am Niederrhein spielt, wo sie ihren Glanzpunkt in der Sage vom „Schwanenritter" zu Cleve erreicht. Wollte es auch nur der Zufall, daß das Hauptgasthaus in Barmen „Clevischer Hof" heißt, so fehlt doch hier das romantische Element keineswegs, und es ist neuerdings sogar ein kleines Sagenbuch der Stadt erschienen. — Sonst erwähne ich nur noch das alterthümliche Amthaus mit seinem seltsamen Dache und den hübschen neuen Gesellschaftsbau der Concordia, sowie das stattliche Rathhaus, ein Hauptbau mit zwei kleinen Flügeln zu beiden Seiten seines Vorhofes „an der Gemarke." — Auch ist besonders hervorzuheben, daß Barmen eine Taubstummenschule besitzt. — Wer rasch eine provisorische Brücke schlagen will, kann sich Wupperfeld zum Muster nehmen, wo „an der Pfalz" zwei alte

Wagenachsen mit ihren Rädern als Brückenpfeiler der Wupper dienen. — Fabrikgebäude, Färbereien und besonders Bleichen bemerken wir auch in Barmen und seinen Schwesterorten überall.

Die „Bergisch-Märkische Eisenbahn," welche, sobald die „Düsseldorf-Elberfelder" auf der sechsbogigen Brücke bei Sonnborn plötzlich das Thal der Wupper betreten, im Anschluß an diese Bahn, hoch am Abhang der Berghöhen des linken Ufers hinzieht, dem Auge jedoch durch ihren Lauf zwischen tiefen Erdeinschnitten öfter die reizende Aussicht über Stadt und Gegend benimmt, hat in Barmen und Rittershausen Stationen, überschreitet bei letzterem Orte die Wupper und tritt aus dem Herzogthum Berg in die Grafschaft Mark. Sowohl die Eisenbahnbrücke, welche hier, als jene, welche dort über die Wupper führt, sind sehenswerth, wie denn die ganze Bahnanlage als ein Werk erscheint, das durch seine Schwierigkeit unsere Bewunderung verdient.

Elberfeld zählt 52,000 und Barmen 42,000 Bewohner, deren Leben und Weben, Handel und Wandel sich innerhalb und um die Industrie bewegt. Die Geschäftigkeit scheint hier so groß, daß viele Haushaltungen sich nicht einmal das heiße Wasser selbst machen; wenigstens liest man in allen Straßen, wie dies in Holland sittlich ist, Aufschriften, welche den Verkauf von heißem Wasser ankündigen. — Fortwährend werden neue Industriezweige eingeführt, neue Fabriken gegründet, neue Webstühle angelegt, neue Bleichen aufgethan und neue Färbereien begonnen. Es ist daher ebenso unmöglich, die Größe dieser gewerblichen Rührigkeit in Zahlen auszudrücken, als alle Artikel, Stoffe und Zeuge namentlich aufzuführen, welche hier verfertigt werden. Zählte man Ende 1855 in unserem Bezirke gegen 6000 Webstühle und etwa 700 Fabrikgebäude, gegen 40 Seiden- und etwa 70 Wollen- und Baumwollenfabriken, über 100 fabrik- oder handwerksmäßig betriebene Färbereien und Druckereien und an 30 Knopf-, 15 Band- und 5 Teppichfabriken, eine große Reihe von Bleichereien und eine Menge andrer Fabriken, als in Eisen, Bronze, Papier, Tapeten, Leder, Posamentierwaaren und chemischen Produkten; so möchte ich schon jetzt (Mitte 1856) nicht mehr für diese Ziffern einstehen, obwohl es einem Fremden schwer wird, solche Zahlenangaben zu prüfen, zu widerlegen oder zu bestättigen, da bei der Unsumme von Industriezweigen, die hier gepflegt werden, der Abgang alter und der Zugang neuer Geschäfte beständig ebben und fluthen, wie die Mode der einzelnen Artikel, Muster ꝛc.

Eine der ersten bedeutenden Fabriken Elberfeld's war die seit 1808 thätige Bauwollspinnerei von F. A. Jung auf dem Gute Hammer-

stein. Unter den Seidenfabriken stehen jetzt die großartigen Etablissements von Joh. Simon's Erben, M. Leser u. Comp., Meckel u. Comp. in erster Reihe, jene verbunden mit einer Seidenfärberei, alle durch Dampfmaschinen betrieben.

Wer in die Arbeitssäle dieser Fabriken eingeführt wird, wie ich in die Leser'sche, wo viele Hunderte von Mädchen mit der Zubereitung der Garne und mit Weben beschäftigt sind, genießt ein Schauspiel, wobei ihm wörtlich und figürlich Hören und Sehen vergeht. Welch ein Rasseln und Rauschen, Schnurren und Schlagen der Spulen und Stühle, dem ungewohnten Ohre beim Eintritt kaum erträglich! — Wenn aus diesen Mädchen einst lauter schwerhörige Weiber würden, wäre es kein Wunder. Und wie erstaunt erst der Geist über die Kunst dieser verwickelten Maschinerien, welche, die Erfindungsgabe der Menschen verherrlichend, ruhelos von der allgewaltigen Kraft des Dampfes bewegt, ganz mechanisch von jenen Mädchenhänden bedient werden! — Großartig ist auch die Dampfweberei der Gebrüder Böddinghaus in Wolle und Halbwolle. — Von den Türkischrothfärbereien erwähne ich nur die Fabriken von Dunckleberg und J. F. Wolff. Bedeutend ist die Seidenfärberei in verschiedenen Farben von Dan. Kämper; Schwarzfärber gibt es in Menge. — Ein wichtiges Institut für die Seidenfabrikation ist die Seidentrocknungsanstalt, welche zur Bestimmung des Handelsgewichts der Seide dient. — Von den Seidehandlungen nenne ich die Firma Caspar und Benjamin Engels in Barmen. Als Muster wahrhaft christlichen Wandels gepriesen, hatten die Träger dieses Namens seiner Zeit eine der bedeutendsten Fabriken angelegt und verwandten ihren wohlerworbenen Reichthum zu den edelsten Zwecken, zur Unterstützung der Armen und der öffentlichen Anstalten. — Auch die Namen Peter Bredt und Friedrich Krebs hatten hier guten Klang, und Schuchard's Baumwollenwaaren waren nicht minder rühmlich bekannt, als die Kunstwebereien von Kurtz in Elberfeld. — Aus den zahlreichen Natur- und Kunstbleichen sei hier nur die Bleicherei von Reinertz in Barmen und F. Siepermann's Kunstbleicherei in Elberfeld hervorgehoben. — Ansehnliche Maschinenbauerei betreibt unter Andren Aug. Birken in Unterbarmen. — Die geschliffenen Oefen zu Köln und Elberfeld galten seiner Zeit als Kunstwerke, deren sich das Ausland nicht rühmen konnte. — Beachtungswerth ist besonders auch die Eisengarnfabrikation und beträchtlich die Zahl der Handwerker in allen Fächern der Technik, deren Unterstützung die Fabrikindustrie bedarf. Doch

„Wer zählt die Dinge, nennt die Namen,
Die hier zu Tage kommen, kamen?“

Der Handel, welcher die mannigfaltigen Erzeugnisse des Kunst- und Gewerbfleißes nach allen Zonen hinaussendet, entfaltet sich in der lebhaftesten Weise, wenngleich die am 7. November 1821 vom König sanktionirte „Rheinisch-Westindische Compagnie" nicht mehr besteht, seit die Neuzeit mit ihren Eisenbahnen das ganze Verkehrswesen umgewandelt hat. — Auch die Material-, Farb- und Colonialwaarenhandlungen sind bedeutend.

In Bezug auf geselliges Leben steht Elberfeld gegen andere Städte zurück. Die geschlossenen Gesellschaften, wie die öffentlichen Gasthäuser, werden nur des Abends besucht. Sonntags wandert Alles nach den Wirthschaften der Umgebung aus. „Hermann zum Lande der Berge" und „Rudolf zum Elverfelde" heißen die hiesigen Maurerlogen. Sonst ist das Leben in Elberfeld bei dem Zusammendrang so vieler Menschen nicht wohlfeil, obwohl auch Garten- und Feldbau an Ort und Stelle getrieben wird. — Auf den Kirchenbesuch hält das hiesige Volk viel; die Gotteshäuser sind daher immer voll, als ob die verschiedenen religiösen Genossenschaften auch in dieser Beziehung mit einander wetteiferten, wie im Baue ihrer Tempel, Spitäler und Armenhäuser und in der Anlage ihrer Friedhöfe. — Mit seiner geistigen Gewecktheit für die Industrie tiefe Gemüthlichkeit verbindend, zeigt der Elberfelder sich freundlich, theilnehmend und wohlthätig gegen Fremde und Einheimische, kehrt aber diese Gefühlsrichtung auch gerne nach Innen und neigt sich daher der mystischen Richtung zu, welche in dieser Gegend ein vorzügliches Asyl genießt. Die „Rheinische Missionsgesellschaft", ein „Traktätchenverein" und die „Bergische Bibelgesellschaft" haben hier ihren Sitz, von wo bereits Hunderttausende mit Bibeln versehen wurden, aber nicht minder auch mit Traktätlein. — Der Dichter Jung Stilling († 1817), dem Göthe eine so schöne Charakteristik gewidmet hat, ein Mystiker im edlen Sinne des Wortes, wirkte hier als Arzt. Auch Joh. Fr. Knapp und Moritz Thieme gehörten Elberfeld an. Der bekannte Geschichtschreiber Teschenmacher, sowie Nicolaus Becker, der Dichter des seiner Zeit so gefeierten Rheinliedes, waren hier geboren. Friedr. Strauß, der Verfasser der „Glockentöne", und Ferd. Freiligrath lebten längere Zeit in Elberfeld und Barmen. Der jetzige preußische Handelsminister von der Heydt ist gleichfalls ein Elberfelder.

Die hiesige Mundart ertönt so platt, daß der Mittelrheiner sie kaum versteht. Als Pröbchen genügt folgendes „Vertälchen" (Erzählungchen — Anekdote) aus Radlof: Enn aul (alte) Frau, die en enigen Dagen nit geschlopen het, let den Pastor ropen. „Her Pastor, seit si to em, ek konn molz, wenn ih des Nomeddags predigdet, so sellkens enongern (stillchen schlafen);

jetzt hev ek wal en drei Dagen nit schlopen können, wel ih dann wal so got sin, on predigen mek he wat vör?"

Elberfeld hat, seit 1619 mit städtischen Rechten begabt, als Kreisstadt des Regierungsbezirks Düsseldorf, die gewöhnlichen Behörden der Kreisstädte, ein Land- und Handelsgericht, eine Handelskammer und ein Fabrikengericht und besitzt eine Börse und eine Feuer- und Lebensversicherungsanstalt. Auch erscheint hier die bekannte „Elberfelder Zeitung." — Den Namen der Stadt leitet Simrock von den „Elfen" her, welche im Mittelhochdeutschen „Elber" hießen, und bringt damit den Elfenkönig in Beziehung, welchen wir bei Hardenstein im Ruhrthal näher kennen lernen. Andre deuten ihre Benennung als Elveri villa.

Große historische Erinnerungen knüpfen sich an Elberfeld nicht. Bei seinem ersten Erscheinen in der Geschichte hatte es den edlen Sachsen Brüning zum Gebieter, Häuptling oder Drost, dessen Name noch jetzt in der Bürgerschaft der Stadt fortlebt und in dem verdienstvollen Oberbürgermeister Brüning einen so wackeren Träger hatte. Von jenem alten Drost erzählt Hengstenberg aus dem sächsischen Geschichtschreiber Wittechind: „Sachsen berührte damals an der heutigen bergischen Gränze der Grafschaft Mark das mächtige Herzogthum Franken. Der Franken Herzog war Eberhard, König Konrad's I. Bruder. Die Sachsen wurden anmaßend und stolz. Wer von ihren Großen ein Lehen von dem fränkischen Herzog hatte, wollte es jetzt nur von dem Kaiser aus dem Hause der sächsischen Herzoge empfangen und unmittelbarer Lehensmann derselben sein. So wollte auch Brüning seine Burg oder Stadt Elverfeld nicht mehr vom Herzog der Franken, sondern nur von seinem Kaiser zu Lehen nehmen. Da erbrauste der Zorn des alten Eberhard. Er sammelte ein Heer, zog vor Elverfelt, verbrannte es und tödete alle seine Einwohner. Die Fehde zwischen dem edlen Sachsen Brüning und Eberhard wurde jetzt so heftig, daß weit umher von beiden Seiten Alles mit Feuer und Schwert verheert wurde. — Zu gleicher Zeit entstand ein Streit durch die Verschiedenheit des fränkischen und sächsischen Rechtes über die Erbfolge, ob nämlich Enkel nach dem Tode ihrer Eltern die Großeltern eben so gut, wie die noch lebenden Kinder derselben, beerben könnten. Zur Entscheidung dieser Frage und zur Schlichtung der Fehde zwischen Brüning und Eberhard wurde endlich ein Landtag zu Steele bei Essen bestimmt, und die Rechtsfrage durch das Gottesurtheil des Zweikampfs zu Gunsten der Enkel entschieden."

Die Erinnerung an die alte Burg der kriegerischen Ritter von Elverfeld, welche bis auf die letzte Spur vertilgt ist, lebt nur noch in Straßen-

namen fort. „Elberfeld, erzählt ungefähr Freiligrath, war einst ein Rittergut der Dynasten dieses Namens mit einem Schlosse von großem Umfang, das erst 1421 dem Lande Berg einverleibt wurde, worauf sich thätige Ansiedler um das Schloß her anbauten, bis ein Ort entstand, der 1619 Stadtrechte erhielt. — Auf den Höfen und Grundstücken, welche das „Barmen" hießen und schon 1244 durch Kauf an die Grafen von Berg kamen, wurde ebenso, wie in Elberfeld, zu Ende des 15. Jahrhunderts die Garnbleicherei eingeführt, womit sich damals die Bewohner von Werden, Hattingen und Witten schon Wohlstand erworben hatten. Im J. 1527 erhielten Elberfeld und Barmen von ihrem Landesherrn Johann III. ein ausschließliches Privilegium dafür. Das ist der erste Anfang der Industrie des Wupperthales, die jedoch erst blühenden Aufschwung nahm, als sich nach dem Antritt der Regierung Fr. Wilhelm's I. von Preußen die rüstigen und kräftigen jungen Männer der gewerbthätigen Grafschaft Mark hierher flüchteten, um, da Berg pfalzbayerisches Gebiet war, den Soldatenaushebungen des Königs zu entgehn.

Noch zu Anfang der vorigen Jahrhunderts bestand Barmen blos aus 36 Höfen und 200 zerstreut stehenden kleineren Häusern. Jetzt bildet es schon eine Fabrik- und Handelsstadt fast ersten Rangs, deren Wachsthum bewunderungswürdiger erscheint, als bei dem gleichjungen Petersburg, da dieses durch die Macht der Czaaren, jenes durch seinen Gewerbfleiß emporblühte. Elberfeld's Zunahme ist eben so merkwürdig, nur nicht so auffallend, weil es schon früher eine Stadt war." — Hübner nennt es noch 1737 „ein kleines Städlein an der Wupper, welches wegen seiner Eisenwerke bekannt ist." Es wohnten hier damals kaum 1000 Menschen, wo wir deren jetzt schon über 90,000 zählen! Ehe übrigens die preußische Regierung für das Emporblühen dieses Fabrikbezirkes in die Schranken trat, der sich namentlich seit der Einführung des Zolles und der Gründung des Zollvereins außerordentlich hob, hatte schon der französische Revolutionskrieg und besonders die Continentalsperre, welche die Concurrenz mit England möglich machte, der hiesigen Industrie großen Vorschub geleistet.

Das benachbarte Remscheid, der Geburtsort des gelehrten Geistlichen und Dichters Wilh. Aschenberg († 1820) und des berühmten Kaufmanns und Reisenden Peter Hasenclever († 1793), zeichnet sich ebenso durch seine schöne Lage und Aussicht, als durch seine Eisenindustrie aus. — Solingen ist aller Welt durch seine Klingen und den „Schmied von Solingen" bekannt, den uns Simrock besungen hat. Dieser biedre Mann, welcher seinem Lieblingshelden, dem „alten Fritz", im 7jährigen Kriege auf

eigne Faust Hilfe brachte, nachdem er ihm schon vorher 12 Jahre gedient, hieß Peter Hahn und wohnte zu Limminghoven, einem der gewerbreichen Weiler, welche die Stadt umgeben. Dan. Peres erfand hier die feinste Stahlpolitur; W. Schaaf wurde rühmlichst bekannt durch seine vergoldeten Klingen. Herzog Wilhelm II. hatte den Fabriken zu Solingen schon 1401 ein Privilegium ertheilt; die hiesige Waffenfabrik rühmt sich jedoch eines weit höheren Alters. Wenigstens wurde einem Reisenden, der einen Arbeiter in der Gewehrfabrik daselbst nach der Zeit ihrer Entstehung fragte, geantwortet: „Das können wir so genau nicht angeben; so viel ist aber gewiß, daß das Schwert, womit der Engel den Adam und die Eva aus dem Paradies jagte, in Solingen verfertigt wurde." — Die Geschichte nennt den P. Simmelpuß als den Ersten, der hier Damascenerklingen fertigte. Wie er zu dieser Kunst gelangte, theilt die Sage mit, die sich, von F. Steinmann erzählt, in Rousseau's „Sammlung rheinischer Sagen" findet. — Bei Vohwinkel mündet die „Steele-Vohwinkler" oder „Prinz-Wilhelms-Zweigbahn", welche besonders dem Ruhrkohlenverkehr dient, in die „Elberfeld-Düsseldorfer Bahn", deren höchster Punkt Hochdahl, mit der großartigen Eisenschmelze „Eintracht", eine unermeßliche Fernsicht über das bergische Land, nach dem Rhein, Köln und dem Siebengebirg bietet.

Zwischen hier und Mettmann, wo der berühmte clevische Kanzler Conrad Heresbach († 1576) geboren wurde, dem wir bei Wesel und Cleve wieder begegnen, liegt in dem malerischen Thale der Düssel die von Elberfeld und Düsseldorf aus viel besuchte Neanderhöhle, in deren Umgebung sich auf engem Raume eine Landschaft entfaltet, die mit ihren Felsgruppen und Höhlen, Grotten und Schluchten, rauschenden Bächen und Wasserfällen, Tropfsteingebilden und seltenen Pflanzen eine wahrhaft reizende Partie bildet. Nach der Erzählung der Umwohner von einem Einsiedler Namens Neander benannt, hat diese Höhle, welche im Munde des Volkes schlechthin auch das „Gestein" heißt, ihre Benennung von dem würdigen Prediger und Dichter Joachim Neander aus Bremen († 1680) empfangen, der als Rector einer Schule in Düsseldorf oft dahin ausflog und sich hier am Busen der schauerlichschönen Natur für die frommen Lieder begeisterte, in denen er den Herrn verherrlichte, zum Theil mit Anklängen an unser romantisches Thal, wie in den Versen:

„Gott, wie rühmen Dich
Berge, Fels und Klippen!
Sie ermuntern mich;
Drum an diesem Ort,
O mein Fels und Hort,
Jauchzen meine Lippen!"

II.

Mühlheim. — Worringen und Neuß.

(Schloß Stammheim. — Dünwald. — Monheim. — Dormagen. — Zons.)

Ehe wir nun die reizende rheinische Kunst- und Malerstadt Düsseldorf begrüßen, müssen wir das Augenmerk noch auf einige kleinere Orte richten, die theils als Schmuckbilder unseres Werkes auf Erwähnung Anspruch haben, theils ihrer Geschichte oder Industrie wegen der Anführung würdig sind. — Die Partie von Köln abwärts bis Düsseldorf zu Wasser ist zwar langwieriger, als mit den Eisenbahnen, da hier der Rhein viele und große Krümmungen macht; indessen bietet die Fahrt auf dem Strome immerhin noch viel Angenehmes. „Die Landschaften haben, wie Schreiber sagt, meist den Charakter von Tenier's und Waterloo's lieblichen Bildern. Kirchthürme, Windmühlen, Dörfer und Meiereien heben sich aus Gebüschen hervor und arbeitende Landleute und Hirten machen die Staffage." Besonders hübsch ist der Rückblick nach der ehrwürdigen Colonia Agrippina mit ihren zahlreichen Thürmen und der Blick nach dem malerischen Lande der Berge.

Mühlheim, am rechten Ufer des Rheines und an der Köln-Mindener Bahn, ein alter Ort, der bereits 1322 Stadtrechte erhielt, verdankt seine Blüthe hauptsächlich den protestantischen Flüchtlingen, welche, seit 1608 um ihres Glaubens willen aus Köln vertrieben, im Bergischen, Clevischen und Märkischen ihre Wohnsitze nahmen und elende Dörfer in blühende Städte umschufen. — Ob hier einst die Hauptstadt der Ubier blühte und Cäsar seine hölzerne Brücke über den Rhein schlug, mag dahin gestellt bleiben. Von den Spaniern unter Spinola 1614 zerstört und durch den furchtbaren Eisgang am 27. und 28. Februar 1784 in 180 Häusern sammt der evangelischen Kirche weggespült, erholte sich Mühlheim durch seinen Gewerbfleiß, seine Fabrikthätigkeit und seinen Speditionshandel so bald wieder, daß es jetzt ebenso viel Freundlichkeit, als Wohlhabenheit zur Schau trägt. Wie die schönen Gartenanlagen von Andrä, so legt davon heute das neue Schützenhaus an der Straße nach Wermelskirchen, eine zu beiden Seiten auf Säulen ruhende großartige Halle aus massivem Mauerwerk mit prachtvoller innerer Verzierung, das schönste Zeugniß ab. — Adam Adami, bekannt durch seine „Geschichte des westphälischen Friedens", war 1610 in Mühlheim geboren und Joh. Wilh. Reche, der berühmte

geistliche Liederdichter, lebte hier. — Das Schloß Stammheim des Grafen Fürstenberg besitzt eine neue hübsche Kapelle und eine ansehnliche Sammlung von Kupferstichen, namentlich reich an Porträten. — Wegen der Sagen vom „Salvatorbild zu Stammheim," von der „Eichensaat" und vom „Kloster Dünwald" muß ich auf Rousseau's und Simrock's „Rheinische Sagen" verweisen. — Bemerkenswerth erscheint auch der s. g. „Kasseler Berg" zwischen Hittorf und Rheinkassel, eine Sandbank aus groben Kieseln, die eine feste steinartige Masse bilden.

Am linken Rheinufer und der seit 1855 eröffneten Eisenbahn von Köln nach Crefeld gelegen, wurde Worringen, in welchem man das Buruncum der Römer findet, wo die Ala Indiana ihrer Reiterei stand, schon durch die Versammlung geistlicher und weltlicher Fürsten bekannt, welche Pabst Innocenz IV. wegen der Königswahl Wilhelms von Holland 1274 im hiesigen Schlosse halten ließ, noch berühmter aber durch die blutige Schlacht, welche, nach der Stadt benannt, am 4. Juni 1288 in ihrer Nähe auf der Fülinger Haide geschlagen wurde.

Veranlaßt durch die Ansprüche auf die Erbschaft des Herzogthums Limburg nach dem Tode Walrams III., war diese Schlacht, in welcher von der einen Seite der Herzog Johann von Brabant, die Grafen von Berg und Mark und die Bürger von Köln, auf der andern der kriegerische Erzbischof Siegfried von Köln und sein Bruder Graf Heinrich von Westerburg, Graf Heinrich von Luxemburg und seine beiden Brüder, Graf Adolph von Nassau und die Grafen von Geldern und Jülich, sowie dort und hier viele andre Edlen, Ritter und Herrn kämpften, eine der blutigsten und erbittertsten ihrer Zeit. — Worringen wurde der Wahlplatz, weil Köln's Bürger den Herzog von Brabant gebeten hatten, die verhaßte Burg daselbst zu zerstören, aus welcher die Söldner des Erzbischofs an den vorüberziehenden Kaufleuten die schändlichsten Räubereien begingen. Kaum hatte Johann die Belagerung begonnen, als Siegfried seine Bundesgenossen aufbot, indem er schrieb: „Ein ungeheurer Wallfisch, wie ihn diese Gegenden noch nicht gesehen, sei an das diesseitige Ufer der Maas aufgeworfen und zappele in den Gefilden bei Worringen. Wenn sie schnell wären, könnten sie ihn fangen." — Die Freunde erschienen zahlreich, aber die Schlacht, welche einen ganzen Tag währte, ging trotz der vierfachen Uebermacht seines Heeres für den Erzbischof verloren. — Sie bietet so interessante Einzelheiten, daß wir bedauern, dieselbe nicht umständlicher schildern zu können. Fast alle höheren Heerführer suchten einander persönlich im Kampfe auf. Nett ist namentlich

folgender Zug. Graf Heinrich von Luxemburg, der mit seinem Gegner, dem Herzog Johann, mitten in den Feinden zusammentraf, faßte denselben mit beiden Armen um den Hals und rang mit ihm. Da stieß Walter von Bisdomme (Bisthum), ein Manne des Herzogs, die Gefahr seines Herrn wahrnehmend, dem Grafen den Speer unter die Rüstung, daß derselbe todt niedersank. Johann aber, von dem ein Annalist sagt, er habe gekämpft, wie ein Makkabäer, hob, zornig über diese That, seine Hand auf und sprach: „Unglücklicher, was hast Du gethan, daß Du den tapferen Ritter getödtet, der verdient hätte, ewig zu leben!“

Merkwürdiger Weise erlagen fast alle Helden, welche in dieser Schlacht mitkämpften, einem unglücklichen Schicksale, wie Graf Adolph von Nassau, der als Kaiser bei Göllheim fiel, Herzog Johann, der sein Leben auf einem Turnier einbüßte, und Graf von Berg, der, später von dem Erzbischof Siegfried gefangen, nicht blos dem Volke zum Schauspiel in einem eisernen Käfig aufgehängt, sondern in heißen Sommertagen auch noch mit Honig bestrichen und den Stichen der Wespen und Fliegen ausgesetzt wurde. — Großmüthiger hatte sich Herzog Johann gegen den gefangenen Grafen Adolph von Nassau gezeigt, den er um seines Freimuthes willen reichbeschenkt in Freiheit setzte. *)

Ein Steinhaufen im Rhein unterhalb Worringen erhielt von den Schiffern den seltsamen Namen „Platthals“. — Die Geschichte des Spielmanns von Monheim, des „alten Gottes,“ erzählt Ziehnert in „Preußens Volkssagen“. — Sonst bemerken wir hier noch Dormagen, wo v. Delhoven eine ansehnliche Sammlung römischer Alterthümer angelegt hat, als das Duromagus, und das thurmreiche Zons, dessen Mauern Hessen und Franzosen im 17. Jahrh. vergeblich berannten, als das Sontium der Römer.

Zugleich Station der „Aachen-Düsseldorfer“ und der „Köln-Crefelder Bahn,“ um 1254 noch eine Rheinstadt, jetzt aber eine halbe Stunde vom Strome abgelegen, ist Neuß einer der ältesten Orte Deutschlands und trug diese Alterthümlichkeit bis auf unsere Zeit in seinen Gebäuden und Sitten zur Schau. Lassen wir seine Gründung durch die Ubier 35 v. Chr. auch dahin ge-

*) Ausführliches findet man in folgenden Werken: „**Rymkronyk van Jan Helu betreffende den slag von Woringen**, herausg. von J. F. Willems, — Beck's „Lebensbilder aus dem Preußischen Rheinlande,“ wo unsere Schlacht nach Aschenberg erzählt ist, — „Chronika der hilligen Stat Cöllen“ ꝛc. — Das freimüthige Gespräch Adolphs von Nassau mit Herzog Johann nach der Schlacht melden der „**Anonymus Leobensis**“, das „Heldenbuch deutscher Nation durch Heinrich Pantaleon (1568)“ u. a.

stellt sein, so war es doch jenes römische Castell, welches im Gegensatz zu Castra vetera (Xanten) Nova castra oder Novesium hieß und namentlich von Tacitus oft erwähnt wird. Seine Erbauung schreibt man dem Drusus zu, der hier auch eine Brücke über den Rhein schlug. Das Dasein der Römer in Neuß wird durch viele Gräber, Münzen, Urnen, Steine und sonstige Alterthümer bekundet, die hier und in der Umgegend gefunden wurden, und nicht minder durch das „Drususthor", welches in seinem unteren Theile als römisches Werk erscheint, wenn auch der Oberbau dem 14. Jahrhundert angehört. Das hiesige Gymnasium, welches von den Franzosen in ein Collegium umgewandelt worden war, besitzt eine reichhaltige Sammlung dieser Alterthümer.

Neuß hat eine hübsche Lage an der Erft, die von hier bis zu ihrem Ausfluß mittelmäßige Schiffe trägt, und steht mit dem Rhein durch den Nordkanal in Verbindung, der 1806 von Napoleon I. begonnen und 1823 von Preußen bis Crefeld fahrbar gemacht wurde. Ein gelobtes Land des Ackerbaues breitet sich zu seiner Seite aus, und der Gilbach bewässert namentlich einen so ergiebigen Boden, daß man, wie Simrock erzählt, am ganzen Niederrhein sprüchwörtlich den Kindern verheißt, wenn sie sich gut aufführten, sollten sie auch mit an die Gilbach gehn. Der Getreidehandel ist daher hier sehr bedeutend; Oel aber wird sogar mittels Dampf geschlagen, seit die Gebrüder Thevissen ihre große Dampfölmühle angelegt haben. Auch an Fabriken in Wolle und Baumwolle ꝛc. fehlt es nicht, wie an beträchtlichen Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Essig- und Seifensiedereien.

Von den Gebäuden der Stadt heben wir nur den herrlichen Dom, die Stiftskirche zu St. Quirin, hervor, welche, 1209 vollendet und 1843 restaurirt, eines der schönsten kirchlichen Baudenkmäler bildet. Das Haus ist in Kreuzform erbaut und gewährt durch sein mannigfaltiges Bogenwerk ein überaus reiches Aussehn, anziehend besonders durch den Wechsel zwischen byzantinischem und gothischem Styl. Auf seiner schönen ovalen Kuppel über dem Kreuzpunkt der Schiffe, die neu aufgeführt wurde, als ein Blitzstrahl 1741 den Thurm zerstört hatte, erhebt sich die vergoldete Bildsäule des h. Quirinus mit Schild und Fahne; über dem Portale aber, dessen Blenden 1853 mit den großen Standbildern der Apostel Petrus und Paulus von Bayerle geschmückt wurden, steigt der stattliche Hauptthurm empor, abgestumpft in seiner Spitze, doch imponirend durch seine Höhe. — Das hiesige Stift war schon 825 durch Graf Eberhard von Cleve zur Ausbreitung des Christenthums gegründet worden.

Neuß sah sich von vielen Schicksalen heimgesucht. Schon unter den Kaisern Julian und Valentinian von den Attuariern und später zweimal von den Normännern erobert, wurde es 1205 durch Philipp von Schwaben erstürmt und dem Erzbischof Adolph von Köln geschenkt, welchen der Gegenkaiser Otto abgesetzt hatte. Seit 1254 gehörte die Stadt zu dem berühmten Hansebund, wurde aber in diesem Jahrhundert ebenso von einem kecken Abenteurer hintergangen, wie Wetzlar 1282 durch Thilo Kolup, der sich für den verstorbenen Kaiser Friedrich II. ausgegeben hatte. Glorreich löschten jedoch die Bürger von Neuß den Schimpf ihrer gutmüthigen Leichtgläubigkeit aus, in welchen sie, laut den Versen des Grafen von Holland:

„Non es magnificus quondam Caesar Fridericus,
Non es Monarcha, sed Nussiae Patriarcha.“

mit ihrem 1290 verbrannten Pseudo-Kaiser gekommen waren, und zwar durch ihre heldenmüthige Vertheidigung gegen Karl den Kühnen von Burgund im Jahre 1474. Indem sie zehn Monate lang die Belagerung dieses mächtigen Fürsten aushielt und 56 Stürme seines furchtbaren Heeres zurückschlug, erwarb sich damals die Stadt einen welthistorischen Namen und einen größeren Ruhm, wie die Eidgenossen der Schweiz, als sie der Uebermacht Karls in den Schlachten von Granson, Murten und Nancy den Todesstoß gaben. Vergebens hatte der Burgunder gedroht, alle Männer aufhängen zu lassen und die Frauen der Mißhandlung seiner Soldaten preisgeben zu wollen; das wackere Neuß hielt sich, bis Kaiser Friedrich III. zu seinem Ersatz herbeigekommen war, der ihm als Lohn für den bewiesenen Muth viele Vorrechte und einen goldnen Adler in schwarzem Felde als Wappen verlieh. — Auch wegen der Einzelheiten dieser heldenmüthigen Vertheidigung muß ich auf Beck's „Lebensbilder“ u. A. verweisen. Die eherne Bildsäule Friedrichs III., welche einst den Marktplatz der Stadt zierte, ist zwar verschwunden; doch erinnern an diese Belagerung noch einige Geschützkugeln, welche am Drususthor eingemauert sind. — Kaum hatte Alex. Farnese 1586 Neuß, das erst kurz zuvor von den Holländern ausgeplündert worden war, in Asche gelegt, als es 1642 in die Hände der Franzosen und Hessen fiel und, fortwährend von den Wechseln der Kriege heimgesucht, noch einmal von den Preußen erstürmt wurde, als die Verbündeten 1813 über den Rhein gingen. — Von hier stammte der Orientalist Carl Schaaf (1646) und M. H. v. Streversdorf, der 1652 eine Beschreibung des Erzstiftes Köln in lateinischen Hexametern herausgab. — Am nahen Rheinufer hat sich der große Eisgang

von 1784 in einem mächtigen Basalt, den die Fluth von seiner Erddecke frei spülte, ein Denkmal gesetzt.

III.

Düsseldorf.

(Pempelfort. — Düsselthal. — Gerresheim. — Benrath.)

Während fast alle andre Rheinstädte ihre schönste Seite dem majestätischen Strome zukehren, dem sie ihr Dasein, ihre Blüthe und Größe verdanken, hat Düsseldorf sein reizendes Angesicht dem Lande zugewandt, von welchem Aschenberg begeistert singt:

„Land der Heimath, Land der Berge,
Freudig wallt mein Herz dir zu!
Unter Deutschlands hundert Gauen
Bot sich keiner mir zu schauen,
Reich und blühend, so wie du!"

Dennoch aber macht sich das Bild der Stadt mit ihren vielen Thürmen stattlich und hübsch, wenn man es, den Lambertusthurm und das Schloß im Vordergrund, von dem Punkte betrachtet, aus welchem es auf unserem Stahlstich erscheint, oder wie es uns Rohbock in seiner Zeichnung des „Quai" darstellt, in der wir Naturtreue und Kunstverklärung sinnig vereint finden. W. v. Blomberg läßt in seinem Gedichte: „An Düsseldorf" die schmucke Stadt, die sich bescheiden nur ein Dorf nennt, dem königlichen Flusse zwar deßhalb den Rücken wenden, weil sie wohlerkennt,

„Daß er mehr staunt und grüßt, als für sie that,
Ja, nicht einmal von ihren zarten Rosen
Abhielt die Unverschämtheit der Franzosen;"

wir erkennen jedoch dem Vater Rhein an ihrem Emporkommen nicht weniger Antheil zu, als der Gunst ihrer Fürsten, der Kunst ihrer Maler und der Strebsamkeit ihrer Bewohner. Sie selbst aber erscheint uns in ihrer Eigenschaft als „rheinische Kunststadt" grade um so ehrwürdiger, weil sie dadurch, daß sie ihre Prunkseite nicht der großen Weltstraße des Rheines zukehrt, jene Bescheidenheit zeigt, welche wir an dem Künstler so hoch schätzen.

Mag nun Düsseldorf am Gestade des Stromes, außer dem Schlosse, auch nur durch wenige Gebäude imponiren, so stellt sich seine Ansicht nach der Landseite um so hübscher dar, namentlich bei den Bahnhöfen der Elberfelder und Kölner Eisenbahn, wo der „feurige Sohn der Neuzeit" der reizenden Stadt seine pfeilschnellen Locomotiven zusendet und ihr huldigend die Hand reicht. Das ganze Stadtbild aber entfaltet jene

Heiterkeit, Helle und Freundlichkeit, ohne welche wir uns einen Lieblingssitz der Kunst nicht zu denken vermöchten.

Erscheint schon Düsseldorf's Lage hübsch, weil es einer Landschaft angehört, die, vom Rheine und der Düssel belebt, Reichthum und Anmuth mit Großartigkeit verbindend, in einzelnen Partien, wie im Ganzen, den Freund des Schönen anzieht; so trägt es in seiner Bauart, seinen Straßen und Häusern, seinen Anlagen und öffentlichen Plätzen auch eine Regelmäßigkeit, Schönheit und Wohlhabenheit zur Schau, wie wir sie an unserem Strome in Deutschlands Gauen kaum wiederfinden, wenngleich seine Altstadt nicht ganz frei ist von dem Winkelhaften, welches allen älteren Städten anklebt. Was dieser abgeht, dafür bietet die Neustadt, welche den Kurfürsten Joh. Wilhelm, und die Karlsstadt, welche den Kurfürsten Karl Theodor ihren Schöpfer nennt, reichlichen Ersatz.

Düsseldorf hat hübsche öffentliche Plätze. Den größten freien Platz der Stadt bildet der Exercierplatz zwischen dem Canal und der großartigen Artillerie- und Infanteriekaserne, welche 1822 aufgeführt wurde, den schönsten aber der Schwanenmarkt mit seinen Lindenreihen und dem Blicke nach den Teichen des s. g. „Schwanenspiegels" in der reizenden „Neuen Anlage." Den nahen Karlsplatz ziert eine einfache Umfassung von Linden; der kleine Maximiliansplatz hat seine Benennung von der gleichnamigen Kirche. Auf dem an Markttagen äußerst buntbelebten Marktplatze erhebt sich das großartige Erzdenkmal des Kurfürsten Joh. Wilhelm († 1716), welches laut der Inschrift: „Principi optime merito, urbis amplificatori, Pinacothecae fundatori. Posuit grata civitas. MDCCXI. Basis instaurata MDCCCXXXI", dem hochverdienten Fürsten, dem Vergrößerer der Stadt, dem Gründer der Pinakothek (Gemäldegallerie) 1711 von der dankbaren Bürgerschaft gesetzt, 1831 aber in ihrem Grundgestell erneuert wurde.

Diese riesige Reiterstatue, welche als Düsseldorf's Wahrzeichen gilt, ist ein Werk des Ritters Gabriel Grupello, der, einer der größten Bildhauer seiner Zeit, 1643 zu Brüssel geboren, 1730 auf dem Rittergut Erenstein bei Aachen starb, und zeigt uns, noch bei Lebzeiten Johann Wilhelms errichtet, den stattlichen Fürsten in grader und fester Haltung zu Pferde sitzend, die Brust umkleidet von dem Harnisch, die Krone auf dem Haupt mit der lang herabwallenden Lockenperrücke, den Kommandostab in der Rechten und den Zügel in der Linken haltend. Das Roß, welches einen Vorderfuß erhoben hat, steht auf einem hohen Marmorpiedestal und ist trotz seiner gewaltigen Formen schön und natürlich gebildet; nur

der Schweif, durch welchen der Meister dem Ganzen Haltung zu geben suchte, erscheint zu stark. — Nach der Enthüllung des Denkmals erhielt der Künstler von dem Kurfürsten als besonderes Zeichen seiner Huld und Zufriedenheit die Erlaubniß, den Titel „Cabinets-Statuarius Chevalier de Grupello" zu führen, und zum Geschenke das Eckhaus an der westlichen Seite des Marktes, welchem das Standbild den Rücken kehrt. Auf dem Dache dieses Hauses steht die kleine Erzfigur, welche der Meister zum Gedächtniß eines Lehrgehülfen anfertigte und aufstellte, der sich ihm bei dem Gusse der Reiterstatue wesentlich verdient machte, indem er noch eine Partie Erz in den Schmelzofen warf, ohne welche die Masse nicht ausgereicht hätte. — Wilh. Smets aber erzählt uns in der „Sprache der Götter" die Anekdote, daß Grupello, als die Höflinge an seinem Werke Dies und Das zu tadeln hatten, alsbald wieder eine Bretterwand um das Reiterbild zog, einen Monat lang in dem Verschlusse den Hammer tönen und den Rauch wirbeln ließ, ohne an dem Rosse Etwas zu ändern, während nun die Schranzen, als die Umhüllung wieder fiel, Alles in Ordnung fanden, und

„Der Künstler drauf zum Fürsten spricht:
Ich schlug dem Pferd nicht Bug, noch Huf;
Ein Gußbild leid't solch Schlagen nicht,
Ich schlug nur auf der Tadler Ruf!"

Nach der Sage geht in den Quatembernächten von der Geisterstunde bis zum Hahnenruf auf dem Marktplatze ein Weib, welches bei ihren Lebzeiten die Leute durch schlechte Milch betrog, mit einem Milchkübel auf dem Kopfe und ruft beständig: „Halb Wasser, halb Milch! Gott sei meiner armen Seele gnädig!"

Hübsch ist der mit Linden bepflanzte Friedrichsplatz, der in die schöne „Alleestraße" mündet, unbedeutend der kleine Schadowplatz, dessen Benennung jedoch volksthümlicher scheint, als jene der „Schadowstraße," die fast allgemein noch der „Steinweg" genannt wird, so guten Klang auch der Name ihres Pathen Schadow hat.

Unter den zahlreichen graden und schönen Straßen Düsseldorf's zeichnen sich vorzüglich die Alleestraße mit ihren dreifachen Lindenreihen, die Königsallee mit ihrer doppelten Reihe von Kastanien und die Canalstraße aus, beide entlang des Canals, der, von Brücken überwölbt und mit Linden eingefaßt, die Stadt von Norden nach Süden durchzieht. Den Hofgarten durchkreuzen die Schloßallee, Jägerhof-, Kaiser- und Hofgartenstraße. In die lange Schadowstraße mündet eine kleine Seitengasse mit stattlichen Häusern, wovon das linke

Eckhaus die Aufschrift trägt: „Privatweg von J. W. Hültstrung." In der Citadellenstraße unweit des Marktplatzes lebt die Erinnerung fort, daß Düsseldorf einst auch eine Festung war. Sonst erwähne ich nur noch die stattliche Kasernen-, Bilker- und Hohestraße innerhalb der Stadt und die hübsche Friedrichs- und Elisabethenstraße an den Bahnhöfen und der neuen Anlage. — Prunkende öffentliche Gebäude und schöne Privathäuser zieren überall diese hellen und freundlichen Straßen, die man mit Vergnügen durchwandert, hier durch ihr belebtes und bewegtes Treiben gefesselt, dort durch ihre netten Alleen oder den Blick hinaus in's Freie nach den Gärten und Anlagen, von denen Düsseldorf so reizend umkränzt wird.

Die ersten Blitzableiter der Stadt ließ Kurfürst Carl Theodor 1781 errichten. Das gemeine Volk, welches hierin einen Eingriff in die göttlichen Rechte sah, murrte; der Fürst kehrte sich nicht daran. Kaum glaubte man jedoch durch Belehrung die Vorurtheile ausgerottet, als ein neuer Auftritt im Sommer 1783 zeigte, daß dieselben nur geschlummert hatten. Damals zog sich ein schweres Gewitter aus der Umgegend über Düsseldorf zusammen und der Blitz fuhr sichtbar mehrere Male auf die Stange des Pulverthurms, um sich schadlos an derselben zu verlaufen. Dennoch schloß nun der Aberglaube, die Blitzableiter hätten die Gewitter aus der ganzen Gegend über die Stadt zusammengezogen, und betrachtete dies als eine göttliche Strafe. Volksrotten traten auf, und des Fürsten vortreffliche Anstalten wären vernichtet worden, wenn die Regierung den Sturm nicht mit Hülfe des Militärs glücklich abgewendet hätte.

Von den noch erhaltenen alten Thorbauten Düsseldorf's hebe ich nur das Berger Thor hervor, in welches man durch die hübsche „Berger Allee" eintritt. Unter demselben Fürsten Carl Theodor († 1799) erstanden, dem wir noch öfter begegnen, trägt es die Inschrift: „Ita surrexit pie regnantibus veris patriae parentibus serenissimis Carolo Theodoro et Elisabetha Augusta," ein Chronostichon, welches die Jahreszahl 1751 enthält.

Von den kirchlichen Gebäuden der Stadt fällt uns vor Allem die Lambertuspfarrkirche in's Auge. Kenntlich durch ihren hohen Thurm mit seiner seltsam gebildeten Spitze, die sich aus der Gallerie seines Mauerwerks zwischen 4 Eckthürmchen in geschweifter Form aufschwingt, unterhalb des Knaufes aber noch einmal, wie ein Blumenkelch, aufgeht, um aus der offenen Krone eine zweite Spitze emporsteigen zu lassen, welche den Knopf und das Kreuz trägt, macht die Lambertuskirche, in ihren Hauptformen gothisch, ein stattliches Mittelschiff und zwei Seitenschiffe, jedes von einem

Von Grund auf seit 1855 ganz neu erstanden, bildet die nunmehrige Franziskanerkirche an der „Oststraße" vor der Stadt, ein hübscher Bau in gothischer Form, zu dessen Seite sich bald auch ein stattliches neues Kloster erheben wird, ihre schönste kirchliche Zierde. Bisher diente ein kleines Kapellchen dicht bei dem Neubau für den Gottesdienst und eine ärmliche Klause, im Volksmunde schlechtweg das „Klösterken" genannt, zur Wohnung für die noch unbedeutende Brüderzahl aus dem Orden der Franziskaner, welcher sich hier ansiedelt. — Die großartigen nahen Fabriken mit ihren mächtigen Schornsteinen und ihrem geräuschvollen Treiben bilden einen seltsamen Kontrast zur Stille dieses Klösterchens und seiner bescheidenen Kapelle.

Unter den weltlichen Gebäuden Düsseldorf's tritt, schon um der Schätze willen, die es einschließt, in den Vordergrund das Schloß, ehemals die kurfürstliche Residenz, jetzt ein Asyl der Wissenschaft und Kunst. Bereits vor dem Bombardement durch die Franzosen unter Bernadotte in der Nacht des 6. Okt. 1794 seines fürstlichen Glanzes beraubt und damals größtentheils eingeäschert, später aber zum Theil wieder hergestellt, erscheint das Schloß immer noch als stattliches Gebäude, welchem der 1846 in italienischem Style aufgeführte neue Flügel mit seinem thurmartigen Vorbau und flachen Dache zur besonderen Zierde gereicht. — Auf seinem verödeten und mit Gras bewachsenen Hofe erhebt sich, aus Buschwerk hervorblickend, ein zweites Denkmal des Kurfürsten Joh. Wilhelm, ein Standbild aus weißem Marmor, welches gleichfalls Grupello seinen Schöpfer nennt und nicht erst, wie verschiedene Angaben sagen, 1780 von Baumgärtchen gefertigt wurde. — Auf die Kunstakademie und die Malerschule, denen das alte Schloß und sein Neubau gewidmet sind, zurückkommend, erwähne ich jetzt nur, daß diese Räumlichkeiten auch die Münze, die durch die Klosterbibliotheken bereicherte Landesbibliothek, ein aus Gypsabgüssen gebildetes Antikenkabinet, die neubegründete städtische Gemäldegallerie, eine reiche Sammlung von Kupferstichen und Aquarellcopien, sowie einen seltenen Schatz von Handzeichnungen enthalten und für die Ausstellungen dienen, welche der 1829 gestiftete „Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen" alljährlich im Sommer hier zu veranstalten pflegt.

Nach italienischen Meistern gefertigt, bieten die Aquarellcopien von Ramboux, 300 an der Zahl, welche die rheinische Ritterschaft für die Stadt erwarb, eine treffliche Uebersicht der Malerkunst in Italien vom 4. bis in's 16. Jahrhundert, während die Kupferstiche 108 Mappen füllen

und etwa 23,445 Nummern umfassen. Die Handzeichnungen belaufen sich auf 14,241 und enthalten Originalblätter der größten Maler aller Schulen, wie von Perugino, Raphael, Giul. Romano, A. Mantegna, Mich. Angelo, Domenichino, Titian, Guido Reni, Dürer, Rubens, van Dyk, Rembrandt, Poussin ꝛc. — Von seiner altberühmter Gemäldegallerie, die nun eine Hauptzierde der Münchener Pinakothek bildet, hat Düsseldorf nur spärliche Trümmer behalten. Obwohl von Joh. Wilhelm zu Ende des 17. Jahrhunderts aus Landesmitteln gegründet und somit Landeseigenthum, konnte die herrliche Sammlung doch nicht mehr zurückerlangt werden, nachdem König Maximilian Joseph von Bayern dieselbe unter dem Vorwande der Unsicherheit bei den damaligen Kriegsunruhen 1805 nach München gebracht hatte. Von Mannheim, wohin man diesen Schatz schon einmal im 7jährigen Kriege geflüchtet, war er glücklich wiedergekehrt. — Außer verschiedenen älteren Porträten besaß nun Düsseldorf nach dem unschätzbaren Verlust seiner Gemäldegallerie viele Jahre nur sein verödetes Galleriegebäude und vier Bilder der entführten Sammlung*), als man zur Wiederbegründung einer städtischen Gemäldegallerie schritt, welche durch die Freigebigkeit des Landesherrn, der königlichen Kunstakademie und des rheinländisch-westphälischen Kunstvereins bald eine hübsche Zahl vortrefflicher Bilder zählte. Meisterwerke, wie „Tasso mit den beiden Leonoren" von Professor Sohn, „Hardanger Fjord" bei Bergen in Norwegen von A. Achenbach, „Italienische Landschaft" von Prof. J. W. Schirmer und „Hagar und Ismael" von Prof. Köhler, gesellten sich ihnen als bleibende Denkmale der Kunst. Auch entstand 1846 ein besonderer Verein zur Errichtung einer Gemäldegallerie an alter heiliger Stätte, um Düsseldorf für alle Zeiten seine Bedeutung als Kunststadt zu verbürgen, deren Bewohnern zwar die todten Kunstschätze genommen worden, die lebendige Liebe zur Kunst aber geblieben war. Bis 1856 hat sich die junge Gallerie noch um folgende Gemälde bereichert: „Haugianer" (Norwegische Sectirer) von A. Tidemand, „Landschaft mit einer Scene aus dem 30jährigen Kriege" (Vertheidigung eines Kirchhofs) von Prof. Lessing, die „Spieler" von Knaus, die „Verkündigung" (Marias) von Carl Müller, „Porträt des Directors Dr. v. Schadow" und „Porträt des Prof. Lessing," beide von Jul. Röting, „Jesus und die Jünger auf dem Meere" von W. Sohn, die „Weinprobe" von Hasenclever, „Niederdeutsche Landschaft"

*) Eine Madonna mit dem Kinde, Joh. dem Täufer und St. Bernhard von Cima da Conegliano, eine riesige Himmelfahrt Mariens von Rubens, eine Madonna von Bellini und das Bildniß eines Cardinals von Velasquez.

eigenen Dache überdeckt, im Aeußeren sowohl, als besonders im Innern einen ehrfurchtgebietenden Eindruck. — Hinter ihrem Hochaltar erhebt sich das stolze Grabmonument Herzog Wilhelms IV. († 1592), der hier im Bilde aus weißem Marmor auf einem Paradebett liegt, zu welchem Treppen führen, die von 8 Löwen mit Wappenschildern in den Tatzen bewacht sind. Auch sein Sohn Joh. Wilhelm III. († 1609), der letzte Herzog von Cleve und Berg, ruht in dieser Kirche und seine unglückliche Gemahlin, Jacobea von Baden, die wir bei der Geschichte der Grafen und Herzoge von Cleve näher kennen lernen. Außerdem bemerkt man an einem ihrer nördlichen Pfeiler den Grabstein des berühmten Kanzlers Melch. Vötz (Voetius, † 1675). Von den Gemälden rings an den Wänden der Kirche haben Kunstwerth nur ein Joh. von Nepomuk, an der Säule gegenüber von der Kanzel, und das Porträt des vor 200 Jahren verlebten Dechants Bout im Seitenschiffe neben dem Eingang zur Sakristei, besonders aber das Tafelgemälde des Hochaltars von Andr. Achenbach, der in diesen Räumen den katholischen Glauben annahm. Auf Goldgrund in fünf reichverzierten Säulennischen, deren mittelste ein Kreuz schmückt, die Bilder der Heiligen Apollinaris, Lambertus, Pankratius und Thomas, der Patrone der Kirche, darstellend, trägt dieses Gemälde als Geschenk des berühmten Malers seine Namensunterschrift und folgende Widmung nebst Vorbehalt:

„Ratione religionis catholicae puro veritatis sensu assumtae donavit."	„Reservata sibi hac expressa voluntate, ut nullo modo abalienetur."

Nach diesen Chronostichen schenkte Achenbach aus Veranlassung des von ihm (1833) aus reinem Sinn für die Wahrheit angenommenen katholischen Glaubens unser Bild (1843) mit dem ausdrücklich vorbehaltenen Willen, daß dasselbe in keiner Weise veräußert werde. — Neben der Lambertuskirche, an deren linken Außenseite wir auch Christus am Oelberg in Steinbildnerei erblicken, liegt das ehemalige Karmeliterkloster nebst der Karmeliterkirche, einem kleinen, aber netten Gotteshaus mit Wand- und Deckgemälden, sowie mehreren hübschen Oelbildern, jetzt den „barmherzigen Schwestern" überlassen. An dieses Kloster knüpft sich die Sage von der „Nothglocke zu Düsseldorf", welche J. B. Rousseau in seinen „Rheinischen Sagen" besingt.

Die Andreaspfarrkirche, die einstige Jesuiten- und Hofkirche, erhebt sich stattlich am Friedrichsplatz. An dem Hauptportale thurmlos und nur mit einem hohen Giebel versehn, am Chore aber von zwei Thürmen bewacht, wurde ihr Bau 1629 vollendet und bildet ein hübsch ge-

wölbtes Hauptschiff nebst zwei Seitenschiffen mit schönen Emporbühnen und Gallerien, reichen Stukkaturverzierungen und Vergoldungen, schmuckem Arabesken- und Blumenwerk, zahlreichen Statuen an den Pfeilern und mannigfaltigen Malereien in den Feldern der Decken und Wände, welche Scenen aus der heiligen Geschichte darstellen. — Mücke's Freskobilder, die h. Jungfrau, Johannes und andere Heiligen, in der Seitenkapelle rechts vom Chor, sind, obwohl erst 1833 gemalt, fast verwischt. Dagegen prangen die Gemälde der Seitenaltäre zur Rechten und Linken, dort ein Christus an der Säule der Geißelung mit der Dornenkrone von Hübner, hier eine Madonna mit dem Jesuskinde von Deger, noch im vollen Schmucke der Neuheit. Das Hauptaltarbild der Kirche enthält Scenen aus dem Leben ihres Patrons, des h. Andreas. — In einer besonderen Halle des Chores ruhen in Särgen die unverwesenen ausgetrockneten Leichen mehrerer landesfürstlichen Personen, namentlich jene des Pfalzgrafen Wolfg. Wilhelm († 1653) und des bereits erwähnten Kurfürsten Joh. Wilhelm († 1716). — Das mit der Hofkirche verbundene ehemalige Jesuitencollegium bildet jetzt das Regierungsgebäude; die auf seinem Thurme bediente Sternwarte wurde nach Bilken verlegt.

In der Maximilianspfarrkirche, welche mit dem anstoßenden Klostergebäude einst den Franziskanern gehörte und nach ihnen benannt war, bemerken wir das große Altarbild der „Kreuzigung Christi" von Settegast in Freskomalerei und mehrere nicht unwerthvolle Oelgemälde. — Die Kirche der Ursulinerinnen neben dem Ursulinerkloster macht sich durch die Knaufzierde ihres Thurmes kenntlich, die, ein flammendes Herz mit Kreuz, der biblischen Inschrift an der Pforte: „Kommet zu mir Alle ꝛc." entspricht. — Die kleine evangelische Kirche bietet nichts Merkwürdiges; die große evangelische Kirche aber fällt durch den Posaunenengel auf ihrer Thurmspitze in die Augen. — Die gemischte Garnisonskirche in der großen Kaserne ziert eine „Taufe Christi" von Achenbach. — Die ehemalige Kreuzherrnkirche, welche nebst dem Kreuzbrüderkloster 1445 durch Herzog Gerhard II. von Jülich, den Stifter des St. Hubertusordens, zum Andenken an die Schlacht und den Sieg bei Linnich (1444) erbaut worden war, wurde in ein Militärkleiderdepot verwandelt, nachdem bis 1819 die unglückliche Herzogin Jacobea in ihr geruht hatte, welche das Volk für die „weiße Frau" hält, die noch in neuerer Zeit im Schlosse zu Düsseldorf zu erscheinen pflegte *).

*) Rousseau's Sagen: „Die weiße Frau im Schlosse zu Düsseldorf" von Otto Windmüller. — Wolfg. Müller's „Lorelei": Jacobe v. Baden.

Von Grund auf seit 1855 ganz neu erstanden, bildet die nunmehrige Franziskanerkirche an der „Oststraße" vor der Stadt, ein hübscher Bau in gothischer Form, zu dessen Seite sich bald auch ein stattliches neues Kloster erheben wird, ihre schönste kirchliche Zierde. Bisher diente ein kleines Kapellchen dicht bei dem Neubau für den Gottesdienst und eine ärmliche Klause, im Volksmunde schlechtweg das „Klösterken" genannt, zur Wohnung für die noch unbedeutende Brüderzahl aus dem Orden der Franziskaner, welcher sich hier ansiedelt. — Die großartigen nahen Fabriken mit ihren mächtigen Schornsteinen und ihrem geräuschvollen Treiben bilden einen seltsamen Kontrast zur Stille dieses Klösterchens und seiner bescheidenen Kapelle.

Unter den weltlichen Gebäuden Düsseldorf's tritt, schon um der Schätze willen, die es einschließt, in den Vordergrund das Schloß, ehemals die kurfürstliche Residenz, jetzt ein Asyl der Wissenschaft und Kunst. Bereits vor dem Bombardement durch die Franzosen unter Bernadotte in der Nacht des 6. Okt. 1794 seines fürstlichen Glanzes beraubt und damals größtentheils eingeäschert, später aber zum Theil wieder hergestellt, erscheint das Schloß immer noch als stattliches Gebäude, welchem der 1846 in italienischem Style aufgeführte neue Flügel mit seinem thurmartigen Vorbau und flachen Dache zur besonderen Zierde gereicht. — Auf seinem verödeten und mit Gras bewachsenen Hofe erhebt sich, aus Buschwerk hervorblickend, ein zweites Denkmal des Kurfürsten Joh. Wilhelm, ein Standbild aus weißem Marmor, welches gleichfalls Grupello seinen Schöpfer nennt und nicht erst, wie verschiedene Angaben sagen, 1780 von Baumgärtchen gefertigt wurde. — Auf die Kunstakademie und die Malerschule, denen das alte Schloß und sein Neubau gewidmet sind, zurückkommend, erwähne ich jetzt nur, daß diese Räumlichkeiten auch die Münze, die durch die Klosterbibliotheken bereicherte Landesbibliothek, ein aus Gypsabgüssen gebildetes Antikenkabinet, die neubegründete städtische Gemäldegallerie, eine reiche Sammlung von Kupferstichen und Aquarellcopien, sowie einen seltenen Schatz von Handzeichnungen enthalten und für die Ausstellungen dienen, welche der 1829 gestiftete „Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen" alljährlich im Sommer hier zu veranstalten pflegt.

Nach italienischen Meistern gefertigt, bieten die Aquarellcopien von Ramboux, 300 an der Zahl, welche die rheinische Ritterschaft für die Stadt erwarb, eine treffliche Uebersicht der Malerkunst in Italien vom 4. bis in's 16. Jahrhundert, während die Kupferstiche 108 Mappen füllen

und etwa 23,445 Nummern umfassen. Die Handzeichnungen belaufen sich auf 14,241 und enthalten Originalblätter der größten Maler aller Schulen, wie von Perugino, Raphael, Giul. Romano, A. Mantegna, Mich. Angelo, Domenichino, Titian, Guido Reni, Dürer, Rubens, van Dyk, Rembrandt, Poussin rc. — Von seiner altberühmter Gemäldegallerie, die nun eine Hauptzierde der Münchener Pinakothek bildet, hat Düsseldorf nur spärliche Trümmer behalten. Obwohl von Joh. Wilhelm zu Ende des 17. Jahrhunderts aus Landesmitteln gegründet und somit Landeseigenthum, konnte die herrliche Sammlung doch nicht mehr zurückerlangt werden, nachdem König Maximilian Joseph von Bayern dieselbe unter dem Vorwande der Unsicherheit bei den damaligen Kriegsunruhen 1805 nach München gebracht hatte. Von Mannheim, wohin man diesen Schatz schon einmal im 7jährigen Kriege geflüchtet, war er glücklich wiedergekehrt. — Außer verschiedenen älteren Porträten besaß nun Düsseldorf nach dem unschätzbaren Verlust seiner Gemäldegallerie viele Jahre nur sein verödetes Galleriegebäude und vier Bilder der entführten Sammlung*), als man zur Wiederbegründung einer städtischen Gemäldegallerie schritt, welche durch die Freigebigkeit des Landesherrn, der königlichen Kunstakademie und des rheinländisch-westphälischen Kunstvereins bald eine hübsche Zahl vortrefflicher Bilder zählte. Meisterwerke, wie „Tasso mit den beiden Leonoren" von Professor Sohn, „Hardanger Fjord" bei Bergen in Norwegen von A. Achenbach, „Italienische Landschaft" von Prof. J. W. Schirmer und „Hagar und Ismael" von Prof. Köhler, gesellten sich ihnen als bleibende Denkmale der Kunst. Auch entstand 1846 ein besonderer Verein zur Errichtung einer Gemäldegallerie an alter heiliger Stätte, um Düsseldorf für alle Zeiten seine Bedeutung als Kunststadt zu verbürgen, deren Bewohnern zwar die todten Kunstschätze genommen worden, die lebendige Liebe zur Kunst aber geblieben war. Bis 1856 hat sich die junge Gallerie noch um folgende Gemälde bereichert: „Haugianer" (Norwegische Sectirer) von A. Tidemand, „Landschaft mit einer Scene aus dem 30jährigen Kriege" (Vertheidigung eines Kirchhofs) von Prof. Lessing, die „Spieler" von Knaus, die „Verkündigung" (Marias) von Carl Müller, „Porträt des Directors Dr. v. Schadow" und „Porträt des Prof. Lessing," beide von Jul. Röting, „Jesus und die Jünger auf dem Meere" von W. Sohn, die „Weinprobe" von Hasenclever, „Niederdeutsche Landschaft"

*) Eine Madonna mit dem Kinde, Joh. dem Täufer und St. Bernhard von Cima da Conegliano, eine riesige Himmelfahrt Mariens von Rubens, eine Madonna von Bellini und das Bildniß eines Cardinals von Velasquez.

von J. W. Schirmer (Geschenk des Künstlers bei seinem Abgang nach Carlsruhe), „Seesturm" von A. Achenbach, „Stillleben" von Böe, „Terracina" von Höninghaus, „Dortrecht" von Abloff, „Seesturm" von Hünten, „Paradies, Hölle und Fegfeuer" von Schadow, (Geschenk König Friedrich Wilhems IV.), ein „Fruchtstück" von Frl. Bues ꝛc.

Seit 1. Mai 1856 in dauernd stattfindender Ausstellung dem Publikum zugänglich, bildet diese Gemäldereihe bereits eine schöne Grundlage zu der neuen städtischen Gallerie, die einst eine der herrlichsten Zierden Düsseldorf's, ein Anziehungspunkt für Fremde aller Länder und eine Musterhalle für die Kunstjünger werden soll. Leider suchten diese, wie jene, bisher die Werke der berühmten düsseldorfer Malerschule, die nach allen Winden verschwanden, am Sitze der Schule selbst vergeblich; aber die Kunst ist nur zu lang und das Leben zu kurz, um die gute Stadt, welche den Beruf hat, die Pflegerin eines veredelten Kunstlebens zu sein und zu bleiben, so bald den Verlust ihrer kostbaren alten Gallerie verschmerzen zu lassen.

Während das nach Weinbrenner's Plane aufgeführte Theater, welches von einem großartigen Neubau ersetzt werden soll, durch seinen Standpunkt in der Ecke des Marktplatzes trotz seines Säulenportikus wenig Wirkung macht, tritt ihm zur Seite das 1567 aufgeführte Rathhaus mit seinen hohen Giebelwänden und seinem Thurmvorbau weit imponirender hervor. Die Justitia mit ihren verbundenen Augen und der Waage steht hier unter der Uhr, und es kann also die Göttin der Gerechtigkeit immer wissen, welche Stunde es geschlagen. Dem Marktplatz aber verleihen die vielen Giebelhäuser, welche ihn umschließen, mit ihrer alterthümlichen Form und ihrem neuen Aufputz ein eigenes Ansehn. — Unfern der Maximilianskirche liegt der Wohnsitz des Grafen von Spee an einem Teiche, welcher der „Spee'sche Graben" genannt wird und eine hübsch angelegte Halbinsel bespült. Auf das edle Geschlecht der Spee, aus welchem sich jetzt wieder ein Sprosse, Leop. v. Spee, dem geistlichen Stande gewidmet hat, nachdem er bereits Husarenoffizier gewesen war, kommen wir bei Kaiserswerth zurück. — Stattliche Gebäude mit musterhafter Einrichtung bilden die Infanterie- und Artilleriekaserne am Exercierplatz und die Cavalleriekaserne an der „Neußer Straße," wozu Cramer von Köln den Plan entworfen hatte. — Sonst sind innerhalb der Stadt noch bemerkenswerth: Das Präsidium der königl. Regierung, das Justizgebäude und Arresthaus, das bereits erwähnte Regierungsgebäude, das alte Gouvernementshaus, das Gymasium und das Gebäude der permanenten Kunstausstellung von Ed. Schulte in der

Alleestraße. — Gegen 5 Sgr. Eintrittsgeld Jedem zugänglich, bildet diese wichtige Anstalt gleichsam den Kunstmarkt der düsseldorfer Malerwelt, indem sie die Bilder derselben in reicher Anzahl den Kunstliebhabern zur Anschauung und zum Ankauf vorführt.

Der Jägerhof im Hofgarten, ein Hauptbau mit zwei Seitenflügeln im Renaissancestyl, ehedem ein Jagdschlößchen und zuletzt bis 1848 die Residenz des Prinzen Friedrich von Preußen, bildet seit 1850 den Wohnsitz des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Hinter ihm ladet die kleine Kapelle der HH. Rochus und Sebastian den Wandrer freundlich zum Beten ein. — Der nahe Marstall hat Jagdembleme in Holzschnitzereien, welche „Supremo venatore Joan. Franc. L. B. de Weichs anno MDCCXIII" gefertigt und von Schulenburg 1848 renovirt wurden. Merkwürdiger war der von dem Kurfürsten Carl Theodor von 1764—1767 aufgeführte Marstall, welchen das Bombardement der Franzosen schon 1794 wieder zerstörte, ein „schönes, ansehnliches, weitläufiges und überaus sehenswerthes Gebäude," worin die in den benachbarten Waldungen (Gestüten) aufgefangenen wilden Pferde zahm und zum Gebrauche tüchtig gemacht wurden.

Von zahlreichen Fremden besucht, hat Düsseldorf auch eine stattliche Reihe von Gasthöfen, aus welcher hier der „Prinz von Preußen" (Wittwe Schleger), der „Europäische Hof" (Götzen) und das „Hôtel Stelzmann" an den Bahnhöfen, sowie der „Breidenbacher Hof," der „Römische Kaiser" (Engels), die „Drei Reichskronen" (Beeking), der „Kölnische Hof" (E. Lorch) und das Hôtel Dombard" innerhalb der Stadt erwähnt werden mögen. — Als Kaffeehäuser mit Lesekabinetten empfehlen sich Jungius am Markt und Langenberg an der Allee, als Absteigequartier der Verehrer des Königs Gambrinus die „Bockhalle" an der Poststraße, „Drevermann" am Carlsplatz, „Rocker" an den Bahnhöfen und der „Bönnische Hof" (Borgs) an der Maximilianskirche, der, den Musensöhnen Bonn's zu Ehren genannt, neben dem edlen Gerstensaft auch das edle Blut der Rebe kredenzt.

Anziehende Sommerwirthschaften findet man auf dem Ananasberg (Geisler), einer kleinen Anhöhe im Hofgarten, die, von einem Teich bespült und von Baumwerk beschattet, sich einer lieblichen Lage erfreut, und auf der *Villa nuova* (Langenberg), welche, von einem hübschen Garten mit den Statuen der Jahreszeiten umkränzt, dicht hinter dem „Napoleonsberg" liegt. Vorzüglichen Klang aber hat Geisler's Garten an der Schadowstraße mit seinen Riesensälen, der Tonhalle und dem Sommertheater. Eine neue Zierde dieses vielbesuchten Ortes sind die Wand-

gemälde, mit welchen die ersten düsseldorfer Künstler der Gegenwart im Sommer 1856 seinen großen Saal ausgemalt haben. Dem Schützenfest ihren Ursprung verdankend, stellen dieselben Scenen dar aus der Entwicklungsgeschichte des städtischen St. Sebastianusschützenvereins von Herzog Adolph herab bis auf die neuere Zeit.

Schon öfter genannt, bildet der reizende Park des Hofgartens mit seinen Teichen, Wandelgängen, Baumgruppen, Gebüschen, Rasen und Blumengeländen unter Düsseldorf's Oertlichkeiten den Glanzpunkt. Wer aber ahnt, daß dieß Bild der Ueppigkeit ein Gebilde der Noth war? — Eine große Theuerung drückte 1769 die Gegend und die arbeitende Volksklasse hatte nicht so viel Verdienst, um sich ihr Stück trocknes Brod zu erwerben. Da ließ der menschenfreundliche Carl Theodor den Hofgarten anlegen und verwendete dazu über 10,000 Thaler von seinen Domänengeldern. Seit der Schleifung der Festung (1802) erweitert und verschönert, steht nun dieser Park nicht nur den schönsten derartigen Anlagen in Deutschland würdig zur Seite, sondern erfreut sich selbst auch der Anerkennung britischer Kenner. — Tritt man von der Alleestraße ein, wo der Friedrichsplatz mündet, so erblickt man dicht neben dem Eingang das Denkmal des Mannes, der sich hier, wie in Cleve's reizenden Anlagen, selbst ein schönes Monument gesetzt hat. „Dem Schöpfer dieser Anlagen Maximilian Weihe seine dankbaren Freunde 1850" lautet die Inschrift des netten, von Hoffmann aus Sandstein gearbeiteten Standbildes, welches den edlen Freund der Natur darstellt, wie er, einen Stift in der Hand und eine offene Papierrolle über dem Knie, auf einem Eichenstrunk sitzt und mit wohlgefälliger Miene den Plan zu seinem Werke betrachtet. — Nahe dabei finden wir eine Victoria-Regia-Halle, ein großes Treibhaus für tropische Wasserpflanzen, und den botanischen Garten, sowie die hübschen Teichanlagen der s. g. Landskrone, hinter welcher das Friedrichsbad liegt. — Den Jägerhof und andre hübsche Punkte kennen wir schon. — Will man sich bei dem Blicke vom Napoleonsberg nach der Alleestraße hin auf die Boulevards von Paris versetzen, so könnte man dies nach dem Vorbilde des großen Kaisers thun. Wenigstens wird erzählt, daß Napoleon I. hier an jene Herrlichkeiten der Seinestadt erinnert worden sei und so diese Anhöhe von ihm den Namen empfangen habe. — Vor dem Hofgarten birgt sich an dem großen und bequemen Sicherheitshafen, der 1829 angelegt wurde, unter einem Hügel, von dichtwipfeligen Bäumen beschattet, der Eiskeller. — Außer dem Rosengarten findet man noch viele hübsche Gärten um die Stadt gereiht oder

durch dieselbe zerstreut. — Nicht minder reizend, als der Park des Hofgartens, entfaltet sich an Düsseldorf's Südseite die neue Anlage mit ihren Baumgruppen und Teichen, Rasen und Blumenbeeten. An ihr entlang zieht sich der Schienenweg von den Bahnhöfen nach dem Freihafen oberhalb der Rheinbrücke. Des Schwanenspiegels, zweier Teiche, die mit ihren Brücken eine herrliche Partie bilden, habe ich schon Erwähnung gethan und erinnere hier nur noch an die Krautmühle und die Wasserburg.

Sehenswerth ist auch der schöne und große Friedhof nördlich vor der Stadt, angelegt seit 1802. Unter einer Trauerweide ruht hier Karl Immermann, der seiner Zeit das düsseldorfer Theater zu einer wahren Musteranstalt erhob. Sein Grab bezeichnet ein ehernes Kreuz mit dem Geburts- und Sterbejahr des Dichters (24. April 1796 und 25. August 1840). — Eine Stunde von Düsseldorf entfernt, erhebt sich der wegen seiner großartigen Fernsicht nach Köln und dem Siebengebirg vielgerühmte Grafenberg. — Durch eine Schiffbrücke mit dem jenseitigen Ufer verbunden, wo der Rhein von Neuß her sich jetzt in einem großen Bogen seitwärts wendet, einst aber in grader Richtung durch ein anderes Bett, das s. g. „Heerdter Loch," floß, hatte die Stadt bei den Eisgängen 1784 und 1795 ihre Rettung nur dem Durchbruche des gewaltigen Dammes zu verdanken, der dem Strome dort die alte Bahn verschließt.

Als Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks und Kreises ist Düsseldorf der Sitz der Regierung, sowie des Land- und Friedensgerichts, und hat ein Hauptsteuer- und Rheinzollamt, eine Salzfaktorei, ein Oberpostamt, eine Irrenanstalt und ein Zucht- und Arresthaus, dem sich die „Rheinisch-westphälische Gesellschaft zur sittlichen Besserung der Gefangenen" anschließt. Die Stadt besitzt mehrere Krankenhäuser, ein Bürger- und Militärhospital und andre Wohlthätigkeitsanstalten, namentlich zahlreiche kirchliche Vereine, die sich um die Armen und Kranken große Verdienste erwerben, wie die St. Ursulagesellschaft, 2 Elisabethen- und 4 Vincenzconferenzen. Die weltliche Künstlergesellschaft „Antimusikverein" versorgt allein 3000 Unbemittelte mit Kohlen; die barmherzigen Schwestern aber sind auch hier jene Engel in menschlicher Gestalt, welche den Sterbenden mit liebender Hand den kalten Schweiß des Todes von der Stirne wischen. — Für die geistige und industrielle Bildung sorgen zahlreiche Lehranstalten, Elementar- und Privatschulen, ein Gymnasium, eine Realschule, ein architektonisches Institut, eine politechnische Schule 2c. Treffliche Sammlungen, aus denen ich die schöne Sammlung mathematischer

und physikalischer Instrumente hervorhebe, unterstützen diese Anstalten. Mittellosen läßt der „Gewerbverein" unentgeltlichen Unterricht ertheilen.

Vorzüglich berühmt aber ist Düsseldorf durch seine Malerschule, die weit über Deutschlands Grenzen hinaus gefeiert wird, und der es hauptsächlich den Namen der rheinischen „Kunststadt" verdankt. Nachdem Kurfürst Joh. Wilhelm bereits zu Ende des 17. Jahrh. jene vortreffliche Gemäldegallerie angelegt hatte, welche unter den Bewohnern der Stadt einen so lebendigen Sinn für die Kunst erweckte, stiftete Karl Theodor 1777 daselbst auch eine Akademie der schönen Künste oder eine Maler- und Zeichnenakademie, die jedoch der Krieg schon nach 30jährigem Bestande wieder auflöste. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen erneuerte dieselbe 1822 und Peter Cornelius, der hier am 3. Sept. 1787 geboren war, hauchte ihr als Direktor neues Leben ein. Der Name dieses genialen Meisters der niederdeutschen Kunst zog eine ganze Reihe junger Künstler nach Düsseldorf, die sich ihm so anschlossen, daß die übrigen Lehrer der Kunstakademie völlig im Schatten standen. Wilh. Kaulbach aus Arolsen, Stürmer und Stilke aus Berlin, Anschütz aus Coblenz, Herrmann aus Dresden, Gözenberger aus Heidelberg, A. Eberle, D. Monten und Schorn gehörten diesem Kreise an. Als Cornelius 1826 nach der Isarstadt übersiedelte, folgten ihm die meisten seiner Schüler dorthin, Friedr. Wilh. Schadow von Berlin aber wurde nun Director und die Seele der düsseldorfer Schule, wie sie noch heute, besonders der münchener gegenüber, eigenthümlich und selbstständig dasteht. Was das Charakteristische dieser Schule betrifft, so sagt man zwar, die Farbe sei ihr Element; aber lebendiger Geist und lebendiges Gewand schließen einander nicht aus, sondern geben in edlem Bunde dem Bilde erst die künstlerische Vollendung. Wenn sich nun gleich im Allgemeinen eine gewisse weiche, elegische Stimmung, ein Hang zur Romantik als die vorherrschende Richtung der düsseldorfer Schule ankündigt, so entfaltet dieselbe doch nicht minder Neigung zum Anschluß an die Wirklichkeit und die Natur und erprobt ihre Thätigkeit in allen Gattungen der Malerei. Sie bewegt sich daher ebenso in der Romantik, wie im Stillleben, in der Historie, wie in der Landschaft, in der Heiligenmalerei, wie im Porträt, im ernsten, wie im humoristischen Genrebild rc. und zeichnet sich durch Anmuth und Eleganz, saubere Detaillirung und geniale Erfindung aus. Erschienen schon auf der Kunstausstellung von 1830 Werke der neuen düsseldorfer Schule, welche Bewunderung geboten und sich als Vorläufer einer charakteristischen jungen Kunstrichtung darstellten, so ist dieselbe seitdem zu einer der ersten Maler-

schulen emporgeblüht. Als ihr eigenthümlichster Sprosse gilt Lessing, ein Großneffe des unsterblichen Dichters von Nathan dem Weisen. Weitere Koryphäen und Priester dieser Schule sind: Achenbach, Bendemann, Bleibtreu, Camphausen, Clasen, Deger, Happel, Hasenclever, Hildebrandt, Hübner, Hünten, Jordan, Knaus, Köhler, Lange, Lasinsky, Leutze, Mücke, C. Müller, Plüddemann, Pose, Rethel, Ritter, Röting, Scheuren, Schirmer, Schrödter, Sohn, Sonderland, Steinbrück, Tidemand u. A.

Der Unterricht der Akademie umfaßt Zeichnen, Malerei, Kupferstecherei und Kunstgeschichte. — Außer den älteren und berühmteren Malern, welche ihre Ateliers zu Hause haben, findet man die Werkstätten der Kunstjünger im Schlosse und hat zu ihnen unter Leitung des Pförtners der Akademie zwischen 12 und 2 Uhr Mittags Zutritt, mit Erlaubniß des Directors jedoch auch leicht zu anderen Stunden. Die Zahl der Maler, welche in Düsseldorf weilen, beläuft sich gewöhnlich auf 400. Wie zur Erhöhung des künstlerischen Lebens unter ihnen, neben dem „Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen," der die Künstler durch Bestellungen aufmuntert, vorzüglich die oben erwähnte „permanente Ausstellung" materiell wirkt, thut dies in geselliger Beziehung besonders der Malkasten, die Genossenschaft der vorzüglichsten Künstler der Stadt. „Schweinsblasium" heißt das Instrument, auf welchem in diesem fröhlichen Kreise zum Tanze aufgespielt wird, und die Verloosung geschenkter Skizzen bildet gewöhnlich den Schatz, der dazu die „Bowlen" liefert. *)

Heiter und freundlich, wie die Lage und Bauart der Stadt und der Charakter ihrer Bewohner, ist auch das Leben in Düsseldorf überhaupt. Kein Wunder, wenn sich der Fremde hier gefällt und gerne da seinen Wohnsitz aufschlägt! Die rasche Vergrößerung der Stadt und ihrer Einwohnerzahl, welche bereits an 50,000 streift, legen davon Zeugniß ab, obgleich auch die Verheißung des freien Bürgerrechtes und der dreißigjährigen Freiheit von allen Abgaben eine Menge Ansiedler herbeizog, als Joh. Wilhelm 1709 die Neustadt anlegte. — An lebhaftem Fremdenverkehr, fröhlichen Gesellschaften und heiteren Festen fehlt es darum in Düsseldorf auch nicht. Großartiger, als das Pfingstfest mit seinem Sang und Klang, Pferdewettrennen, Tanz und Spiel, war jedoch stets das Schützenfest des altberühmten St. Sebastianusschützenvereins, der den Prinzen

*) Das „Schweinsblasium," ein geniales Tonwerkzeug, welches mit dem Bogen gestrichen wird, besteht aus einem krummen Ast, über welchen eine Saite gespannt ist, die eine Schweinsblase zum Resonanzboden hat.

Friedrich von Preußen seinen Protektor nennt und Carl Arenz seinen Chef. Begangen alljährlich im Juli mit Scheiben- und Vogelschießen, Tanz und Gelag, theils auf der schönen Wiese im Hofgarten, theils auf der Golzheimer Insel und in den Räumen des Geisler'schen Gartens, entfaltet das düsseldorfer Schützenfest seltnen Glanz und seltne Lust und zählt Besucher aus allen Gauen. — Sonst sei aus den hiesigen Gesellschaften nur noch die „Loge zu den drei Verbündeten" hervorgehoben.

Obwohl man in Düsseldorf überall an die Kunst gemahnt wird, selbst durch die bilderreichen Wohnstuben der Privaten, bei denen man vielfach auch sehr werthvollen Gemälden begegnet, so hat die Stadt doch kein Kunstsymbol zu ihrem Wappen, sondern einen Anker, den ein stehender Löwe in den Tatzen hält. Aber Schifffahrt und Handel, Kommission und Spedition, sind am Orte auch bedeutend genug, um dieses Sinnbild zu rechtfertigen. Schon lange bestand hier auf der mächtigen Wasserstraße des Rheines eine „Beurt- oder Rangschifffahrt" nach Holland, als 1837 die „Düsseldorfer Dampfschifffahrtsgesellschaft" in's Leben trat, die sich nun mit ihrer kölnischen Schwester vereinigt hat, gegen welche sie einst zu Gunsten der reisenden Welt Concurrenz machte, wie jetzt die „Nederlandsche Stoomboot-Maatschappij" gegen beide Gesellschaften. Den zahlreichen Landstraßen aber, welche den Handel nach allen Richtungen unterstützten, gesellte sich schon 1840 die „Elberfelder Eisenbahn," während die Stadt später durch die „Köln-Mindner," wie durch die „Aachen-Düsseldorfer Bahn," in das große Eisenbahnnetz gezogen wurde, welches nun Deutschland und den Continent umspannt. Der hiesige Wollmarkt ist bedeutend; allen Ländern aber gibt Düsseldorf schon lange seinen — Senf. Den Erfinder dieses würzigen Fabrikats kennt man nicht; doch findet sich dasselbe bereits seit einem Jahrhundert hauptsächlich bei der Familie Bergrath. Zahlreich sind auch die Brennereien und Brauereien der Stadt. Ausstellungen ermuntern ihre Industrie, deren Beförderung eine eigene Gesellschaft in die Hand nahm. Einzelne Fabriken blühen schon lange; neue erblühen von Jahr zu Jahr. — Der Töpfer Schlosser verfertigte 1822 sogar eine vollkommene Hausorgel aus getrockneter Erde. Die Tuchstreichen der Gebrüder Vogts und die Maschinenfabrik von Thomas waren längst rühmlich bekannt. — Heute bewegt sich Düsseldorf's industrielle Thätigkeit hauptsächlich in der Fabrikation von Seidenwaaren, Tuch, Teppichen, Wagen, Möbeln, Instrumenten, Liqueuren und Essenzen, Tabak, Bleiweiß, Leder 2c. — Neben zahlreichen Buch- und Kunsthandlungen ist besonders die „Lithographische Anstalt" von Arenz, eine der vorzüglichsten

in Deutschland, zu erwähnen. — Außer der „Düsseldorfer Zeitung“ und dem „Düsseldorfer Journal“ erscheinen in der Stadt noch verschiedene Blätter. Proben der platten hiesigen Mundart gibt Radlof.

Simrock sagt zwar: „Düsseldorf, Hauptstadt und Hafen des bergischen Landes, hätte vielleicht seiner Malerschule wegen Anspruch, im malerischen Rheinland erwähnt zu werden; auf seine Umgebungen, den vielgerühmten Grafenberg miteingeschlossen, darf es ihn nicht gründen. Seine Jacobea von Baden soll uns, bei ihm zu verweilen, bestimmen, wenn einst ihr tragisches Geschick einen Dichter begeistert hat. Namen können uns nicht fesseln, sonst hätte es beide Jacobi, Cornelius, Heine bereit.“ Uns erscheint jedoch die Stadt, wie jeder Geburtsort einer bedeutenden Persönlichkeit, auch als die Wiege mehrerer ausgezeichneten Männer so ehrwürdig, daß wir dieselben wenigstens mit Namen nennen, wenn es uns der Raum versagt, ihrer ausführlicher zu gedenken. Dahin gehören aber aus der Malerwelt: Cornelius, H. Heß, Cl. Zimmermann, Rt. v. Langer, A. Eberle, D. Monten, C. Schorn u. A. Ferner die Dichter und Schriftsteller: J. G. Jacobi († 1814), Varnhagen von der Ense, H. Heine, W. Smets, W. v. Blomberg und Ed. v. Schenk, sowie der Philosoph F. H. Jacobi († 1819). Auch der berühmte Rechtsgelehrte F. J. Hartleben und die Theologen M. J. H. Beckhaus und A. Th. Hartmann u. A. erblickten hier das Licht der Welt.

Obwohl Düsseldorf, welches der Düssel Dasein und Namen verdankt, ein Fischer- und Schifferdorf gewesen sein soll, das sich auf römischen Grundmauern erhob, so tritt es geschichtlich doch erst später, als andre Orte seiner Umgebung hervor, die es nun weit überflügelt hat durch Größe und Ruhm. Bei seiner Erhebung zur Stadt am 14. Aug. 1288 war es eine „Villa,“ die, in ihren Gräben abgegrenzt, auf der rechten Seite des unteren Düsselarmes lag. Graf Adolph v. Berg († 1295), der, uns schon von Worringen her bekannt, sich um die Kultur seines Landes große Verdienste erwarb, vergrößerte seine „Villa Düsseldorf“ durch einen Außenbezirk, erhob sie zur Stadt und verlieh ihr städtische Verfassung, einen Wochenmarkt und zwei Jahrmärkte, Zoll- und Steuerfreiheit. Die Schöffen der jungen Stadt mußten sich bei dem Schöffengericht zu Ratingen Rath holen, hatten jedoch über alle Fälle zu entscheiden, Diebstahl, Mord und Nothzucht ausgenommen, welche vor das Hauptgericht zu Kreuzberg bei Kaiserswerth gehörten. Auch ermächtigte Papst Nicolaus IV. schon am 5. Sept. 1288 den Abt von Siegburg zu

der von Graf Adolph beabsichtigten Einsetzung eines Kanonichen-Collegiums in Düsseldorf. In dem romantischen Thal der kleinen Düne stand das Stammschloß der Grafen von Berg, die ihr Geschlecht von den Grafen von Teisterband und Cleve ableiten, als deren Ahnherr der berühmte „Schwanenritter" erscheint. Düsseldorf's Rechte und Freiheiten bestättigte und erweiterte aus ihrer Reihe 1385 Wilhelm II., der 1380 von Kaiser Wenzeslaus mit der Herzogswürde bekleidet worden war. Glänzend durch Feste und Turniere, Pracht und Kunst aber wurde der bisher unbedeutende Ort erst, als die Herzoge von Berg ihre Residenz von Altenberg hierher verlegt hatten. Der Ruhm dieser ritterlichen, mächtigen und reichen Fürsten umstrahlte auch ihren neuen Wohnsitz, in dessen Mauern schon Gerhard II. von Jülich-Berg seinen Sieg bei Linnich am Hubertustage 1444 durch ein großes Fest feierte, verewigt durch die Stiftung des Klosters der Kreuzbrüder und des Ritterordens von St. Hubertus. — Mit Herzog Wilhelm III. erlosch zwar das bergische Geschlecht 1511 in männlicher Linie und der Gemahl seiner Tochter und Erbe seiner Länder, Herzog Johann III. von Cleve († 1539), residirte nicht in Düsseldorf; aber schon dessen Sohn Wilhelm IV. († 1592) wechselte mit seiner Residenz zwischen hier und Cleve, während Herzog Joh. Wilhelm III. († 1609), der letzte Sprosse dieses Stammes, ausschließlich in unserer Stadt wohnte. Wie über die unglückliche Jacobea, so auch aus der Geschichte dieser Fürsten später bei der Beschreibung von Cleve Näheres.

Joh. Wilhelm's Tod veranlaßte den s. g. jülich'schen Erbfolgestreit, der, in den 30jährigen Krieg verflochten, über Düsseldorf nicht weniger Drangsale brachte, als über die übrigen Städte und Dörfer der verwaisten Länder, und erst 1666 seine endliche Ausgleichung fand. Durch ihn kam Düsseldorf mit den Herzogthümern Jülich und Berg nebst der Herrschaft Ravenstein an Pfalzneuburg. Kaum hatte am 5. April 1609 Stephan von Hartefeld Namens seines Herrn, des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, durch öffentlichen Anschlag Besitz von der Stadt genommen und das kurbrandenburgische Wappen an der Bergerpforte angeheftet, als auch Pfalzgraf Wolfg. Wilhelm von Neuburg eintraf und seine Besitznehmungsurkunde an den Thoren anschlagen ließ. Der Ausbruch von Feindseligkeiten drohte: durch Landgraf Moriz von Hessen kam indessen zwischen den Erbansprechern am 31. Mai zu Dortmund ein Vergleich zu Stande, wornach das Land vorläufig gemeinschaftlich verwaltet werden sollte. Diese Uebereinkunft wurde den in Düsseldorf versammelten Landständen bekannt gemacht, insbesondere aber den Vorstehern

der Stadt. Markgraf Ernst von Brandenburg, Joh. Sigismunds Stellvertreter, und Pfalzgraf Wolfg. Wilhelm ließen nämlich am 22. Juni den Bürgermeister Steinhausen und die Rathsglieder Joh. Daniels und Peter v. Berk zu sich bescheiden, nahmen sie, wie eine Urkunde erzählt, sehr huldreich auf, reichten ihnen die Hand, theilten ihnen ihren Vergleich wegen der Verwaltung von Stadt und Land mit, verhießen ihnen, Düsseldorf in seinen Freiheiten und Rechten zu schützen und sein Bestes stets zu befördern, reichten ihnen abermals die Hand und behielten sie mit gnädigem Gesinnen bei ihrer Mittagsmahlzeit.

Mittlerweile hatte jedoch auch der Kaiser Abgeordnete gesandt, um die Hinterlassenschaft Joh. Wilhelms, auf welche außerdem noch fünf Erben Ansprüche erhoben, in Beschlag zu nehmen, bis die Erbfolgestreitigkeiten entschieden sein würden. Die von ihnen am Rathhaus zu Düsseldorf angeschlagene Sequestration wurde zwar auf Befehl der beiden Fürsten sogleich wieder abgenommen; nur zu bald trübte sich indessen ihre Eintracht durch die Einmischung anderer Staaten. Pfalzneuburg schloß sich an den Kaiser und erhielt ein Hülfscorps der Spanier unter Spinola; Brandenburg wandte sich an die Niederlande und wurde von Prinz Moriz v. Oranien unterstützt.

Wolfgang Wilhelm ließ, nachdem er die Brandenburger zu Anfang des Jahres 1614 aus Düsseldorf zu entfernen gewußt, schnell die Befestigungen der Stadt herstellen und erweitern. Markgraf Ernst, welcher sie überrumpeln wollte, sandte in einer dunklen Märznacht von Mörs aus 400 Mann Holländer mit 22 Leitern und 4 Mauerbrechern. Sie wurden jedoch noch frühe genug von der Wache bemerkt und zogen ab, als die Bürger bewaffnet auf den Mauern erschienen. Wolfg. Wilhelm legte am 15. Mai 1614 vor dem Generalvikar Bont das katholische Glaubensbekenntniß ab und befremdete sich durch diesen Schritt dem Kaiser noch mehr. Da erschien Spinola im August zu Düsseldorf mit einem ansehnlichen Heere als kaiserlicher Commissär. — Der 30jährige Krieg begann und zu spät sahen nun die beiden fürstlichen Erben die traurigen Folgen ihrer Veruneinigung ein. Trotz des besten Willens vermochten sie die Schrecknisse nicht abzuhalten, welche durch die Einmischung der fremden Mächte herbeigeführt wurden. Selbst ihr provisorischer Theilungsvertrag vom 11. Mai 1624 zu Xanten, wornach Pfalzneuburg die Herzogthümer Jülich und Berg nebst der Herrschaft Ravenstein, Brandenburg aber Cleve, Mark und Ravensberg erhielt, konnte die Lage der Dinge nicht bessern, von deren Verwirrung schon die einzige Thatsache einen Begriff gibt, daß die Leiche

des 1609 verstorbenen Herzogs Joh. Wilhelm erst am 30. Okt. 1628 feierlich bestattet wurde.

Den traurigen Zustand des Landes erwägend, sandten die damals in Düsseldorf versammelten Stände eine Deputation an den Kaiser um Hülfe gegen Feind und Freund. Tilly erschien und bezog ein Lager bei Zons; aber auch seine zügellosen Horden hausten mit schrankenloser Willkühr und erst 1630 sah sich die geplünderte und verheerte Gegend durch den theilweisen Abgang der Kriegsvölker etwas erleichtert. Doch — die Landeskassen waren erschöpft und der allgemeinen Armuth gesellten sich die Streitigkeiten der Religion, welche auch unsere beiden Fürsten wieder entzweiten. Von Neuem rückten daher im Jahre 1640 große Schaaren kaiserlicher Truppen in's Land, und selbst der westphälische Friede, hier besonders ein blüthenloser Strauch, war nicht im Stande, dem Unheil ein Ende zu machen. Noch 1651 standen Brandenburg und Pfalzneuburg einander kampfbereit gegenüber. Schon hatte Baron von Sparr, beordert, Düsseldorf zu überfallen, Angermünd und Ratingen in Besitz und streifte bis Pempelfort; da kam durch die Vermittelung anderer hohen Häupter auf dem Felde zu Angerort eine persönliche Zusammenkunft und in Düsseldorf ein Waffenstillstand zuwege, dem weitere Vergleichsverhandlungen folgten. Wolfgang Wilhelm († 1653) hatte jedoch das Ende dieses Erbfolgestreites nicht erlebt. Erst 1666, unter seinem Sohne Phil. Wilhelm und dem großen Kurfürsten Fr. Wilhelm, fand derselbe seine völlige Ausgleichung und zwar nach der Grundlage des Traktats von Xanten.

Nun begann für Düsseldorf unter dem prachtliebenden und kunstsinnigen Kurfürsten Joh. Wilhelm (1690 — 1716) eine glänzende Periode. Es erstand die Neustadt mit ihren prächtigen Gebäuden nach Plänen von Grupello und die berühmte Gemäldegallerie, der Stolz und die Perle der Stadt. Ebenso begünstigte er den Handel und die Industrie und hob den Lehrerstand, mußte aber seine Absicht, ein „Königreich bei Rhein" zu gründen, wegen „Mangels erlauchter Descendenz" aufgeben. Auch dem Kurfürsten Karl Theodor (1743 — 1799), der die Karlsstadt und den Hofgarten anlegen ließ und seinem Statthalter v. Goltstein hat Düsseldorf viel zu danken, obwohl die Residenz bereits 1718 von hier wieder nach Heidelberg und Mannheim verlegt worden war. Außer der Akademie der Künste, stiftete er 1768 auch eine Wundarzt- und Hebammenschule, 1770 die öffentliche Bibliothek und 1789 das physikalische Kabinet. Der friedliebende Fürst duldete alle Religionsparteien und brachte Stadt

und Land zu hohem Flor, indem er durch seine Mäßigung selbst die Drangsale des 7jährigen Krieges zu mindern wußte. Seit 1777 wurde München seine Residenz. Als er 1785 das Herzogthum Berg zum letzten Male besuchte, riefen die Bergischen ihrem „lieben Karl Theodor" ein so herzliches Lebewohl nach, wie es je einem Landesvater nachgerufen wurde. — Großen Schaden litt Düsseldorf 1794 durch das Bombardement der Franzosen denen hier die Oestreicher den Rheinübergang wehren wollten. Bis 1801 von den Truppen der Freiheitsmänner besetzt gehalten, wurde es durch den Frieden von Lüneville an Bayern zurückgegeben, um von 1806—1813 die Rolle der Hauptstadt des neuerrichteten Großherzogthums Berg zu spielen. Anfangs unter Joachim Mürat's, dann seit 1808 unter Napoleon's Herrschaft stehend, hätte sich die Stadt wohl mancher Gunst des großen Kaisers erfreut, wenn sein Reich nicht so bald zertrümmert worden wäre. — Am 10. Nov. 1813 von den Verbündeten besetzt, kam Düsseldorf 1815 unter Preußens glorreiches Scepter, um sich als langjährige Residenz des Prinzen Friedrich durch die Gunst seiner neuen Herrscher und die Kunst und Industrie seiner Bewohner zu immer höherer Blüthe emporzuschwingen.

Das nahe Pempelfort, von Goethe in „Wahrheit und Dichtung" als ein höchst angenehmer Aufenthalt geschildert, bildete in den Jahren 1760—1780, den Sammelplatz vieler berühmten Zeitgenossen des Philosophen Jacobi, unter dessen gastlichen Dache Goethe, Wieland, Herder, G. Forster, Hamann, Heinse, F. L. v. Stolberg, Hemsterhuis, die Fürstin von Gallizin u. A. kürzere oder längere Zeit verweilten.

Düsselthal, ehemals ein Trappistenklosten, wurde 1816 durch den Grafen Adalbert von der Recke-Volmarstein in eine „Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder" umgewandelt. Ein Asyl für jüdische Proselyten, die Handwerke oder Ackerbau treiben wollen, sowie ein „Seminar für Armenlehrer" ward damit verbunden. Geboren auf dem väterlichen Gute zu Oberdyk, hatte der Gründer dieser nützlichen Anstalt schon als Knabe einmal ein junges Täubchen, welches in den Weiher des Schlosses gefallen war, nicht ohne Lebensgefahr, mittels einer Bütte gerettet. Als angehender Jüngling brachte er einige verlassene Kinder in's elterliche Haus, und es erwuchs, da sein Vater dies gerne sah, dadurch eine kleine Hausgenossenschaft, welche, körperlich und geistig gepflegt, den Anfang der jetzigen Rettungsanstalt bildete. — Die Düssel, deren reizendste Partie, die Neanderhöhle, wir schon unter I. kennen lernten, belebt durch ihre Arme und Gräben nicht blos Mühlen und Färbereien, sondern auch den beträchtlichen

Gartenbau, dem Düsseldorf, Elberfeld, Barmen ihre vortrefflichen Gemüse verdanken.

Gerresheim, dessen hohen Thurm man jetzt in Düsseldorf sieht, während ihn noch vor 50 Jahren die zwischenliegenden Sandberge dem Blick entzogen, liegt in einem fruchtbaren Seitenthal der Düssel und entfaltet, von niederen Höhen umkränzt, die theils mit Saaten, theils mit Waldungen prangen, in seiner Umgebung ein ganz hübsches idyllisches Landschaftsbild. Die erste Station der „Düsseldorf-Elberfelder Bahn", ist Gerresheim ein sehr alter Ort, berühmt einst durch sein Stift, wie noch heute ausgezeichnet durch seine schöne Stiftskirche, die, dem 12. Jahrh. entstammend, eine Zierde des Städtchens bildet. Aus dem hiesigen Nonnenstift „Katharinenberg" entführte 1582 der kölnische Erzbischof Graf Gebhard Truchseß von Waldburg die reizende Gräfin Agnes v. Mansfeld, um derentwillen er zur evangelischen Lehre übertrat und sein Kurfürstenthum verlor. — Aehnlichkeit damit hat die Entführung der Nonne Gunhilde durch einen Mönch im „Volkslied" bei Simrock.

Schloß Benrath, von Kurfürst Karl Theodor zwischen 1756 und 1760 als Wittwensitz für seine Gemahlin erbaut, schaut stattlich, aber einsam aus dem üppigen Baumwuchs seines Parkes auf die vorüberbrausenden Züge der „Köln-Mindener Bahn" herab. Von seiner Kuppe genießt man eine schöne Aussicht nach dem Rhein und in das Land der Berge.

IV.

Kaiserswerth und Schloß Heltorf.

Der alten Reichsstadt Kaiserswerth geschieht offenbar nicht mehr Ehre, wenn man ihr römischen Ursprung zuschreibt, als wenn man sie aus dem Kloster erblühen läßt, welches der h. Suitbertus 710 hier auf einer Insel des Rheines gründete. Benannt nach dem bergischen Apostel, den wir bereits von Elberfeld her kennen, und dem Werth (Werda — Wörth) des Stromes, auf welchem sich der fromme Mann anbaute, führte der Ort ursprünglich den Namen Suitbertswerth und wurde schon 778 von den christenfeindlichen Sachsen zerstört. Als aber die Karolinger hier eine Kaiserburg erbaut hatten und öfter da verweilten, ging diese Benennung in Kaiserswerth über und erhielt sich, nachdem Friedrich I. 1184 die kaiserliche Pfalz erneut hatte, bis auf unsre Zeit, die das Andenken des h. Suitbertus durch die Feier seines 1000jährigen Todestages

(1817) in anderer Weise zu ehren suchte. — Hatte die Stadt, von Kaiser Karl IV. an den Grafen Adolph von Cleve verpfändet, schon frühe aufgehört, reichsfrei zu sein, so liegt nun längst auch ihr stolzes Kaiserschloß in Trümmern, während die Gebeine des Heiligen, von einem silbernen Sarge umschlossen, noch heute in dankbarer Verehrung bewahrt werden. Die alte Stiftskirche birgt seinen trefflich gearbeiteten Reliquienschrein, der ein Werk aus dem 13. Jahrhundert ist, während sie selbst ein hübsches Baudenkmal des romanischen Styles bildet, das einem Jahrhundert tiefer in's Antlitz sieht. Nach dem Volksglauben aber ziehn die Reliquien des h. Suitbertus, der einst Viele wieder vom Tode erweckt haben soll, die Leichen der Ertrunkenen an, welche der Strom an die alte, jetzt mit dem Festland verbundene Rheininsel auszuspülen pflegt. — Ein Königsraub aber ist die einzige Erinnerung, welche sich an die Trümmer der einst so glänzenden Pfalz knüpft. Hier weilte nämlich die fromme Kaiserwittwe Agnes mit ihrem 12jährigen Sohne, dem deutschen König Heinrich IV., als Erzbischof Hanno von Köln, Otto von Nordheim und Markgraf Eckbert von Meißen 1062 den Knaben nach der Mahlzeit arglistig auf ein Schiff lockten und unter dem Scheine einer Spazierfahrt eilig mit ihm davon ruderten. Wohl stürzte sich der junge Fürst kühn in die Wellen, als er merkte, daß man ihn der Mutter entreißen wolle; Eckbert aber sprang ihm nach und brachte ihn wieder auf das Fahrzeug, welches ihn nach Köln und Honnef entführte, wo der hochstrebende Erzbischof ihn mit rauher Strenge erzog und die zarten Blüthen seines Gemüthes zerknickte, welche die edle Agnes in ihm geweckt hatte. — Ehemals stark befestigt, hat Kaiserswerth mehrere ruhmvolle Belagerungen bestanden. Von Köln schon 1424 in Pfand genommen, wurde es 1702 auf Betrieb des Kurfürsten von den Franzosen besetzt, diesen jedoch von den Holländern bald wieder entrissen und geschleift, selbst die ehrwürdige Burg, von der nur einige Umschlußmauern übrig blieben. Nach einem 400jährigen Prozeß kam die Stadt als clevisches Erbe endlich 1768 an Kurpfalz, welches hier einen Rheinzoll erhob.

Großartig sind die Anstalten für innere Mission, welche der evangelische Pfarrer Fliedner seit 1836 in Kaiserswerth gegründet hat, und welche ihre Wirksamkeit fast schon über alle Theile der Erde ausdehnen. Man findet hier in verschiedenen Gebäuden eine Diakonissenanstalt zur Erziehung von Krankenpflegerinnen, gleich den barmherzigen Schwestern, ein Krankenhaus für zahlreiche Kranken, ein Seminar zur Bildung von Lehrerinnen für Elementar- und Kleinkinderschulen, ein Waisenstift, ein

Asyl für entlassene Sträflinge und eine Heilanstalt für Gemüthskranke weiblichen Geschlechtes, sowie ein Feierabendhaus für invalide Schwestern. — Kaiserswerth ist auch der Geburtsort des als Mensch und Dichter ausgezeichneten Friedr. v. Spee (1595—1631), eines Ahnen der jetzigen Grafen Spee v. Langenfeld. Bilderreichthum und Gemüthstiefe athmen seine Gedichte, die erst Schlegel wieder der unverdienten Vergessenheit entzog. Trotz einer Nachtigall sang er und Trutznachtigall heißt eine Sammlung seiner frommen, begeisterten Lieder, die ihm die Stirne mit dem Dichterlorbeer schmückten. Von Menschenliebe aber glühte seine edle Seele und „*Cautio criminalis etc.*" lautet der Titel des merkwürdigen Buches, das ihn als Wohlthäter der Menschheit verewigt. Wohl trug seine freimüthige Schrift und sein beredtes Wort keine Früchte, aber er hatte doch dem edlen Thomasius den Weg gebahnt und es krönt ihn immer die Palme der Unsterblichkeit, daß er der Erste war, der dem finsteren Wahne seiner Zeitgenossen entgegentrat, die durch ihre Hexenprozesse den Namen der Menschheit brandmarkten. Vor der Zeit hatte ihm der Gram über die unglücklichen Opfer der Hexenverfolgungen das Haar gebleicht. „Woher kommt es wohl, ehrwürdiger Vater, daß Euer Haar grauer ist, als Euer Alter erwarten läßt?" fragte ihn zu Würzburg einmal Joh. Phil. v. Schönborn, der spätere Kurfürst von Mainz. „Das kommt von den Hexen her, die ich zum Scheiterhaufen begleitet habe!" antwortete der edle Spee, der 1635 zu Trier an den Wunden starb, die ihm ein verruchter Meuchelmörder beigebracht hatte.

Heltorf, ein benachbartes Schloß der Grafen seines Geschlechtes, ist mit Fresken aus der Geschichte des Kaisers Barbarossa von Lessing, Plüddemann, Mücke und Stürmer geschmückt.

V.

Crefeld.

Wandelt man über die Schiffbrücke zu Düsseldorf nach dem linken Rheinufer, so begegnet man auf der Landstraße nach Crefeld jener merkwürdigen Stelle, welche das Heerdter Loch heißt und hier eine Rolle spielt, wie am Mittelrheine das Binger und am Taunus das Königsteiner Loch. Durch diese Vertiefung strömte nämlich der Fluß, der jetzt von Neuß ab eine Krümmung nach der rechten Seite macht, einst in

grader Richtung weiter, und ist seit der Veränderung seines Laufes schon oft, wieder das alte Bett suchend, verheerend dort in das Land eingebrochen, weßhalb der Name dieser Stelle noch bis auf den heutigen Tag einen gewissen furchtbaren Klang bewahrt hat. Wurde doch der große Damm, welcher hier eine lange Strecke weit parallel an dem Strome hinläuft und eine mächtige Schutzwehr gegen Wasserfluthen und Eisgänge bildet, noch in den Jahren 1784 und 1795 von der Gewalt der andringen Massen zerrissen! Wie groß aber auch damals die Verheerungen des Rheines für das linke Ufer waren, so verdankte doch Düsseldorf grade jenem Durchbruch seine Rettung, das unter den Fluthen und Eisbergen würde begraben worden sein, wenn der empörte Fluß nicht diesen Ausweg gefunden hätte. — Zwischen fruchtbaren Saatfeldern, Wiesen und Waldungen mit hübschen Baumgruppen führt dann die schön bepflanzte Landstraße an dem Kloster Meer, welches Herr von der Leyen sammt seinen herrlichen Besitzungen von Kaiser Napoleon für nur 80,000 Francs erstanden hat, entlang nach der blühenden Fabrikstadt Crefeld. Auf diesem Wege führen Omnibusfahrten dahin. Man kann diese Stadt aber auch mittels der Düsseldorf-Achener Eisenbahn auf einem Umwege über Gladbach erreichen, mit dem sie durch die Ruhrort-Achener Bahn in Verbindung steht.

Crefeld macht gleich beim ersten Eintritt auf den Besucher jenen wohlthuenden Eindruck, welchen nie Städte, die durch hohes Alterthum imponiren, sondern nur die, welche sich in jugendlicher Blüthe immer mehr entfalten, hervorzurufen vermögen. Gelegen in einer ebenen Gegend, eine Stunde vom Rhein entfernt, und umgeben von fruchtbaren Ackerfeldern und Gärten, war es früher ein unbedeutendes Dorf und wird in einer alten Urkunde von 1166 als Allode Creinvelt genannt. Schon 1294 aber kommt es urkundlich unter dem Namen Crevelt vor. Die Ableitung seines Namens mag dahin gestellt bleiben; doch will ich erwähnen, daß das Volk denselben von den Krähen herleitet, welche Vögel sich in dieser Gegend noch jetzt sehr zahlreich finden sollen. Darauf deutet wenigstens auch die Inschrift, welche ein 1747 erbautes Schulhaus trägt:

„Bebauet, wie Ihr wollt, ein wildes Krähenfeld,
Führt schöne Häuser auf, erweitert Mauern und Thoren,
Ja, legt Fabriken an und häufet Geld auf Geld,
Ist keine Schule da, so bleibt es wie zuvoren."

Ob dieser Spruch Ursache oder Wirkung davon bezeichnet, habe ich nicht erfahren; wohl aber, daß Crefelds Bewohner sich durch Intelli-

ganz nicht unrühmlich auszeichnen. — Schon als Kaiser Karl IV. 1373 den Ort mit städtischen Rechten und Freiheiten begabte, führte er seinen jetzigen Namen. Mehrere Schriftsteller erzählen, ihren Ursprung verdanke die Stadt einem polnischen Edelmann, der, von dem Grafen Friedrich von Mörs gefangen genommen, später die Erlaubniß erhalten, sich hier ein Schloß zu erbauen, welches er Krakau (Cracow) genannt und bei welchem sich nach und nach das Dorf Crefeld angesiedelt habe. Nur darf man alsdann die Erbauung dieses Schlosses nicht mit Dr. Förster in's sechszehnte Jahrhundert verlegen. Erobert wurde unser neues Krakau, welches der alte Hübner noch als festes Schloß, Flecken und Herrschaft bezeichnet, 1586 von den Spaniern, 1601 von Moriz von Oranien und geschleift 1670 oder 1677. Die Entfaltung zu seiner jetzigen Größe aber hat Crefeld unbezweifelt, wie Mühlheim am Rhein, Elberfeld, Düsseldorf, Solingen und andere Städte und Orte, den um ihres Glaubens willen aus Köln vertriebenen Protestanten zu verdanken, die elende Dörfer in blühende Flecken und Städte umschufen, während die alte Colonia Agrippina, in welcher 1618 auf Einmal 1400 Häuser leer standen, sich lange nicht mehr zu ihrer vorigen Höhe emporzuschwingen vermochte. Unter der Herrschaft der Oranier (1600—1702) fanden die Vertriebenen, zu denen sich in jenen Zeiten der religiösen Verfolgungen noch eine große Anzahl Reformirter, Mennoniten und Separatisten aus den Nachbarländern gesellte, hier eine neue Heimath und jenen gedeihlichen Schutz, der ihre Gewerbthätigkeit die schönsten Blüthen treiben ließ. Die ersten Fabrikanlagen der Stadt sollen durch die Mennoniten geschehen sein. Neben vielen anderen Fabriken, machen die zahlreichen Sammt- und Seidenfabriken Crefelds die Hauptquelle seines Reichthums und seiner Blüthe aus. Diese bilden nicht nur den Mittelpunkt der Seiden- und Sammtfabrikation in der preußischen Monarchie, sondern auch die bedeutendsten in ganz Deutschland. Tausende und Tausende von Arbeitern beschäftigend, sind unter ihren Fabrikaten besonders die crefelder Sammtbänder berühmt geworden, neben denen sich nur noch jene von Diergard in Viersen einen ähnlichen Ruf zu bereiten vermochten. Die Erzeugnisse dieser Industrieanstalten, unter denen die Seidenfabriken des Herrn von der Leyen sich einen rühmlichen Namen erworben haben, werden in neuerer Zeit nicht nur in großen Quantitäten nach Amerika ausgeführt, sondern leichte Sammte selbst in Lyon und Genua, den Wiegen der europäischen Seidenkultur, bezogen. Was Feinheit und Vollendung betrifft, sollen

die crefelder sogar mit den lyoner Seidenwaaren wetteifern. — Der Stücksammt wird hauptsächlich in der Stadt, das Sammtband auf den Dörfern im Umkreise gewebt. Zur Bestimmung des Handelsgewichtes der Seide besteht hier eine eigne Seidentrocknungsanstalt. Die Gewerbthätigkeit der fleißigen Bewohner Crefelds erstreckt sich aber auch noch auf eine Menge anderer Industriezweige, wie auf die Bereitung von Wollen- und Baumwollenwaaren, groben Tüchern, Manchester, Flanelle, Leinwand, Wachstuch, Tabak, Leder, Zucker rc. Außerdem treibt die Stadt lebhaften Handel mit Colonialwaaren und starken Gartenbau, wie sich denn in ihrem Weichbild an 2000 Gärten und Gartenhäuser befinden sollen. — Die thätige Bevölkerung Crefelds wird jetzt auf 45,000 Seelen geschätzt, wovon auf die Mennoniten 1200, auf die Protestanten fast ein Drittheil kommen. Die Stadt, welche in den letzten 25 Jahren bedeutend gewachsen und fortwährend im Aufblühen begriffen ist, bildet ein längliches Viereck, ist regelmäßig angelegt, erinnert durch ihren Baustyl, wie durch ihre Reinlichkeit, an den holländischen Geschmack und trägt den Charakter der Wohlhabenheit allenthalben zur Schau. Die Straßen sind regelmäßig durchschnitten, breit und grade; die Häuser meist einfach, aber wohnlich, in geschmackvollem Style erbaut und mit zahlreichen stattlichen Gebäuden untermischt. Durch die ganze Länge Crefelds zieht sich eine Straße, welche durch die Düsseldorfer Landstraße, Hochstraße und Friedrichsstraße gebildet wird. Quer durch dieselbe schneidet unter anderen die Wilhelmsstraße mit Lindenalleen, an deren Westende sich das alte Schloß mit seinem hohen Säulenporticus erhebt. Die breite Rheinstraße mit ihren stattlichen Häusern aus dem 17. Jahrhundert ist jetzt die schönste Straße, wird aber dem noch breiteren Ost- und Westwall mit ihren vierfachen Lindenreihen den Rang abtreten müssen, sobald dieser seine Vollendung erreicht und jener von den Baraken, die ihn verunstalten, und von den Häusern der Rheinstraße, die ihn durchbrechen, befreit sein und so ein großartiges, fortlaufendes Ganzes ausmachen wird. Da, wo der Ostwall eine kleine Strecke weit, statt mit Lindenalleen, mit einer englischen Anlage geschmückt ist, erhebt sich das neue Schloß des Herrn von der Leyen und ein anderes ziert die Rheinstraße. Während manche Straßennamen Crevelds, wie die Fabrikstraße, Färberstraße, Lohstraße und andere, an die Gewerbthätigkeit der Stadt erinnern, möge die Königsstraße, welche von der Dreikönigenstraße durchschnitten wird, die Friedrichs- und Wilhelms-, die Louisen- und

Elisabethenstraße von der Loyalität ihrer Bewohner zeugen. — Als eine sehr löbliche und für die Nachkommen interessante Gewohnheit muß ich es bezeichnen, daß die Häuser, wie namentlich in der Hoch-, Ostwall-, Rhein-, St. Antons- und anderen Straßen, fast durchgängig neben oder über den Thüren mit der Jahreszahl ihrer Erbauung (aus der zweiten Hälfte des 15., 16., 17. und 18. Jahrhunderts) versehen sind. Das ist eine Geschichte der Entstehung und Erweiterung der Stadt in Zahlen, welche der Besucher als Peripatetiker bei seinen Wanderungen durch die Straßen ohne Compendium vergnüglich studiren kann. Eine Sitte, die Nachahmung verdient! — Oeffentliche Plätze von Bedeutung zählt Crefeld nicht, was bei der Neuheit der Stadt auffallend erscheinen muß. Der neue Markt ist freundlich, aber klein. Dagegen ist der symmetrisch eingeschlossene, größere Friedrichsplatz ein schöner Punkt, wenngleich ihn der Lokalscherz den „Pottkuchen" heißt, weil er in diesem Platze eine Aehnlichkeit mit jenen dicken Topfkuchen findet, welche die Volkssprache mit diesem Namen bezeichnet. Mit englischen Rasen- und Blumenbeeten versehen, mit Kastanien, Linden und Buschwerk bepflanzt, bildet er einen recht schmucken Platz, in welchen die Stern- und Friedrichsstraße und von zwei Seiten die Mörserstraße mit ihren hübschen Alleen einmünden, und welchem schon allein seine regelmäßige Gestalt das Gepräge der Schönheit verleihen würde. — Die unbeträchtliche Altstadt, welche sich um den kleinen Schwanenmarkt reiht, ist nicht so regelmäßig und nett, wie die Neustadt. Auf einem einfachen Pumpbrunnen thront auf diesem Platze ein noch einfacherer Schwan. Beide erinnern jedoch schon an jene romantische Rolle, welche der Schwan am Niederrheine spielt und welche in der Sage vom „Schwanenritter" zu Cleve ihre Vollendung erreicht. An diesem Schwanenmarkt erhebt sich die evangelische Kirche, ein stattliches, neueres Gebäude, mit ihrem altehrwürdigen gothischen Thurme, an dessen Portale rechts ein alter Stein eingemauert ist, dessen Inschrift die Jahreszahl mcccclxxii (1472) trägt und einen Grafen von Meurs als Erbauer bezeichnet. Auf dem Johannis- und Dionysiusplatze, an welchen die hübsche Breitengasse anläuft, steht die katholische Kirche, die, in Kreuzform, einfach, aber in gefälligem Style erbaut, mit ihren Säulen im hellen und freundlichen Innern einen angenehmen Eindruck auf den Besucher macht. Auch hier wird seit der neueren Zeit eine Frohnleichnamsprozession gehalten, die ein großartiges Gepräge tragen und an die berühmte Feierlichkeit dieses

Tages zu Mainz erinnern soll. — Die thurmlose Mennonitenkirche liegt versteckt und wird daher aus der Ferne kaum bemerkt. Um so mehr zieht darum die neue Judenkirche am Ostwall unsere Aufmerksamkeit auf sich, über deren Mitte sich vom Dache ein stattlicher runder Thurm erhebt, der in einer kleinen Spitze mit goldenem Knopfe endet. Ihr Inneres ist geschmackvoll. Besonders freundlich fällt aus der Kuppe, von der ein großer Kronleuchter herniederhängt, das sanfte blaue Oberlicht in das helle Gotteshaus herab, das wohl am Rheine seines Gleichen nicht mehr findet. — Wie die Rheinprovinz überhaupt an Bildungs-, Wohlthätigkeits- und — Strafanstalten keinen Mangel hat, so besitzt auch Crefeld, welches, wie die Grafschaft Meurs, mit der es seit den ältesten Zeiten verbunden erscheint, im Jahre 1702 durch Erbschaft an Preußen fiel, zwei Waisenhäuser, ein Taubstummeninstitut, ein Gymnasium und ein Zuchthaus. Das neue städtische Krankenhaus an der Chaussee nach Düsseldorf ist ein schönes und stattliches Gebäude von drei Stockwerken. — In der Nähe davon liegt der neu angelegte Park Lerchenfeld. Einen äußerst hübschen Punkt aber bildet hier die Schützenburg von Alterhoff, eine Gartenwirthschaft mit Park- und Wasseranlagen. Auch Charlottenburg und Driesenhof sind beliebte Sommerausflüge der crefelder Bewohner. — Die neue Gasbeleuchtung der Stadt zeichnet sich durch Schönheit und Zweckmäßigkeit aus. — Erwähnenswerth ist vorzüglich auch die Sammlung von Muscheln und Petrefakten bei Herrn v. Hönninghaus. Die ganze Gegend weit und breit ist ja nicht minder für die Naturgeschichte klassisch, als für die Alterthumskunde. Bei Gladbach und Frechen wird, wie auf dem nassauischen Westerwalde, jenes merkwürdige Fossil, die Braunkohle, gewonnen, welche aus Palmbäumen gebildet, Abdrücke von Palmblättern und Datteln enthält, und ringsum kommen Ueberreste und Versteinerungen urweltlicher Thiere und Pflanzen zu Tage, die längst nicht mehr vorhanden sind oder in ganz anderen Klimaten gedeihen. So trifft man insbesondre viele Knochen von bekannten und unbekannten Thieren an, wie man denn am Fuße des Hülser Berges bei Crefeld im Sand und Gerölle den Schädel und andre Knochenstücke eines riesigen Ochsen der Urwelt, beim Graben des Nordkanals in dem Broich gegen Gladbach aber in beträchtlicher Tiefe ein stattliches versteinertes Hirschgeweih von 16 Enden ausgegraben und an verschiedenen Orten Gebeine und Gerippe von Elephanten, Renn- und Elennthieren, Löwen, Krokodillen, Wallfischen

und anderen Land- und Seethieren gefunden hat. Der eben erwähnte, von Napoleon im Jahre 1806 zur Verbindung der Maas mit dem Rhein begonnene, aber nicht vollendete Nordkanal wurde 1823 durch die preußische Regierung von Neuß bis zur Crefeld-Aachener Landstraße für Fahrzeuge von 300 Centnern schiffbar gemacht, ist aber auf den übrigen Strecken gänzlich verödet. — Als durch Erfindungen bemerkenswerthe Männer aus Crefeld verdienen Schröder und Schibler erwähnt zu werden. Der Chemiker Schröder war der Erfinder eines neuen einfachen Destillirgeräthes für Frucht- und Kartoffelbranntwein, wodurch derselbe zu künstlichem Franzbranntwein, Rum und Liqueuren veredelt werden konnte, Heinrich Schibler aber erfand ein musikalisches Instrument, welches er Aura nannte, und welches in der Zusammensetzung mehrerer Maultrommeln von verschiedener Stimmung zu einem harmonischen Ganzen bestand. Einen weit klangvolleren Namen hat sich jedoch der Bankier Herr v. Beckerath, Abgeordneter des ersten deutschen Parlaments und Reichsfinanzminister, erworben, der seine gebührende Aufzeichnung durch den Griffel der Geschichte finden wird, wenn auch die Akten der Verhandlungen vergilben, an denen er so warmen, würdigen Antheil genommen. — Sehenswerth ist auch der an der Straße nach St. Anton (St. Tönnes) gelegene Todtenhof der Stadt Crefeld mit seinen hübschen Grabdenkmälern. Schattige Baumgänge durchschneiden ihn in Kreuzform und Rosenbäume und anderes Buschwerk umranken die Grabhügel und Monumente auf seinen vier Feldern. Unter den letzteren zeichnen sich die gußeisernen Denkmäler des Herrn von der Leyen und einer Frau de Greiff aus, besonders aber das Veteranenmonument, laut Inschrift errichtet am 14. August 1852 zum Andenken an die aus Napoleons Armeen in ihre Heimath zurückgekehrten Krieger der Stadt und des Kreises Crefeld. In gothischer Form aus grauem Stein mit Eckthürmen und Mauerkronen, links vom Eingang des Friedhofes, sich erhebend, trägt es die Namen und das Todesjahr der verstorbenen Veteranen und oben in einer Nische ein weißes Standbild des berühmten und vielbesungenen Latour d'Auvergne, des ersten Grenadiers der Armee der französischen Republik.

Nach den Nachbarorten von Crefeld führen hübsche Landstraßen mit Alleen. Ich aber führe den freundlichen Leser nun auf einen andren Todtenacker, auf die Wahlstatt der Schlacht bei Crefeld.

VI.

Die Schlacht bei Crefeld und ihre Folgen.*)

(23. Juni 1758.)

Kaum hatten sich die Truppen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, des treuen Bundesgenossen Friedrichs des Großen, im siebenjährigen Kriege, während eines kurzen Winterlagers wieder erholt, so eröffnete der tapfere Feldherr im Frühjahr 1758 den Feldzug mit dem kühnen Plane, den Krieg nach Frankreich selbst oder doch an dessen Gränzen hinüber zu spielen. Die französische Armee hatte jedoch meist sehr vortheilhafte Stellungen am linken Ufer des Rheines und das Ueberschreiten dieses großen Stromes bot daher außerordentliche Schwierigkeiten. Durch vortreffliche Maßregeln wußte indessen Ferdinand diese zu überwinden und den Uebergang zu bewirken, der in der Nacht des 1. Juni theils auf Schiffbrücken, theils in flachen Booten unweit Cleve glücklich von Statten ging. Der Herzog wünschte sehnlichst eine Schlacht; Abbé Clermont, der französische Feldherr, aber war ein Fabius Cunctator, der jedes Zusammentreffen sorgfältig vermied. Bis an die Zähne verschanzt, stand er mit seiner viel stärkeren Armee bei Rheinfelden. Ihn dort anzugreifen, wäre Tollkühnheit gewesen. Er mußte daher aus seiner festen Stellung herausgelockt werden, und dies gelang seinem kriegsgewandten Gegner durch geschickte Wendungen bald. Vierzehn Tage nach dem Uebergang über den Rhein sah man die französische Armee in den Ebenen von Crefeld. Die verbündeten Hannoveraner, Engländer, Braunschweiger und Hessen zählten 54,000, der Feind dagegen 66,000 Mann. Am 23. Juni kam es hier auf der s. g. Crefelder Heide zur Schlacht. Die Franzosen hatten eine feste Stellung, besonders in einem Gehölz, die rechte Seite durch einen Bruch gedeckt, die linke durch ein sehr durchschnittenes Terrain. Wohl einsehend, daß vom Besitze dieses Punktes das Schicksal des Tages abhing, führte darum der Erbprinz von Braunschweig hier den Hauptschlag. Er brach mit dem rechten Flügel der Infanterie durch in die linke Seite und den Rücken des rechten Flügels der Franzosen, eroberte nach einem hartnäckigen Gefechte von drei Stunden das Gehölz und trieb die Feinde aus dieser festen Stellung hinaus, während das Centrum und der linke Flügel der Verbündeten die Gegner von Vor-

*) Frei nach Archenholz in Dr. Beck's Lebensbildern aus dem Preußischen Rheinlande.

nen angriffen und zurückschlugen. So errangen die Alliirten, die nur 1500 Todte und Verwundete zählten, den Sieg, und die Franzosen mußten mit einem Verluste von 7500 Mann das Feld räumen. Besonders viel litt in diesem Treffen die französische Reiterei, indem die preußischen Dragoner, aufgebracht durch gewisse Spottreden ihrer Gegner, sich heute dafür nachdrücklich an denselben zu rächen suchten. Als Nationalverlust für die Franzosen in dieser Schlacht betrachtete man den Tod des Grafen Gisors, des einzigen Sohnes des Herzogs von Belleisle, eines jungen Mannes, dessen seltene Talente zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Tödtlich verwundet, starb er in den Armen des Erbprinzen von Braunschweig, der ihn kannte und liebte. Der siegreiche Ferdinand wandelte auf dem Wahlplatze umher, erquickte die Verwundeten und sprach, gerührt die verstümmelten Leichname betrachtend, zu den ihm Glück wünschenden Offizieren: „Dies ist das zehnte Schauspiel dieser Art, das ich in meinem Leben sehe. Wollte Gott, daß es das letzte wäre!" —

Eine Hauptfolge dieses Sieges war die Belagerung von Düsseldorf, wo die Franzosen ihr Hauptmagazin hatten. Nachdem eine große Anzahl von Häusern durch Bomben und Kugeln in Asche gelegt war, ging die Stadt am sechsten Tage über. Die Besatzung erhielt freien Abzug; aber ein ungeheurer Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsbedarf und eine Menge schönes Geschützes fiel den Eroberern in die Hände. In Frankreich erschrack man über diesen neuen Verlust; die Bastille füllte sich, und Clermont wurde abgerufen. Die Ehre der französischen Waffen sollte gerettet werden. Der Dauphin selbst wollte sich an die Spitze des Heeres stellen. Dies gestattete man zwar nicht; aber die Armee wurde mit allen Bedürfnissen neu ausgestattet und erhielt den erfahrenen Marschall von Contades zum Führer. England, durch den Sieg bei Crefeld und Ferdinands Fortschritte am Rheine für einen Landkrieg gestimmt, wünschte, den großen Pitt, der die stolze Nation nach Gefallen lenkte, am Ruder des Staates, die nachdrücklichsten Maßregeln, um die Franzosen zu Wasser und zu Land zu bekämpfen. Das Parlament bewilligte 18,000 Mann Landtruppen nach Deutschland; aber diese Hilfe kam zu spät, und Ferdinand konnte sich gegen eine Armee von 80,000 Mann auf dem jenseitigen Ufer des Rheines nicht behaupten. Wohl wollte er sich schlagen; Contades aber, seiner Vortheile sich bewußt, vermied sorgfältig ein Treffen. Mangel an Lebensmitteln und Besorgniß für die Erhaltung des Heeres, durch anhaltendes Regenwetter und Ueberschwemmung verdorbene Wege, die bedrohte Lage Hannovers

und die Sicherung jener englischen Hilfstruppen gegen einen Abschnitt bei ihrer Landung — alle diese bedenklichen Umstände nöthigten den Herzog, über den Rhein zurückzugehen. Bei der Nähe des überlegenen und wachsamen Feindes und der Beschwerlichkeit der Märsche bot jedoch der Rückzug über den Strom ebenso große Schwierigkeiten, als die Behauptung der jetzigen Stellung. Die verbündete Armee hatte bei Rees eine Brücke über den Rhein geschlagen, die der General Imhof mit 3000 Mann deckte. Das Lager desselben war durch Gräben und Hecken geschirmt. Der Feind nahte, ihn mit 10,000 Mann anzugreifen. Da Ferdinand ihm keine Hülfe senden konnte, so mußte Imhof sich auf seine eigene Tapferkeit verlassen. Den Umstand, daß die Franzosen das Terrain nicht kannten, benutzend, ging er, statt sie zu erwarten, ihnen vielmehr entgegen. Der Angriff war hitzig, aber um so wirksamer, je unerwarteter er kam. In einer halben Stunde hatte die kleine Schaar den so überlegenen Feind zurückgeschlagen. Elf Kanonen, viele Munition, eine Menge Wagen und einige Hundert Gefangene zurücklassend, flohen die Franzosen mit solcher Eile nach Wesel, daß sie noch auf der Flucht überall ihre Waffen von sich warfen und man auf dem Wege dahin über zweitausend Musketen fand. — So unbedeutend dieses Gefecht in jenem blutigen und thatenreichen Kriege auch erscheint, so vertrat es doch hier die Stelle des größten Sieges. Es entschied den Besitz des großen Kriegsmagazines zu Emmerich und der Schiffbrücke zu Rees, ohne welche Ferdinand das rechte Ufer des Rheines nicht erreicht hätte und der treffliche Feldherr, aller Lebensmittel beraubt, mit seinen braven Truppen eine Beute des Hungers und des Feindes geworden wäre. Wegen des hoch angeschwollenen Stromes mußte die Schiffbrücke zwar von Rees nach Griethausen verpflanzt werden; allein am 9. und 10. Juli konnte nun doch die ganze verbündete Armee ungefährdet über den Rhein gehen, nachdem der letzte Versuch der Franzosen, die Brücke durch vier Fahrzeuge von besonderer Bauart, die von Wesel aus geschickt, aber durch bewaffnete Boote aufgefangen wurden, zu vernichten, glücklich vereitelt war. — Bald nachher nahm Imhof mit einem Theile des Heeres die englischen Truppen in Empfang, die, bei Emden gelandet, sich nun ohne Hindernisse bei Crefeld mit den Verbündeten vereinigen konnten. Ferdinand aber bezog, um seinen Truppen Erholung zu verschaffen, vortheilhafte Stellungen an der Lippe und deckte dadurch zugleich Hannover.

VII.

Uerdingen. — Linn. — Kempen.

Das in der fruchtbaren Rheinebene unmittelbar am Strome gelegene, gewerbreiche Städtchen Uerdingen ist mit Crefeld durch die Ruhrort-Gladbach-Aachener Eisenbahn, welche hier ein Stationshaus besitzt, verbunden. Es zählt circa 3000 Einwohner, hat Leder-, Seide- und Sammtfabrikation, insbesondre zwei große Zuckerraffinerien, und treibt Schifffahrt, Handel und Viehzucht. Sitten und Gebräuche tragen auch hier schon den holländischen Charakter. Entstehung und Namen soll das Städtchen nach Schreiber dem römischen Feldherrn Hordronius Flaccus verdanken, der am Oberrheine stand, als Claudius Civilis, der tapfere Heerführer der Bataver, welche am linken Rheinufer im heutigen Cleve'schen wohnten, für die Freiheit seines Volkes den Kampfplatz betrat. Spuren eines römischen Lagers haben sich allerdings hier gefunden und der alte Name Ordingen hat mit Hordronius wenigstens einige Aehnlichkeit. — Der kölner Erzbischof Heinrich v. Virneburg umgab 1330 den Ort mit Befestigungswerken, von denen noch Reste der Mauern, Thürme und Stadtthore vorhanden sind. Uerdingen hat besonders eine nette Straße, die durch seine Länge zieht, und, namentlich vor seinen Thoren, hübsche Häuser. Schöne Blumengärten wechseln dort mit üppigen Gemüsgärten ab. — An dem ziemlich geräumigen Marktplatze, der mit einer Doppelreihe von Linden bepflanzt ist, steht das stattliche dreistöckige, am Dachrande mit gußeisernen Gallerien versehene Wohnhaus der Gutsbesitzer Gebrüder Herberts und das Rathhaus mit der Inschrift: „Deus protegat, Archipraesul foveat, fidelis Urdingensis honoret",*) welche als Chronostichon die Jahreszahl 1723 enthält und das Stadtwappen mit zwei Schlüsseln trägt. — Die Kirche ist freundlich, von einfacher Bauart, der massive Thurm hoch und spitz und von vier kleinen Eckthürmchen umgeben. — Als um's Jahr 1692 sich der Rhein von dem Städtchen Rheinberg wegwandte und seinen jetzigen Lauf nahm, wurde der dasige Rheinzoll hierher verlegt. — Zu Uerdingen ging 1795 die französische Armee unter Lefevre, 25,000 Mann stark, über den Rhein und brach in das damals neutrale preußische Gebiet ein. — Unterhalb des Städtchens befindet sich auf der linken Seite des Stromes eine merkwürdige Stelle, wo vor Zeiten ein

*) „Gott beschütze, der Vorstand liebe, der treue Uerdinger ehre es."

großer Uferbruch erfolgt zu sein scheint. Am s. g. Budberger Trapp, einer Insel im Rheine, fließt das Rasgat, der linke Arm des Stromes, dessen man sich bei niedrigem Wasserstand bedienen muß und der, weil er sehr reißend ist, die Bergfahrt nicht wenig schwierig macht.

Linn, ein hübscher Flecken mit Webereien, liegt oberhalb Uerdingen, seitwärts vom Rheine. Heinrich v. Virneburg, welcher von 1306—1331 den erzbischöflichen Stuhl zu Köln inne hatte, erbaute hier 1330 ein Schloß, dessen schöne Ruinen noch vorhanden sind. — Im Geldern'schen Erbfolgekrieg hatte die Herzogin Mechteld, durch Noth gedrängt, am 18. April 1378 Burg, Stadt und Land von „Lynne", welche ihr zweiter Gemahl, Graf Johann v. Cleve, ihr als Leibgeding ausgesetzt hatte, für 45,000 goldene Schilden an den Erzbischof Friedrich von Köln verpfändet und dieser betrachtete überdies die Herrschaft Lynne als erledigtes Lehen, welches nach dem Ableben des letzten männlichen Erben seinem Stifte zufalle. Der Graf Adolph von Cleve dagegen behauptete, daß dieses Gut, von dem seines Großoheims Wittwe (Mechteld) nur den Nießbrauch bis zu ihrem Tode (1382) besessen, unbefugter Weise von derselben verpfändet worden sei, und schickte sich an, von Lynne Besitz zu ergreifen, zu welchem damals die Dörfer Borchen, Buederich, Herde, Lanck, Vischel, Willacke und der Frachtzoll zu Strembeke gehörten. Als aber der Graf in einer Nacht mit wenigen Begleitern über den Rhein setzte, um, wie man sagte, entweder zu Elten oder zu Rees eine Nonne zu besuchen, mit welcher er einen sträflichen Liebeshandel unterhielt, lauerten ihm die Leute des Erzbischofs auf und nahmen ihn gefangen. Da griff zwar das ganze Cleve'sche Land zu den Waffen und belagerte Rees, welches in jener Zeit zu dem Erzstifte Köln gehörte; auch Adolphs Bundesgenosse, der Herzog von Geldern, zog aus und lagerte sich vor Alpen, welches gleichfalls unter kölnischer Landeshoheit stand: allein nachdem der Krieg bis zum Jahre 1392 gedauert hatte, kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem Burg, Stadt und Amt Lynne dem Erzbischof verblieb, wogegen freilich die Stadt Rees dem Grafen als Pfandbesitz gegeben wurde.*)

Das nahe Gellep, Geldub oder Gelb, bezeichnet Schreiber als das historisch interessante Gelduba, die letzte Stadt der Ubier am Rhein, wo Drusus eine Brücke hatte, ein Ort, der unter obigem Namen bei Tacitus und Florus vorkommt.

---

*) „Fünf Bücher Niederrheinischer Geschichten. Nach Urkunden von Dr. Ludwig Driesen. Münster, 1854."

Kempen, noch etwas weiter landeinwärts, als Crefeld, an dem hier fahrbaren Nordkanal, ein kleines Städtchen mit einem Schlosse, Wachsbleichen und Woll- und Leinewebereien, verdient als Geburtsort des berühmten Gottesgelehrten Thomas a Kempis gewiß der Erwähnung. Thomas von Kempen, eigentlich Hämmerlein oder Hammerken (Malleolus), wurde hier im Jahre 1380 von armen Eltern geboren. Schon in seinem 12. Lebensjahre widmete er sich dem geistlichen Stande und ging im 19. in das Augustinerkloster St. Agnes bei Zwoll, als dessen Subprior er 1471 in dem hohen Alter von 91 Jahren starb. Als ein Mann von ächtapostolischem Sinn und reinchristlichem Wandel, übte er auch im Leben jene ächte Christuslehre, welche er in Wort und Schrift verkündigte. Unter seinen, sämmtlich in lateinischer Sprache geschriebenen Werken hat sich Thomas von Kempen besonders durch seine vier Bücher von der Nachfolge Christi (de imitatione Christi) großen Ruf erworben. Dieses durch seinen gediegenen Inhalt ausgezeichnete Buch ist nicht nur mehr als 1800 mal, also nächst der h. Schrift am häufigsten, gedruckt, sondern auch in fast alle europäische Sprachen übersetzt worden. — Wie man indessen dem Autor selbst die Vaterschaft dieses Werkes lange streitig machte und, obgleich ohne Grund, dem Kanzler der pariser Universität, Johannes Gerson, zuschrieb, so wollte man auch unserem Kempen die Ehre, die Geburtsstätte des berühmten Mannes zu sein, absprechen und dieselbe, jedoch ebenfalls in unbegründeter Weise, für die holländische Stadt Kampen in Anspruch nehmen. — Auch der gelehrte Generalvicar Johannes Gelenius war zu Kempen geboren. Schon als Knabe von heißer Wißbegierde beseelt und darum von seinen Eltern in die niedere Schule seiner Vaterstadt geschickt, entwickelten sich seine trefflichen Geistesgaben so rasch, daß er nach kurzer Zeit das Gymnasium zu Köln besuchen konnte. Hier fanden seine ausgezeichneten Kenntnisse Würdigung und einen entsprechenden Wirkungskreis. Er empfing 1610 die Priesterweihe, 1612 den philosophischen Doctorhut, wurde Lehrer der schönen Wissenschaften, dann Canonicus und Professor der Theologie und endlich 1624 Generalvicar. In Lehre und Leben ein Muster, wirkte er rastlos, bis der Tod am 30. April 1631 seinem edlen Schaffen und Streben ein Ende machte. Unter den Manuscripten dieses Mannes zeichnen sich besonders seine Annales Agrippinenses (Kölner Jahrbücher) aus.

VIII.

Ratingen und Angermünd.

Ehe ich dem freundlichen Leser das Bild der interessanten Rhein- und Ruhrstadt Duisburg vorführe, muß ich, um keinen bedeutenderen Ort des niederrheinischen Gebietes ganz ungenannt zu lassen, zuvor auch der seitwärts von Kaiserswerth gelegenen Städtchen Ratingen und Angermünd wenigstens mit einigen Worten gedenken.

Ehemals eine Villa der Grafen vom Berg und zwölf Jahre früher (11. Dezember 1276) als die Villa Düsseldorf (14. August 1288) durch den Grafen Adolph zur Stadt erhoben und mit Steuer- und Zollfreiheit, sowie mit einem Schöffengericht versehen, dessen Rechtsgutachten die Düsseldorfer Schöffen für ihre Weisthümer einholen mußten, erfreute sich zwar Ratingen nicht der Blüthe, zu welcher sich seine Schwesterstadt Düsseldorf emporschwang; es ist jedoch ein hübsch am Abhange eines Berges an der Anger hingestrecktes Städtchen, welches über 4000 Einwohner, ein Minoritenkloster, Töpfereien und Hut- und Baumwollenfabriken besitzt. — Eine große Baumwollenspinnerei befindet sich in dem nahen Dorfe Cromford. — Auf den Kalkbrennereien des Grafen von Spee bei Ratingen wirkte ein Mann als Faktor derselben, der sich um die Landwirthschaft ein großes Verdienst erworben hat, Friedrich Kropp, der Erfinder des Knochenmehls als Dungmittel. In den ersten Jahren unseres Jahrhunderts Steiger des Bleibergwerkes bei Solingen, machte er auf einem Pochwerk, welches er dort bei der Schmelzhütte zum Zerstampfen des Erzes angelegt hatte, den ersten Versuch, Knochen zu zerstampfen, und ließ das gewonnene Mehl auf eine Wiese streuen. Schon im ersten Jahre entschädigte ihn der üppigere Graswuchs reichlich für die angewandten Kosten und Mühe; im zweiten aber brachte ihm sein neues Dungmittel schon eine ganze Ernte mehr ein, als früher. Weitere Versuche erprobten seine wichtige Erfindung. Sie fand Nachahmung in der Umgegend und so in immer weiteren Kreisen, bis nach und nach der Gebrauch des Knochenmehles Gemeingut der Landwirthschaft wurde und allenthalben Knochenmühlen entstanden.

Der freundliche Flecken Angermünd bildet gegenwärtig mit Rahm ein Städtchen, welches etwa 3000 Einwohner zählt und viel Eisenfabrikation treibt. — An die mit dem Ufer verbundene Rheininsel unterhalb Kaiserswerth pflegt der Strom die Leichen Ertrunkener

auszuspülen, weßhalb der Volksglaube meint, dieselben würden durch die Reliquien des hl. Suitbertus angezogen, von dem die Legende erzählt, daß er viele Todten wieder zum Leben erweckt habe.

IX.

Duisburg.

Gelegen in dem fruchtbaren Delta zwischen Rhein und Ruhr, eine halbe Stunde von beiden Flüssen entfernt, jedoch durch einen hübschen Kanal mit denselben verbunden, vereinigt die uralte, aber freundliche Stadt Duisburg die Ehrwürde des Alterthums mit der Anmuth der Neuzeit und bildet einen der anziehendsten und merkwürdigsten Punkte des Niederrheins. Man erreicht dieselbe durch die Köln-Mindener Eisenbahn, welche hier eine Station, oder durch die Dampfboote, welche in der Nähe einen Anhaltspunkt haben, während der Rhein in früheren Zeiten auch die Mauern dieser Stadt mit seinen Wellen bespült haben soll. Daß Einige in Duisburg das alte Teutoburgum suchen, wo Hermann den Varus schlug, verdient als alte Meinung wenigstens erwähnt zu werden. Andere halten es, vielleicht mit mehr Recht, für das alte Dispargum, wo Clodio als erster König der salischen Franken um's Jahr 440 und auch Chlodwig vor der Schlacht bei Soissons (486) ihre Residenz hatten. Hintendrein aber hinkt der Neid, und Duisburg soll für den lange erhobenen Anspruch, jene erste Hauptstadt des alten Frankenreichs gewesen zu sein, nun gar die Demüthigung erfahren, von den Kobolden, quos daemones Galli Dusios nuncupant*), hergeleitet zu werden. Als königliche Villa kommt es 1129 in einer Urkunde vor, worin König Lothar der Sachse den Bürgern zu ihren Hausbauten den freien Steinbruch im dortigen Walde gewährt. Im Jahre 1145 wurde es durch Kaiser Konrad III. zur Reichsstadt erhoben, deren Privilegien König Albert I. 1298 bestätigte. Uebrigens war bereits unter Kaiser Heinrich I. hier eine Synode und unter Otto I. ein Reichstag gehalten worden. Schon im 12. Jahrhundert ein wichtiger Handelsplatz, gehörte Duisburg mit Köln, Aachen, Emme-

---

*) „Welche Dämonen die Gallier Dusier nennen." Vergl. „Das malerische und romantische Rheinland. Von Dr. Karl Simrock. Leipzig 1851." Dieses interessante Buch umfaßt den Rhein blos bis Köln und zieht nur in Kürze nebenbei auch die Städte bis Ruhrort in sein Bereich.

rich, Wesel und anderen Nachbarstädten seit 1201 zum Hansebund, in dessen Händen lange Zeit der Welthandel lag, und war in Bezug auf seinen Handel eines der bedeutendsten Glieder dieses blühenden Vereins, als dessen Theilnehmerin die Stadt 1406 von Neuem bestätigt ward. „Die mit diesem vaterländischen, auf die Gesammtkultur Deutschlands so einflußreichen Bunde verknüpften, von Fürsten und Grafen verliehenen Rechte und Freiheiten wurden auch Duisburg dermaßen zu Theil, daß, obgleich es seit 1290*) aufhörte, Reichsstadt zu sein, sein weitgehender Handel nichts desto weniger des kaiserlichen Schutzes genoß und namentlich von Kaiser Sigismund gegen die Eingriffe des Erzbischofs von Straßburg geschirmt wurde. Ebenso hob Kaiser Friedrich I. die von der Stadt Duisburg gegen die Erzbischöfe von Mainz und Utrecht wegen Handelsbedrückungen vorgebrachten Beschwerden, wie denn auch der Kaiser Heinrich IV. sich ihrer gegen die Beeinträchtigungen des Erzbischofs von Köln kräftigst annahm. Bereits zu Anfang des 12. Jahrhunderts erhielten die Duisburger Schiffe zu Mainz viele und bedeutende, durch mehrere Urkunden bestätigte Zollbegünstigungen; ihre Zollfreiheit erstreckte sich über den ganzen deutschen Rhein. Die also errungenen Freiheiten und Privilegien wurden auch von den späteren Kaisern, wie 1528 von Karl V., 1565 von Ferdinand I. und 1570 von Maximilian II., wiederholt erneuert und von den Grafen zu Cleve, als den späteren Landesherrn Duisburgs, dessen Schiffe den Rhein von Straßburg bis Holland, wie die alte Chronik sich ausdrückt, bedeckten, aufs Strengste geachtet. Diese blühende Periode, während welcher Duisburg, und zwar zuerst unter den rheinischen Städten, ununterbrochen eine regelmäßige Rangschifffahrt mit Holland, sowie eine ebenfalls regelmäßige Schiffsverbindung mit mehreren Rheinstädten, wie Coblenz, Mainz und selbst Straßburg, hatte, hörte plötzlich auf, als in Folge der niederländisch-spanischen Regierung Duisburg (1614) von den spanischen Truppen erobert, hart mitgenommen und in ihrem, nur in gesetzlicher Freiheit gedeihenden kaufmännischen Verkehr gänzlich gehemmt ward. Fünfzehn Jahre später (1629) wurden die Spanier zwar wieder vertrieben, allein der durch sie vernichtete Handel, durch die nachherigen Kriegsunruhen fortwährend nie-

*) So heißt es in Becks „Lebensbildern." Nach Driesen kam Duisburg erst durch Graf Otto (1305—1309) an die Herrschaft Cleve. — Unter den Handelsartikeln, welche nach alten Rechnungen der Zollerheber zu Lobith aus dem Jahre 1306 verzollt wurden, waren auch schon Schiffe von Duisburg, mit einer großen Quantität Bier befrachtet.

dergehalten, erwachte erst nach dem Abschluß des westphälischen Friedens (1648) wieder zu neuem Leben, das vorzüglich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges und namentlich in den 1790er Jahren einen fast dem ursprünglichen nahe kommenden Aufschwung gewann." — Der seit länger als 200 Jahren bestehenden, durch die größten Rheinschiffe lebhaft betriebenen Rangschifffahrt mit den Städten Rotterdam, Amsterdam und Dortrecht, sowie eines häufigen Schiffsverkehrs mit Antwerpen, erfreute sich Duisburg noch in der neueren Zeit. Der bis dahin vorhandenen Erschwerungen seitens der niederländischen Regierung, welche das freundlich benachbarte Holland in letzterer Zeit jedoch nach Kräften aufhob, ungeachtet, gingen ganze Schiffsladungen direkt über See in Duisburg ein, wie denn kurz vor dem Jahre 1831 noch zwei für Rechnung eines einzigen dasigen Handelshauses befrachtete Schiffe von Bremen über die Nordsee dort anlangten. — Zum besonderen Lobe wird es der Stadt Duisburg in den erwähnten „Lebensbildern" nachgerühmt, daß sie ihren bedeutenden Eigenhandel nicht blos auf die Einfuhr fremder, sondern auch mit Erfolg auf die Ausfuhr vaterländischer Artikel gerichtet habe. — Diese Handelsblüthe verdankte jedoch Duisburg nicht blos seiner zum Strom- und Seehandel so vortheilhaften Lage, nach welcher es mit dem einen Arm die mannigfaltigsten Güter von der Ruhr herholen, mit dem anderen aber auf dem Rheine in vollen Ladungen versenden, sowie umgekehrt jene aus fremden Ländern der Heimath zuführen konnte, sondern zugleich der Gewecktheit und Thätigkeit seiner Bewohner, die stets auch in den verschiedensten Industriezweigen ihren Fleiß und ihre Kraft erprobten. Noch gegenwärtig besitzt die Stadt viel Großhandel und Spedition und soll nächst Köln die stärkste Zolleinnahme in der preußischen Rheinprovinz gewähren. Ob ihr Gedeihen unter dem Freihafen in Düsseldorf leiden wird, nachdem sie selbst vergeblich die Verwilligung eines solchen erwartet hat, muß die Zukunft lehren. — Neben seinem Handel und seiner Schifffahrt zählt Duisburg auch viele und blühende Fabriken, namentlich bedeutende Tabaksfabriken, Tuch-, Baumwolle-, Vitriol-, Seifen-, Leder- und andere Fabriken, Zuckerraffinerien, Eisenhütten und beträchtliche Manufakturen. — Seit 1822 Kreisstadt, hat es von Jahr zu Jahr an Verschönerung, Größe und Bevölkerung zugenommen und man schätzt seine Einwohnerschaft jetzt bereits auf 14,000 Seelen, worunter sich über 4000 Katholiken befinden. — Die Straßen Duisburgs sind, wenn auch nicht regelmäßig, doch freundlich

und helle und mit vielen hübschen Häusern ausgestattet. Eine schöne neue Straße bildet der Sonnenwall, ein Theil des ehemaligen Wallgrabens, der, die einst sehr feste Stadt umziehend, theilweise mit Häusern verbaut, theilweise in Gemüsländereien umgewandelt ist. Vielfach sind auch die alten Stadtmauern mit ihren Thürmen und Schießscharten noch sichtbar. Sonst hat Duisburg aus dem Alterthum wenig herübergerettet. Das Glacis um dieselben ist mit Lindenbäumen bepflanzt und dient zur Promenade. Die schönsten Spaziergänge bietet jedoch der von jungen Linden beschattete Hafendamm auf der Rheinseite und die herrliche Allee nach dem zehn Minuten entfernten Eisenbahnhof, zu deren Seite schöne Gärten und Häuser, sowie auch der hübsche Friedhof der Stadt, unsere Blicke auf sich ziehen. Von der „sumpfigen Gegend," in welche A. Schreiber Duisburg verlegt, habe ich in dessen Umgebung nichts mehr bemerkt, wohl aber fruchtbare Wiesen und Felder und zierliche Gemüs- und Blumengärten, unter welchen letzteren sich die Gartenanlagen mehrerer Fabrikherrn sogar durch fürstliche Pracht hervorthun. So namentlich der Garten des Tabakfabrikanten C. Carstanjen, den ein sehr hübsches Gewächshaus mit Wasserwerk, seltene Blumen und Stauden, Springbrunnen und Bassins, Felsgrotten, Lusthäuschen, Lauben, ein kleiner Rehgarten und ein schönes Sommerhaus schmücken. Auch die Gartenanlage des Fabrikanten Gallenkamp und jene von W. Carstanjen mit einem großen Vogelhaus und einer Fasanerie nebst ihren prachtvollen Gartenhäusern geben dem freundlich eingeführten Besucher ein sprechendes Zeugniß von dem blühenden Zustand der Fabriken dieser Stadt. — Der „Rheinische Hof von Wasels," das „Hotel Hack" und der „Holländische Hof" sind hübsche Gasthäuser. Statt jener prosaischen Wandplakate, welche anderwärts in den Wirthschaften, gewöhnlich, „um Irrungen zu vermeiden," den Besucher an sofortige Zahlung erinnern, findet man hier am Niederrhein auf den Tischen Kränze von „Vergißmeinnicht" stehen, die in der zarten Sprache der Blumen den Gast erinnern, der lieblichen Kellnerin oder des freundlichen Wirthes nicht zu vergessen. Das ist doch poetisch! —

Unter den Kirchen Duisburgs zeichnet sich besonders die alte gothische Salvatorkirche aus. die Einige aus dem Jahre 1415, Andere aus noch früherer Zeit herstammen lassen. Sie hat einen schönen Thurm und vortreffliche Verhältnisse im Inneren. Seit 1850 ist sie ganz neu hergestellt und bildet nun auch nach Außen eine prächtige Zierde der Stadt. Die katholische Kirche scheint noch tiefer in's Alterthum

hinaufzureichen; die dagegen junge katholische Gemeinde hat an Seelenzahl ungewöhnlich rasch zugenommen. Ein nettes Kirchlein ist die kleine Marienkirche. Die rheinisch-westphälische Pastoratsgehülfenanstalt, eine Vorbildungsschule für die evangelische Seelsorge, insbesondere in der Kranken-, Kinder-, Armen- und Gefangenenpflege, zählt 30—40 Diakonen, welche zu jeder Dienstleistung in und außer dem Hause verpflichtet sind. Zur Uebung in diesen geistlichen Verrichtungen dient ein Krankenhaus und eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, sowie das Asyl für entlassene Sträflinge männlichen Geschlechtes in dem benachbarten Lintorf.

Zum Wohlstand der Stadt trug besonders auch die 1655 unter dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg hier errichtete Universität bei. Die Gründung derselben war schon durch den vorletzten Herzog von Cleve, Wilhelm den Reichen, beschlossen worden; allein die kriegerischen Zeiten hatten die Ausführung dieses Planes verhindert. Fürst Johann Moriz von Nassau, der Statthalter der kurbrandenburgischen Lande am Niederrhein, nahm ihn wieder auf und führte ihn aus, weßhalb dieser merkwürdige Mann auch als der Mäcen der jungen Akademie begrüßt wurde.*) Die feierliche Eröffnung derselben geschah durch Johann Moriz im Oktober des genannten Jahres und war nicht nur für Duisburg, sondern auch für die Clevenschen Lande ein wichtiges Ereigniß. Interessant ist dabei, daß Kaiser Maximilian II. in seinem Erlaß, worin er die zu gründende Universität mit ausgedehnten Privilegien ausstattete, sagt, daß das Heil des Staates und der Kirche allein von der Blüthe der Wissenschaften abhänge. Zwölf ordentliche Professoren wirkten an dieser Hochschule, die eine verhältnißmäßige Anzahl Studirender besuchte. Zu den Männern, welche an derselben lehrten, gehörte auch der gefeierte Dichter, dessen Parabeln G. Chr. Nonne „Echos aus einer höheren Welt" nennt, Friedrich Adolph Krummacher, welcher zuerst Jugendbildner in Hamm und Mörs, dann Professor der Theologie zu Duisburg, hierauf Lehrer des göttlichen Wortes in Crefeld, Kettwig und Bernburg und zuletzt Prediger in Bremen war. — Im Jahre 1802 wurde die Universität aufgehoben und ein Gymnasium trat an

*) Man vergl. die anziehende Biographie, deren Held uns am Niederrhein noch öfters, besonders in der Geschichte der Stadt Cleve begegnet: „Leben des Fürsten Johann Moriz von Nassau-Siegen von Dr. Ludwig Driesen. Berlin 1849. Decker'sche geheime Oberhofbuchdruckerei.

ihre Stelle. Am Gymnasialgebäude liest man unter dem preußischen Adler die Inschrift: „Doctrina et pietas consociata viget," welche erinnert, wie Gelehrsamkeit nur im Bunde mit Sittlichkeit blühe. — Unbemerkt darf nicht bleiben, daß in Duisburg auch der gelehrte Mathematiker und Geograph Gerhard Mercator lebte und starb, jener von Kaiser Karl V. hochgeachtete Mann, welcher 1550 die nach ihm genannte Mercatorische Projektion erfand, nach welcher die Seekarten mit wachsenden Meridianen und unveränderlichen Parallelgraden dargestellt wurden. Unweit der Stadt beginnt der bekannte Duisburger Wald, der angeblich schon von Tacitus erwähnt wird. „Es befindet sich in selbigem, sagt Hübner, unter anderm häufigem Wilde insonderheit eine Art wilder Pferde, die sich allda gar öfters in großer Menge sehen lassen." Dieser Wald hatte nämlich bis 1814 eine Wildbahn und ein Gestüte wilder oder wildumherlaufender Pferde, deren Zahl sich auf 3 bis 4 Hunderte belief.

X.

Das Ruhrthal.

Eines der anziehendsten und merkwürdigsten Seitenthäler des ganzen Rheinstroms ist unstreitig das Ruhrthal, dem wir seine romantischen Zauber, wie seiner industriellen Bedeutung halber um so weniger einen längeren Besuch versagen dürfen, als dasselbe an vielen Punkten, wie zu Hohensyburg und Blankenstein, kühn den schönsten Rheinlandschaften an die Seite und in manchen Partien sogar über dieselben gestellt werden kann. Wilder und romantischer oben von seinem Beginne bis Arnsberg, anmuthiger und bedeutender in seinem Verlaufe abwärts nach Mülheim, reich an eigenthümlichen Naturschönheiten der mannigfaltigsten Art, von waldigen Bergen mit Ruinen alter Ritterburgen bekränzt, fruchtbare Felder, blühende Gärten und duftige Wiesen in seinem Schooße hegend, von Städten und Dörfern, Hämmern und Mühlen, Fabriken und Landhäusern übersät, bildet das Ruhrthal eine höchst malerische Gebirgsgegend, deren Reize die unermüdliche Betriebsamkeit und der schöpferische Kunstfleiß der Bewohner mit einer seltenen, bewunderungswerthen Weihe krönen. Der dumpfe Wiederhall der Eisenhämmer und das taktmäßige Pochen der Stampfmühlen, die behenden Hammerschläge der Schmiede und das lustige Getriebe der Schleifwerkstätten,

das Sausen der Webstühle und das Rauschen der Dampfmaschinen vereinigen sich zu einer eigenthümlichen Harmonie, die keiner Schilderung fähig ist und, in Verbindung mit den Naturschönheiten des Thales und seiner historischen Erinnerungen, es begreiflich machen, wie ein vaterländischer Dichter diese Gegend ein „idyllenartiges Epos" nennen konnte. — Neben der Bergkette, durch welche das Ruhrthal gebildet wird, streichen, ohne mit derselben zusammenzuhängen, dies- und jenseit des Flusses eine Menge einzelner Berge ziemlich tief in das Land hinein, die fast alle das so wichtige Produkt, die Steinkohle, den Hauptgegenstand des Rheinhandels, enthalten. Die Ruhr, welche der Gegend den Namen verleiht, entspringt aus dem „Ruhrkopp" am Winterberg in der tiefsten Wildniß der Berge des Sauerlandes oder Westphalens, die eine unmittelbare Verzweigung des als mächtiger Gebirgsstock sich erhebenden Westerwaldes bilden. Sie hat mit andern Bergwässern die Eigenthümlichkeit gemein, daß sie nicht nur schnell und ungestüm fließt, sondern auch nicht selten zu einer bedeutenden Höhe anschwillt, weil sie sich in ihrem engen Thale nicht in die Breite ausdehnen kann. Der reißende Lauf des Flusses, sein starkes Gefälle, sowie besonders auch die vielen kleinen Kanäle, welche das Wasser zum Dienste der Mühlen und Hammerwerke ableiten, wurden lange als unbesiegbare Hindernisse für seine Schiffbarmachung betrachtet. Wenn Simrock schon von der Wupper sagt, daß weit und breit kein anderer Fluß den Menschen wesentlichere Dienste leisten möchte, und es als ein Wunder bezeichnet, daß sie sich auf den Mühlen, Maschinen und Werken, die sie treiben muß, nicht ganz verspritzt und in Dampf auflöst und auf den Bleichen Barmens die Sonne sie nicht aufzehrt; so gilt dies gewiß noch in weit höherem Grade von der Ruhr, deren Gewässer sich der menschliche Geist nicht blos zum Hervorbringen, sondern auch zum Fortbringen seiner zahllosen Erzeugnisse dienstbar zu machen wußte, während jenes Flüßchen unschiffbar und selbst unflößbar blieb. Nachdem die Schiffbarmachung der Ruhr und Lippe bereits einen Hauptpunkt des berühmten Recesses von 1660 gebildet, den der Kurfürst von Brandenburg den clevesschen Ständen aufoktroyirt hatte, und zwar aus dem Grunde, „um der so gar erschöpften Grafschaft Mark in Etwas wieder aufzuhelfen und seine eigenen Intraden zu verbessern," wurde dieselbe doch hauptsächlich erst in den 1770er Jahren auf Anregen des Abtes von Werden in Angriff genommen, wo eine Gesellschaft von Privatleuten zusammentrat, welche die Arbeit beginnen und mit großem Kostenauf-

wand soweit vollenden ließ, daß der Fluß mittelst 16 Schleußen von Witten (Langeschede bei Unna) bis zu seiner Mündung bei Ruhrort mit Schiffen von 2000 Centner Ladung befahren werden konnte. Dieser wichtige Fortschritt, der Handel und Verkehr der Ruhrgegenden außerordentlich beleben half, vermochte indessen der unternehmenden Neuzeit bald nicht mehr zu genügen. Nachdem daher Oechelhäuser, der thätige Bürgermeister Mülheims, der auch als nationalökonomischer Schriftsteller bekannt ist, den Plan zur Errichtung einer Ruhrdampfschifffahrt kaum angeregt hatte, wurde auch schon in Verbindung mit den Nachbarstädten Kettwig und Werden rasch zu dessen Ausführung geschritten. Und so brauste denn bereits Anfangs September 1853 zum ersten Male ein Dampfboot die an vielen Punkten wildströmende Ruhr hinauf bis Werden, jauchzend begrüßt von den Ufern des Flusses durch Tausende fröhlicher Menschen. War dies doch für die Ruhrstädte, welche von keiner Eisenbahn berührt werden, ein um so wichtigeres Ereigniß, als das Ruhrthal überhaupt mit den benachbarten Eisenbahnen blos in mittelbarer Verbindung steht, wie namentlich mit der Köln-Mindener Bahn nur durch eine Zweigbahn, welche von Ruhrort nach Oberhausen führt, und mit der Ruhrort-Achener Bahn, die zu Homberg jenseit des Rheines beginnt, sogar nur erst durch seine Wasserstraße! — Die Freude jener Städte über dieses neue und rasche Verkehrsmittel unter einander wurde zwar bald wieder getrübt, da die Ruhrdampfschifffahrtsgesellschaft ihre Fahrten wegen der Untauglichkeit dieses ersten Schiffes nach kurzer Zeit wieder einstellen mußte; allein seit 1854 macht ein neues und tüchtiges, in Coblenz gebautes Dampfboot täglich zweimal seine regelmäßigen Fahrten zwischen Mülheim, Kettwig und Werden hin und zurück. Auch ein zweites hat seinen Dienst zwischen Mülheim, Duisburg, Ruhrort und Homberg begonnen, und da eine Probefahrt bis Hattingen sehr wohl gelungen ist, so hegt man die Hoffnung, daß auch die Oberruhr bis Witten bald von entsprechenden Dampfschiffen werde befahren werden. — Liegt nun die Ausführung des Projektes, die Ruhr von Mülheim bis zu ihrer Mündung in den Rhein zu kanalisiren, auch noch ferne, so wird die unterm 6. Juni 1853 durch königliche Genehmigung bestätigte und im Frühjahr des laufenden Jahres in's Leben getretene Mülheimer Dampfschifffahrtsgesellschaft unter Direktion des gleichfalls als nationalökonomischen und handelspolitischen Schriftstellers bekannten Dr. Tögel ohne Zweifel auf die Blüthe des Ruhrthales einen um so vortheilhafte-

ren Einfluß üben, als recht lebhafte Verkehrsmittel zu den Lebensbedingungen seiner Industrie, insbesondere seines Steinkohlenhandels gehören. Ihre Vollendung erreichen dieselben freilich erst, wenn die seit Mai begonnene Verlängerung der Sellerbecker Pferdebahn in den Essener Kohlenbezirk ausgeführt, durch die Erbauung einer Lokomotivbahn*) von Oberhausen über Mülheim, Essen, Steele und Bochum nach Witten zum Anschluß an die Bergisch-Märkische Bahn eine unmittelbare Verbindung dieser Orte mit der Köln-Mindener Bahn ins Leben getreten und durch die Ausführung der Oberhausen-Arnheimer Bahn einerseits und der Ruhr-Siegbahn andererseits das Ruhrthal noch mehr in das deutsche Eisenbahnnetz hineingezogeu sein wird. Dadurch müssen sich auch die hohen Ruhrschifffahrtsabgaben ermäßigen, die den Kohlenhandel des Ruhrthals drücken und die mächtige Konkurrenz der belgischen und englischen Kohlen zum Nachtheil der deutschen außerordentlich vermehren helfen.

Während das in der Ruhrgegend gewonnene kostbare Produkt der Steinkohlen jährlich in solchen Quantitäten in den Rheinhandel geliefert wird, daß man sie als einen der wichtigsten Artikel desselben betrachten muß, hat jedoch auch der Gewerbfleiß im Ruhrthal einen Hauptsitz aufgeschlagen und die industrielle Wichtigkeit dieser Landschaft ist nicht geringer, als ihr Reichthum an Kohlenbergwerken und schönen Punkten. Im Hauptthale der Ruhr und in ihren Nebenthälern erheben sich Fabriken aller Art, Dampfwerke, Schmelzöfen, Hämmer, Walzwerke, Gießereien, Zinkhütten, Koaksbrennereien, Mühlen, Glashütten und andere, deren zahlreiche Schornsteine einen eigenthümlichen Anblick gewähren, und in den Städten und Dörfern herrscht auf den Webstühlen, Bänken und Scheiben, in den Spinnereien, Tuchfabriken und Schmieden, wie in zahllosen anderen Werkstätten die lebhafteste Betriebsamkeit. Mit Recht sagt daher J. A. Engels: „Wie Vieles sieht man hier, was man in einer andern Gegend Deutschlands auf einem so kurzen Bezirke nicht erblickt! Ueberall fleißige Menschen, überall ein nie ruhendes Bestreben, um zu erwerben, gleichsam als wenn wir hier eine bleibende Stätte hätten und weder Motte, noch Wurm die gesammelten Schätze vernichteten!“ So entzückt also das Ruhrthal das Auge des Wanderers nicht nur durch die Romantik der Natur und des Alterthums, sondern fesselt auch noch mehr dessen Geist durch die Blüthe der Gegen-

*) Bezeichnet als Oberhausen-Wittener Bahn.

wart, die mit bewunderungswürdigen Erfolgen schon jetzt die Gewerbthätigkeit seiner Bewohner lohnend krönt und täglich noch lohnender zu krönen verspricht. — Wenn nun, neben den so ergiebigen Steinkohlenbergwerken, die Ruhr, welche auf ihrem Laufe durch 13 kleinere Flüßchen und Bäche verstärkt wird, als die Hauptquelle jener mannigfaltigen Industrie betrachtet werden muß, so war es kein Wunder, daß ihre Thäler und Höhen schon frühe zu Ansiedelungen benützt und mit stolzen Burgen und Klöstern, blühenden Städten und Dörfern geschmückt wurden, deren Schicksale nicht unverzeichnet blieben von dem Griffel der Geschichte. In Erinnerungen an jene grauen Tage, wie im Hinblick auf ihre Zeit, feiern den Ruhrstrom schon in Gedichten Carl Hengstenberg und der treffliche Krummacher. —

Neben seinen vielen Segnungen hat aber der kleine Fluß durch seine Ueberschwemmungen auch nicht selten schon großes Verderben über seine Ufer verbreitet. In der Schilderung der großen Wasserfluth von 1497 sagt der alte Chronist Reinhold Kerkhörde von der Ruhr:

„Die Ruhr dede Schaden groit
Und brachte mennigen in groite Noit.
Sie war so groit und so flügge,
Sie dref tho Herdecke over die Brügge;
Die Zesege und Lippe mogen ghy merken
Gingen ein tho Lüinen in die Kerken;
Sie wurden mundseligk up den Dische,
In den Koeställen fingen sie Fische“ 2c.

Auch die Ueberschwemmungen im Juli und August 1758, sowie besonders jene von 1808 verursachten großen Schaden. Damals trat nach einem sehr kalten Frühjahr im April plötzlich sehr warmes Wetter ein. Der Schnee in den sauerländischen Gebirgen schmolz daher so rasch, daß die Ruhr, die sonst höchstens bis zu 12—15 Fuß gestiegen war, sich 24 Fuß über ihren gewöhnlichen Stand erhob. Da wurden die Felder und Weiden mit Ruhrgrund überschwemmt und in wüste Kiesfelder verwandelt, ganze Kohlenmagazine weggespült und von der Fluth verschlungen, Mühlenwerke den Fluß hinabgetrieben und viele Häuser und Hütten vom Ufer fortgerissen. Insbesondere müssen oft die Wiesen bei Eisgängen die unmäßige Wildheit des Flusses empfinden. Durch die Vertilgung von mancherlei Ungeziefer, wie Mäuse, Maulwürfe, Baummoose 2c. hatten indessen diese Wasserfluthen freilich auch immer wieder ihren Nutzen.

Ehe ich nun die Hauptpunkte des Ruhrthales einzeln hervorhebe, muß ich noch der merkwürdigen Erscheinung erwähnen, daß in dieser Gegend zu keiner Zeit Leibeigenschaft, sondern seit Urgedenken Freithum herrschte und der Adel hier keinerlei Vorrechte besaß.

XI.

Die merkwürdigsten Punkte der Oberruhr.

„Das Land der Ruhr ist der Stolz, die Krone unseres Vaterlandes; die frischen, rauschenden Bergwässer des Stromes sind das silberne Stirnband dieser Krone. Wir treten hier in ein Epos, das von der Gewalt urweltlicher Titanenkämpfe spricht und Porphyrkolosse ihnen zum Denkmal aufgethürmt hat, das in Felsenkathedralen geht, um versteinerte Dithyrambe zu werden, oder, mit der Mauerkrone von Burg und Warte um das graustirnige Haupt, um die laubgrünen Locken, in die Jahrhunderte schaut und sie an sich vorüberrauschen läßt.“ Mit diesen Worten ungefähr beginnt eine begeisterte Schilderung*) des Ruhrstroms, welche wir bei unserer kurzen Wanderung durch das Gebiet der Oberruhr um so lieber zur Hand nehmen, als dieselbe von warmem Herzen empfunden und von wackerer Feder aufgezeichnet ward.

Bewacht von kümmerlich mit Krüppelholz bewaldeten Bergen und kahlen bis tief in den Mai hinein mit Schnee bedeckten Gipfeln, begleitet von wilden und steilen, mit Haidekraut und Gestrüpp bewachsenen Schluchten und unwirthsamem, durch ärmliche Hafersaaten begrüntem Ackergelände, bilden die nahe zusammengerückten Gestade der jungen Ruhr eine Landschaftsscene, welche an das schottische Hochland erinnern und uns daher um so kürzer aufhalten soll, als wir weiter abwärts gar oft, von Ueberraschung und Bewunderung hingerissen und gefesselt, uns kaum von der Betrachtung der herrlichen Bilder dieses Stromes werden loszureißen vermögen. Aus jenem Reiche des Wüsten geht die Natur selber bald in das Gebiet des Wilden über, um dem Wanderer großartigere und pittoreskere Landschaftsgemälde zu gewähren. Gigantische Felsen erheben sich schwindelnd über Thalkesseln voll seltsamer Trümmer; es eröffnet sich das Land der tropfsteinglänzenden Klüfte und der von allen Höhen niederkollernden Berggewässer; aus den Tiefen dröhnt das

*) „Das malerische und romantische Westphalen. Von Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking. Mit 30 Stahlstichen. Barmen und Leipzig 1842.“

dumpfe Pochen versteckter Hammerwerke und schwere Rauchsäulen rollen über die Felszacken empor oder zerstieben an den Wipfeln der Bäume, während das Gestein im Brandlichte der hohen Oefen uns, gleich Dante's glühenden Felsen, entgegentritt.

Dicht am Fuße des schroffen Isenberges liegt das Dorf Bruchhausen, eine der wildesten Partien der Ruhr, wo die Natur nach einem Salvator Rosa zu rufen scheint, und das mit Steinblöcken übersäte Thal, ein Vorspiel des grauenhaft wüsten Felsenmeeres bei Sundwich mit seiner schauerlichen 250 Fuß tiefen Hölle, einem Bauplatze für eine Gigantenwohnung gleicht, während den Hang des Berges hinan die kolossalen Felsgebilde des Feld-, Raben-, Gold- und Brunnensteines, wie grandiose Warten, Tiefen und Höhen überragen. Die Felsen der Pleister-Legge und den herrlichen Wasserfall bei dem Dörfchen Wasserfall erwähne ich, als dem anmuthigen Elpthale, einem Zweige des Ruhrthales, angehörig, nur im Vorübergehen.

Ein schönes Thal, voll Gärten und Wiesen, entfaltet unser Fluß zwischen den auf beiden Seiten zurückweichenden Bergen bei Velmede. Wenn die Ruhrgegend einen auffallenden Reichthum an Grotten und Höhlen besitzt, worunter sich besonders die zu Klusenstein, Sundwich und Balve auszeichnen, so liegt doch hier nur jenes merkwürdige Naturgebilde dieser Art unserer Erwähnung nahe, welches die Sage als Veleda's Wohnung bezeichnet. Fast an der Höhe des Berges über dem Städtchen durch eine weite Thorwölbung sich öffnend, bildet die Velmeder Höhle eine geräumige, aus einem Bogen geschlagene tempelartige Halle. Alljährlich ertönen nun dort die Gebete und Gesänge einer christlichen Prozession und hallen in endlosen Brechungen durch die feuchtkalten Klüfte, wo einst unsere wodansgläubigen Väter, fester in ihre Bärenhäute gewickelt, nach dem Felsspalt hinstarrten, aus dem die mächtige Drude hervortreten mußte. Das Volk nennt die Höhle das Hollenloch und erzählt noch manche Sage von dessen einstigen Bewohnern, den Hollen, diesen weisen Frauen, die bald Heil, bald Unheil über Menschen und Vieh, Bäume und Saaten gebracht haben sollen. Ein tiefer liegendes Gewölbe der Velmeder Höhle kennt man nur aus der Erzählung eines muthigen Fabrikherrn, welcher trotz der drohenden Wassertiefe und der schreckenden Felszacken in den schwarzen Schlund niederfuhr, der sich im Hintergrunde jäh und schauerlich hinabsenkt. Durch eine Seitenkluft in diese noch höher gewölbte Halle gelangt, brachte der kühne Orkusfahrer mährchenhafte Wunderdinge von ihrer Größe

und Pracht zu Tage, für die wir jedoch ebenso wenig eine Bürgschaft übernehmen, als für die Sage, daß Veleda an jenem furchtbaren, aber heiligen Schlunde, in dem es unheimlich flüstert und zischt, plätschert und rauscht, den Stimmen ihrer schlimmen Götter gelauscht und dann den Fragenden ihre Orakelsprüche durch einen Anverwandten habe verkünden lassen. Nach Tacitus wohnte die Prophetin auf einem hohen Thurme im Lande der Brukterer und wurde, gleich einem höheren Wesen, verehrt (Numinis loco habita). Obwohl ihr aber zur Weihegabe ein Schiff das Flüßchen Lippe hinaufgezogen ward und sie sogar ein Bündniß zwischen den Tenkteren und dem Volke der Colonia Agrippina schloß, so läßt sich dennoch der Ort, wo Veleda, den Augen der Menge entzogen, in der Einsamkeit die geheimnißvolle Gabe der Weissagung pflegte, ebenso wenig bestimmen, als das Wesen jener Gabe der altgermanischen Frauen selbst, und Velmede hat auf die Ehre, ihr seinen Namen zu verdanken, kaum größere Ansprüche, als der Feldberg, die höchste Kuppe des wäldergrünen Taunus.

Das Städtchen Eversberg mit den schönen Ruinen eines Schlosses der Grafen von Arnsberg zur Seite lassend, folgen wir der Landstraße nach dem Städtchen Meschede, welches meine Gewährsmänner als einen der schönsten Punkte des Süderlandes bezeichnen. Wie eine schmucke Dirne vor dem plätschernden Brunnen, steht die kleine Stadt am Ufer der Ruhr, die hier einen allerliebst koketten Bogen macht, so blank und so rein, so hell und so freundlich, daß behauptet wird, Meschede sei ein Ort, in dem es schwer sein müsse, traurig zu sein. Für Schwermüthige gewiß eine willkommene Notiz! — Die Umgegend aber nennt Jedermann mit Recht eine paradiesische und wohl gerade darum erscheint sie fast über alle Beschreibung erhaben. Besonders schöne Punkte sind die Klause, die als eine reizende Wächterin an dunkler Fichtenwand über dem Städtchen sich erhebt, und das Gut Laar, welches mit seinen Garten- und Parkanlagen eine beneidenswerthe Besitzung des Grafen von Westphalen bildet.

An waldigen Höhen entlang und zwischen üppigen Auen strömt die Ruhr, von unzähligen Brücken überwölbt und von einer der schönsten Chausseen Deutschlands begleitet, von hier weiter durch ein immer malerisches und romantisches Thal nach der reizend gelegenen Stadt Arnsberg.

Arnsberg steigt auf einer Halbinsel, welche der Strom hier durch eine große Bogenwindung bildet, terrassenförmig an einem Bergeshange empor, dessen breite Höhe die gewaltigen Trümmer der einst stattlichen

Burg der Grafen von Arensberg krönen. Im 12. Jahrhundert von diesem Geschlechte erbaut, durch die Kurfürsten Joseph Clemens und Clemens August von Köln erweitert und verschönert, soll der Rittersaal dieses Schlosses so großartig gewesen sein, daß ein vierspänniger Wagen bequem darin umwenden und er, was jährlich einmal geschah, zur Kirche umgewandelt, eine 6000 Personen starke Prozession ohne Gedränge aufnehmen konnte. Als der Herzog Ferdinand von Braunschweig im siebenjährigen Kriege dasselbe nach kurzer, aber heftiger Beschießung den Franzosen 1762 entrissen, wurde das stattliche Gebäude der Zerstörung preisgegeben und sein Gestein zu öffentlichen Bauten verwandt, wie namentlich zu dem schönen Zuchthaus (1783-1785), welches jetzt hauptsächlich nur als Regierungsgebäude dient. — Die malerische Ruine des Schlosses hat man durch Anlagen noch malerischer zu machen gesucht, und der überraschte Wanderer findet auf derselben unter schattigen Bäumen und Stauden nicht blos eine wunderschöne Aussicht, sondern auch Erinnerungen, die er anderswo vergeblich sucht. Arnsberg war nämlich der Hauptsitz der Frei- oder Fehmgerichte Westphalens und im Burghofe des Schlosses, wo jetzt ein blühender Garten liegt, stand einst der Stuhl aller Stühle, dessen Freigraf sogar Kaiser und Könige zu richten wagte. Ehemals Mitglied der Hansa und Hauptstadt der reichsunmittelbaren Grafschaft gleiches Namens, die 1368 unter Gottfried durch Verkauf an Kurköln und 1802 als Entschädigung an Hessendarmstadt überging, bildet Arnsberg seit 1816 eine preußische Kreisstadt von 5000 Einwohnern. Die auf der Südspitze der vom Ruhrstrom umrauschten Halbinsel gelegene alte Abtei Weddinghausen soll nach der Sage ihren Namen dem kühnen Sachsenhelden Wittekind verdanken, von welchem alsbald wieder die Rede sein wird. Während die freundlichen Anlagen des Eichwäldchens oder Eichholzes, das sich terrassenförmig den Hang des Berges vom Fuße bis zur Höhe hinanzieht, uns den Genuß lieblicher Promenaden, von reizenden Lustwandlerinnen belebt, gewähren, haben wir in dem bekannten riesigen arnsberger Walde auch Gelegenheit, jene schauerliche Waldeinsamkeit zu genießen, wo unter hohen Buchen und Eichen nur der Köhler seine Meiler schürt und nur zuweilen das Laub der Pfade unter den Tritten einer braungelben Zigeunergestalt aufraschelt.

Ein Bild der zartesten Lieblichkeit, von dessen Hauch man sich wundermild angeweht fühlt, entfaltet das Ruhrthal bei dem Frauenstift Frondenberg mit seiner höchst malerisch liegenden Kirche, den nett

und sittsam dreinblickenden Wohnungen und Gärtchen seiner Kanonissinnen und seinen sanftgrünen Wiesen, die, von einer zahllosen Heerde belebt, von Ferne einem Elfenthale nicht unähnlich erscheinen. — Unterhalb dieses Ortes mündet die Hönne in unseren Fluß, deren merkwürdiges Thal in dem angeführten „Westphalen" so anziehend geschildert wird, daß wir bedauern müssen, dieses und andere Seitenthäler der Ruhr, ganz besonders aber das reizende Thal der Lenne, als unserem Ziele zu ferne, nicht weiter an der Hand jenes trefflichen Buches verfolgen zu können. Indessen ist es uns doch vergönnt, von der Ruine Hohensyburg einen Blick in dieses sogenannte „Paradies Westphalens" zu werfen und das Auge an den Zaubern zu weiden, welche die Ufer jenes Flüßchens schmücken, das, wie es dort heißt, für die Ruhr ist, was die Aar für den Rhein, — ihre wildeste und ungezogenste, aber auch ihre schönste Tochter, das Kind ihrer blühendsten Tage.

Gelegen auf dem Rücken einer jähen Bergwand, da, wo die Lenne sich aus einem weiten Wiesenthale in die Ruhr stürzt, nachdem diese eben den alten Reichshof Westhofen begrüßt hat, bildete die uralte Sachsenburg **Hohensyburg**, deren Benennung man den stolzen Namen „Siegesburg" zu Grunde legt, den Mittelpunkt jener Reihe von Befestigungen, welche der kühne Sachsenherzog Wittekind so tapfer gegen Karl den Großen vertheidigte. „Hilli kroti Woudana, ilp osk un osken panna Wittikin, ok stelta of ten aiskena Carlavi, ten slakten ena! Ik gif ti in aur un tou scapa un tat rose, ik slacte ti all fanka up tinem iliken artisperko!" *) Dieses berühmte Schlachtgebet jenes freiheitsliebenden Volkes erklang wohl auch hier von Fels zu Fels, von Höhe zu Höhe, bevor dasselbe die blutige Streitart schwang, die Rechte der Natur zu vertheidigen. Aber stärker, als diese Bitte und dieses Gelübde war der Verrath eines Bauern, durch den die Siegesburg fiel und mit ihr Wodans Altäre. Ein Bauer brachte, wie die Sage erzählt, längere Zeit Nahrungsmittel auf heimlichem Pfade in die belagerte Burg. Dadurch erwarb er sich das Vertrauen ihrer Mannschaft und so gelang es ihm, das Wasserrad, wodurch dieselbe ihr Wasser zog, zu zerstören. Wittekind mußte sich aus Noth ergeben und taufen lassen, der Bauer aber wurde für seine That mit dem Adel belohnt, der Stammvater der Familie von Syburg, die

*) „Heiliger großer Wodan, hilf uns und unserem Bannerherrn Wittekind, auch den Unterfeldherrn gegen den abscheulichen Karl, unseren Todtschläger! Ich gebe dir einen Auerochsen und zwei Schafe und den Raub, ich schlachte dir alle Gefangenen auf deinem h. Harzberg."

ein Rad im Wappenfeld führte.*) Geschichtlich bekannt ist, daß die Syburg, sowie die Eresburg und Iburg, die Haupthaltpunkte der Sachsen, im Jahr 775 von Karl dem Großen erstürmt und, als sie dieselbe im folgenden Jahre wieder belagerten, von ihm entsetzt wurde. Beurmann sagt zwar in seinem „Deutschland und die Deutschen“: „Die Stelle (der Burg) selbst ist nunmehr einer Kirche eingeräumt, und wer diese nicht besuchen will, der genieße wenigstens die Aussicht in's Ruhr- und Lennethal, die hier auf einem jähen Vorsprung der Gebirgskette entzückend genannt werden kann.“ Man erblickt jedoch von der Ruine noch einen Thurm, zwei weite Gemächer und Theile der Ringmauer. Augenscheinlich gehören übrigens Burg und Kirche einer späteren Zeit an, als jener Karls des Großen. Innerhalb der Umwallungen der alten Sachsenburg unter Heinrichs IV. Regierung entstanden, Reichs- und Burglehen der Ritterfamilie von Syburg, wurde sie unter Rudolph von Habsburg 1287 als Raubnest mit den Burgen Volmarstein, Isenburg und Ruenthal von dem Grafen Eberhard von der Mark zerstört. — Auch der am nördlichen Abhange der Bergwand auf öder Halde gelegene Flecken Syburg bildet nur eine dürftige Erinnerung an Wittekinds große Stadt. „Es ist öde, heißt es in unserem „Westphalen“, auf dieser Halde, wenn man aus den Ruinen zurückkommt, in denen man die Blicke hat schweifen lassen weithinab in die Lande, weithinauf in verschollene Zeiten, bis sie auf den heroischsten Gestalten unserer Geschichte haften geblieben. Auf der tieferen Halde ist der Blick engbeschränkt; der Abendwind haucht Haarrauchnebel darüber, einen modernden Leichenschleier. Der heilige Petersbrunnen, der Wunder that für andere Zeiten, steht träge quellend; durch die alte Kirche inmitten kleiner Grabsteine pfeift leise der Zugwind; drinnen nichts als Leichensteine, Sterbewappen und das Todtengeläute der Zeit — das schallende Tiktak der Thurmuhr. Keine Spur mehr von dem alten Schmucke, der an den Tag erinnerte, an welchem Karl der Große mit seinen Paladinen und Herzogen auf dem Chore stand und, Gebete murmelnd, den gewaltigen Bart wiegte, während der Pontifex von den sieben Hügeln, Leo III., mit einem unzählbaren Gefolge von Fürsten der Kirche hier umherschritt und die Wände salbte und segnete und die Stätte weihte, wo das blinde Heidenvolk eine Irminsul oder ein Krodobild,**) den „Krottenteufel“, ver-

*) Siehe: „Sandkörnlein zum Besten des Cölner Dombaus. Von Moriz Graf von Bentheim-Tecklenburg. Frankfurt a. M. D. Sauerländer, 1843.“

**) Von dem wahrscheinlich fränkischen Götzen Krodo heißt es: „War selbiges Bild einem

ehrt hatte.“ — Nach alten Ueberlieferungen war es nämlich Pabst Leo selbst, welcher an Wittekind die h. Taufhandlung vollzog und Kaiser Karl stand ihm dabei zu Pathen, als der kühne Held nach 32jährigem Kampfe gegen Christenthum und fränkische Macht, den christlichen Priestern grollend, endlich sein Haupt über dem St. Petersbrunnen zur Taufe beugte. Das Bild des Kaisers und des Pabstes wenigstens sind am Gewölbe über der Thüre noch zu erkennen. Auch ist die Kirche unstreitig eine der ältesten der Gegend, wenngleich die Schenkung des Hauptes der h. Barbara an dieselbe durch Leo eine unverbürgte Tradition bleibt. — Als Denkmal zu Ehren Vincke's soll auf Hohensyburg ein Rundschauthurm errichtet werden.

In silbernen Windungen nach Westen weiterströmend, bespült nun die Ruhr rechts den Fuß des Ardeygebirgs, in welchem das Geschlecht der Grafen von Ardey hauste, nimmt links die Volme auf, die ihr aus blühendem Thale zuströmt, begrüßt das einstige Frauenstift Herdecke, dessen Name sich mit der Herleitung von „Herthas Eiche“ brüstet, und umzieht in lieblichem Bogen die Freiheit Wetter und die Ruine Volmarstein.

Herdecke hat beträchtliche Tuchfabriken und Brauereien. Seine Getreidemärkte sind, wenn sie denen in Witten auch nicht gleich kommen, doch bedeutend. Bei diesem Städtchen nähert sich die Märkisch-Bergische Eisenbahn, nachdem sie zuvor von Hagen ab der Volme entlang gelaufen ist, der Ruhr, schlägt einen großen Bogen um Wetter und begleitet dann das linke Ruhrufer weiter bis Witten, wo sie den Fluß überschreitet, um der Stadt Dortmund zuzueilen. Auch den Kaiserberg, so genannt, weil Karl der Große einst auf ihm sein Lager gehabt haben soll, umfährt der Zug dieser Bahn.

Wetter, hoch auf dem rechten Ruhrufer malerisch gelegen, ehemals ein Schloß der Grafen von der Mark, birgt in seiner ansehnlichen Ruine eine große Maschinenfabrik, die freilich die Romantik der Burg schmälern mag, deren Erzeugnisse aber dem Vaterlande zu um so größerer Ehre gereichen, als ihre Maschinen den besten und vollkommensten englischen nicht nur an die Seite gesetzt zu werden verdienen, sondern dieselben durch ihre Wohlfeilheit sogar übertreffen. Wie verlautet, sollen

---

alten Kornschneider oder Mähder gleich bekleydet, mit einem Schurz umbgürtet, hat in der rechten Hand ein Faß voll Rosen, in der linken, so ausgestreckt in die Höhe, ein Wagenrad, stund mit großen rawen Haren am bloßen Kopf mit bloßen Füßen auf einer Seulen und einem rauhen scharffeckigen Fisch, genannt perca, eine Bärsse, und war die Brust ihm offen.“

die Herren Kamp und Blank ihre großartigen Etablissements wegen des näheren Kohlentransportes nach Witten verlegen wollen. Ein Zweig der Fabriken der Herren Kamp und Harkort ist schon vor 20 Jahren nach Elberfeld übergesiedelt worden. Wetter zählt fast hundert Fabrikanten von Kleineisenwaaren, wie denn dieser Industriezweig, der näheren und ferneren Ruhrdörfer nicht zu gedenken, besonders auch zu Hörde, Bochum und Hagen blüht, während letzteres, neben seinen Sensenfabriken, Stahl- und Eisenhämmern, auch ausgezeichnete Bleichen, sowie Tuch- und Baumwollenmanufakturen besitzt.

Volmarstein, mit seiner schlanken Thurmruine und spärlichen Burgtrümmern, erhebt sich auf einem Felsen, wo die Volme in einem älteren Bette in die Ruhr gemündet zu haben scheint. Zerstört im Jahre 1287, wurde es nach seiner Wiedererbauung von der Stadt Köln, mit welcher der Erzbischof in Krieg lag, und deren Bundesgenossen, König Johann von Böhmen, Wilhelm von Holland, den Grafen von der Mark, von Berg und vielen andern, 1324 nach langer Belagerung erobert und abermals niedergerissen, später jedoch durch die Grafen von der Mark wieder aufgebaut. Das Geschlecht der Edlen von Volmarstein war eines der reichsten und mächtigsten des Landes. Jetzt gehört der Ort, ein Marktflecken mit Nagel-, Schlösser- und Kaffeemühlenfabriken, den Grafen von Recke-Volmarstein, von denen Graf Adalbert (1816) Gründer der Rettungs- und Erziehungsanstalt für arme und verwahrloste Kinder zu Düsselthal bei Düsseldorf wurde. Nachdem er, schon als Knabe voll regen Mitgefühls, einst in einer Bütte nicht ohne Lebensgefahr ein junges Täubchen gerettet hatte, welches in den Weiher seines väterlichen Schlosses gefallen war, führte er im angehenden Jünglingsalter dem elterlichen Hause einige verlassene Kinder zu, und sein Vater sah dies gerne. Die so erwachsende kleine Hausgenossenschaft fand Pflege und Erziehung und legte den Grund zu jener menschenfreundlichen Anstalt.

Das nahe Volmethal zeichnet sich durch seinen Reichthum an merkwürdigen und anziehenden Sagen aus. Daß einst Gold und Silber in demselben gewonnen wurde, und zwar in dem Goldberg bei Hagen, wird durch eine Lehensurkunde zwischen dem Erzbischof Adolph von Köln und dem Grafen Arnold von Altena aus dem Jahre 1200 bezeugt. Jede Spur dieses edlen Metalls aber ist verschwunden, seit die Mutter eines ermordeten Bergmannes, wie die Sage erzählt, den Fluch ausgesprochen hat, daß es versenkt sein möge in den tiefsten Ab-

grund der Erde so viel tausend Jahre, als der Korb, den sie auf ihrem Kopfe trug, Mohnkörner enthalte.

Von Volmarstein abwärts entfaltet die Ruhr in reizender Abwechslung eine malerische Reihe der lieblichsten Landschaftsbilder. Wir begrüßen Malinkrodt, das Stammhaus des alten gleichnamigen Geschlechts, und gelangen nach Witten.

Witten, welches, langhingestreckt, das rechte Ufer des Flüßchens schmückt, einst Burg und Freiheit der Edlen von Witten, und vor nicht allzulanger Zeit noch blos ein freundlicher westphälischer Marktflecken mit etwa 800 Einwohnern, hat sich in kurzer Periode bereits zu einem Städtchen von nahezu 5000 Bewohnern emporgeschwungen. Bisher hauptsächlich nur durch Korn- und Kohlenverkehr lebhaft, wie denn die seit 1853 vollendete Brücke über die Ruhr fast ausschließlich für den Kohlentransport erbaut wurde, blüht seit neuerer Zeit auch in ihm die das weite Land belebende Industrie immer mehr heran. Waren seine Eisen- und Siamoisenerzeugnisse auch nicht unbedeutend, so konnte man sie doch nicht vergleichen mit den beiden Fabriken, die in großartigem Maßstabe sich jetzt in der Nähe des Bahnhofes erheben, eine Gußstahlfabrik nach der berühmten Krupp'schen in Essen und eine Glasfabrik, wie deren bereits eine rühmlichst bekannte in der Nähe des Städtchens zu Crengeldanz besteht. Bezüglich seines Kornhandels bildet Witten den Hauptkornmarkt für die märkischen und bergischen Fabrikdistrikte. — Den Hintergrund der malerischen Landschaft ziert das auf einem waldigen Bergrücken liegende Gut Steinhausen, welches mit seinen Garten- und Parkanlagen und seinem weißglänzenden Herrenhaus seit 1850 eine neidenswerthe Besitzung des Herrn van Braam bildet. Von den Edlen von Witten erbaut, wurde die stattliche Burg im 15. Jahrhundert von den Dortmundern zerstört. „Anno 1434, sagt die Chronik, hadde wy van Dortmundt 12 Leddern Wagen und voeren dahmit over de Ruhr wol mit 700 Man und 50 Ruiters und braken Herrmann von Witten dat Steenhuess nedder." —

Hinter Steinhausen erhebt sich, von einer Bergwand versteckt, in malerischen Trümmern, die Ruine Hardenstein, in grauer Vorzeit ein Lustschloß Wittekinds und später ein Rittersitz der Freiherrn von Hardenberg.

Ueber den räthselhaften Bewohner Hardensteins theilt unser „Westphalen" folgende merkwürdige, auch von Graf Bentheim in seinen „Sandkörnlein" besungene und von K. G. Korte als Trauerspiel be-

handelte Sage*) mit, wie sie von Steinen aus alten Geschichtsbüchern zusammen gestellt hat: „Zur Zeit Kaysers Wenzeslaus hat sich ein Erdmängen, welches sich König Goldemer nennete, einem gewissen Manne, welcher mit nichts, als weltlichen Händeln beschäftigt war, Namens Neveling Hardenberg, aus der Grafschaft Mark bürtig und unweit der Ruhr auf einem Schlosse wohnhaft, vertraulich zugesellet. Besagter Goldemer redete mit ihm und anderen Menschen, er spielete sehr lieblich auf Saitenspiel, ingleichen mit Würfeln, setzte dabei Geld auf, trank Wein und schlief oft bei Neveling in einem Bette. Als nun viele, sowohl Geist-, als Weltliche, ihn besuchten, redete er zwar mit allen, aber also, daß es besonders den Geistlichen nicht immer wohl gefiel, indem er durch Entdeckung ihrer heimlichen Sünden dieselben oft schamroth machte. Neveling, welchen er Schwager zu nennen pflegte, warnete er oft für seinen Feinden und zeigte ihm, wie er deren Nachstellungen entgehen könnte. Auch lehrete er ihn, sich mit diesen Worten zu kreuzigen und zu sagen: Unerschaffen ist der Vater, unerschaffen ist der Sohn, unerschaffen ist der h. Geist. Er pflegte zu sagen, die Christen gründeten ihre Religion auf Worte, die Juden auf köstliche Steine, die Heiden auf Kräuter. Seine Hände, welche mager und, wie ein Frosch und Maus, kalt und weich im Angriff waren, ließ er zwar fühlen; keiner aber konnte ihn sehen. Nachdem er nun drei Jahre bei Neveling ausgehalten hatte, ist er, ohne Jemand zu beleidigen, weggegangen. Dies habe ich zu der Zeit von vielen gehört, nach 26 Jahren aber von Neveling selber verstanden. Es hatte aber Neveling eine schöne Schwester, um welcher willen viele argwohnten, daß sich dieses Erdmängen bei ihm aufgehalten habe." — Und ferner: „Von dem Hause Hardenstein wird die heydnische Fabel erzählt, daß sich vor Zeiten ein Erdmängen aufgehalten, welches sich König Volmar genennet und diejenige Kammer bewohnt hätte, welche von den heydnischen Zeiten an bis auf den heutigen Tag Volmars Kammer heißet. Dieser Volmar mußte jederzeit einen Platz am Tische und einen für sein Pferd im Stalle haben, da denn auch jederzeit die Speisen, wie auch Haber und Heu, verzehrt wurden; von Menschen und Pferde aber sahe man nichts, als Schatten. Nun trug es sich zu, daß auf diesem Hause ein Küchenjunge war, welcher begierig seyende, diesen Volmar, wenigstens seine Fußtapfen, zu sehen, hin und wieder Erbsen und Asche streuete, um ihn solchergestalt

*) Vergl. auch H. Stahl's „Westphälische Sagen und Geschichten."

fallend zu machen. Allein es wurde sein Vorwitz sehr übel bezahlet: denn auf einen gewissen Morgen, als dieser Knabe das Feuer anzündete, kam Volmar, brach ihm den Hals und hieb ihn zu Stücken, da er die Brust an einen Spieß steckte und briet, etliches röstete, das Haupt aber nebst den Beinen kochte. Als der Koch bey seinem Eintritt in die Küche dieses erblickte, wurde er sehr erschrocken und durfte sich fast nicht in die Küche wagen. Sobald die Gerichter fertig, wurden solche auf Volmars Kammer getragen, da man denn hörete, daß sie unter Freudengeschrei und einer schönen Musik verzehret wurden. Und nach dieser Zeit hat man den König Volmar nicht mehr verspühret, über seiner Kammerthür aber war geschrieben, daß das Haus künftig so unglücklich seyn solte, als es bishero glücklich gewesen wäre, auch daß die Güter versplittert und nicht ehnder wieder zusammen kommen solten, bis daß drey Hardenberge von Hardenberg im Leben seyn würden. Der Spieß und Rost sind lange zum Gedächtniß verwahret, aber 1651, als die Lotharinger in diesen Gegenden hauseten, weggeplündert worden, der Topf aber, der auf der Küche eingemauert ist, ist noch vorhanden." *)

In der Nähe von Witten beginnen die Kohlenzechen, welche diesen fossilen Reichthum der Ruhrufer und des Ardeys in so großer Menge ausbeuten, daß sie, auch ohne Erzadern nicht nur eine Goldmine für das betriebsame Land bilden, sondern auch den Fluß zur Pulsader des bewegtesten Lebens machen. Von hier an wird derselbe, wie wir schon oben gehört haben, schiffbar und trägt auf bewimpelten Ruderfahrzeugen die Schätze seiner Gestade in vielen Millionen Centnern dem Rheine zu. Die Landschaft aber entfaltet sich von Hardenstein bis Hattingen in unbeschreiblicher Anmuth. Nachdem wir Herbede begrüßt, winkt uns malerisch auf frischer Wiesenfläche die Burg Kemnade und das idyllisch an den Bergeshang geschmiegte Dörfchen Stypel entgegen, gleichsam um uns vorzubereiten für die Herrlichkeit, welche uns zu Blankenstein überraschen soll.

Blankenstein, Ruine eines festen Schlosses und freundlicher Flecken, hoch oben auf einer Bergfläche gelegen, bildet, neben Arnsberg und Hohensyburg, unstreitig den schönsten und romantischsten Punkt des ganzen Ruhrthales und darum das Wanderziel aller Naturfreunde der näheren und ferneren Umgebung. Erbaut wurde die Burg 1227 durch

*) Er kam später, wie meine Gewährsmänner bemerken, nach Holland. — Ob der Dichtername unseres Novalis (Friedrich v. Hardenberg) zu dem Namen „Reveling" eine Beziehung hat, will ich nicht untersuchen.

den Ritter Ludolph von Bönen, einen Vasallen der Grafen von der Mark. Als die Ermordung des Erzbischofs Engelbert von Köln, deren wir bei Isenburg alsbald weiter gedenken werden, an Friedrich von Isenburg durch dessen Hinrichtung gerächt war, erhielt Adolph von Altena Land und Leute des Mörders zu Lehen und ließ zur Beherrschung des neu erworbenen Gebietes aus den Trümmern der geschleiften Burg Friedrichs weiter aufwärts an der Ruhr eine neue Veste erbauen, welche wegen des glatten Felsens, worauf sie glänzte, den Namen Blankenstein empfangen haben soll. Bewohnt von den Burggrafen und Drosten des Landesfürsten und zuweilen auch von diesem selber, wurde das stattliche Schloß später theils durch die Gewalt der Zeit, theils auf Befehl des neuen Landesherrn, des Churfürsten von Brandenburg, eingerissen bis auf den hohen Thurm, der noch heute in das schöne Land hinauslugt, welches die treuen Markaner bewohnen. Grade vor den schmucken Häusern des Fleckens, auf der Fläche bis zum jähen Bergesrande, dessen Fuß die Ruhr bespült, dehnt sich der herrliche von Gethmann'sche Garten mit seinen Grotten, Hügeln und Lustwarten aus, bei dessen Anlage seltene Gunst der Natur und sinniger Geschmack Hand in Hand gingen. Unvergleichlich ist die Aussicht von hier auf das breite, heitere, grüne Ruhrthal, das man stundenweit strom- auf- und stromabwärts mit Entzücken verfolgt. Von zahllosen rothdachigen Wohnungen übersät, von Pappelgruppen und Alleen durchwirkt, von grasenden Heerden belebt, von pochenden Hammerwerken durchtönt, von bewaldeten oder bebauten Bergreihen umkränzt, und durchschlängelt von dem Flusse, der brausend und schäumend über ein langes Wehr seine Wogen wälzt, entfaltet das Thal hier vor den Blicken des verwunderten Beschauers das reizendste Landschaftsbild, aus dessen Hintergrund die Trummer von Altendorf, der Klyff, Hattingen und der Isenberg, wie träumend, herüberwinken, während von der nahen Höhe die Ruine des Blankensteins ernst auf dieses heitere Schauspiel der Natur und des Menschenfleißes herabzublicken scheint. — Der gleichnamige Flecken zählt ziemlich viele Fabrikanten von Kleineisenwaaren, Sensen und Feilen, aber auch Tuch- und Mesolanwebereien. Ein Hauptkohlenbergwerk ist hier die Karl-Friedrichs-Zeche.

Unterhalb Blankenstein fließt die Ruhr in trägerem Laufe an den Trümmerspuren der Burg Ruenthal vorüber, welche Die von Hardenberg erbauten und Graf Eberhard von der Mark 1287 zerstörte. Hier begegnen wir dem merkwürdigen Rauenthal. „In dem Thalgrunde

umher, sagen meine Gewährsmänner, soll es nicht geheuer und einst Krodo verehrt worden sein. Das aus Stein gemeiselte Haupt des Gottes, welches hier gefunden wurde, wird in Bonn aufbewahrt." Bei der Bereitung einer neuen Kohlenniederlage fand man im Jahre 1803 hier auch eine altgermanische Grabstätte mit Urnen, Gebeinen, Geschirren und Waffenstücken.

Hattingen, wo sich das Ruhrthal erweitert und die Berge am rechten Ufer sich hügelähnlicher abflachen, während nur die Höhen des linken steilere Wände behalten, einst gleichfalls zum Hansebund gehörig, ist ein freundliches, lebhaftes und gewerbthätiges Städtchen, welches Tuch-, Leinen- und Flanellemanufakturen, sowie zahlreiche Kleineisenwaarenfabrikanten besitzt, und sich gleichsam nach dem Flusse hinabdrängt, „als wolle es den Ruß seiner Kohlenöfen in den blinkenden Wellen abwaschen." In seiner Nähe liegen die Trümmer der erst im vorigen Jahrhundert dem Verfall überlassenen Burg Klyff und die öde Stätte der einst mächtigen und festen Isenburg.

Auf dem Gipfel des Isenberges von dem entsetzten Erzbischof Adolph I. von Köln, einem Sohne des Grafen Engelbert I. von Altena, am Ende des 12. Jahrhunderts erbaut und von diesem seinem jüngeren Bruder Arnold übergeben, welcher sie auf seinen Sohn Friedrich vererbte, umschwebt die Ruine der Isenburg die so düstere Erinnerung eines Bischofs- und Verwandtenmordes, daß der zweite Isenberg bei Baldenau nicht Ursache hat, mit dem Hattinger um die Ehre zu streiten, einst Friedrichs Burg getragen zu haben.

In der Abenddämmerung des 7. Nov. 1225 erschlug nämlich Graf Friedrich von Isenburg seinen Vetter, den Erzbischof Engelbert I. oder Heiligen von Köln, dessen Seele den ersten Gedanken zu jenem großartigen Dombau dachte, der noch heute seiner Vollendung entgegen harrt. Es geschah dies in einem Waldhohlwege, genannt Lindengraben, in der Nähe von Gevelsberg, als der Prälat von dem Rittertage zu Soest zurückkehrte, vor welchen er den Grafen wegen allerlei Ungebühr geladen hatte, die sich derselbe gegen die Abteien Essen und Werden hatte zu Schulden kommen lassen, als deren Schirmvogt er erkoren war. Friedrich hatte den Erzbischof bis Westhofen begleitet, war dann heimlich durch die Ruhr gesetzt und seinem Vetter, der die meisten seiner Reisigen in einer Schenke zurückgelassen hatte, vorausgeeilt, um demselben aufzulauern, ihn zu überfallen und zu erschlagen. — Den Mord ihres Erzbischofs zu rächen, belagerten die Kölner 1226 Friedrichs

feste Burg. Drei Monate lang schlug er tapfer alle Stürme zurück. Inzwischen hatte Heinrich von Molenark, Engelberts Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle, den Leichnam des Erschlagenen mit zu dem Fürstentag nach Nürnberg genommen und Sühne von Kaiser und Reich gefordert. Belastet schon mit dem Bannfluch der Kirche und nun auch mit der Acht des Reiches, trieb es da den Mörder plötzlich aus der Heimath fort, und so floh er denn auf heimlichen Pfaden nach Rom, seine Burg aber wurde genommen und verbrannt und ihre Besatzung aufgehängt. — Aus Liebe zu seiner Gemahlin, der man viele Schuld an jener Gräuelthat zuschreibt, kehrte jedoch der Graf bald wieder aus der Verbannung zurück, wurde indessen, noch ehe er sie wiedergesehen, gefangen genommen, zum Tode verurtheilt und vor dem Severinsthore zu Köln auf das Rad geflochten. Friedrichs That ist unzählige Male erzählt und besungen worden.*) — Auf der Stätte, wo der h. Engelbert verschied, etwa 200 Schritte von dem Orte, wo er, von 47 Wunden getroffen, niedersank, wurde das Jahr darnach eine hölzerne Kapelle und 1251 aus den Gütern des Mörders ein Nonnenkloster Cistercienser Ordens erbaut, welches sich später in eine freiweltliche adlige Abtei verwandelte. Im Lindengraben selbst aber stand bis 1836 zur Erinnerung an die blutige That ein steinernes Kreuz. —

Die Isenburg war nach alten Beschreibungen ein stattliches Schloß. Es bestand aus zwei Gebäuden, der unteren und der oberen Burg. Die Unterburg hatte acht Thürme mit breiten Mauern und Wohnungen und Stallungen für 400 reisige Knechte und Rosse. Aus ihr stieg man auf fünfzehn Treppen durch einen gewaltigen Thurm mit Zugbrücke und Fallgatter zur Oberburg, der Wohnung des Schloßherrn, welche vier Eckthürme deckten und einer an der Vorderseite beschützte. Dieser, nach Norden gerichtet, überwachte auch den einzigen Zugang, der über die Zugbrücke zu seinem Fuße führte, und gewährte einen Fernblick, der die ganze Ruhrgegend beherrschte. Die Ringmauern waren von tiefen Wallgräben umzogen. Auch hier fanden 400 Mann Raum. Zwischen beiden Gebäuden in der Mitte lag der Brunnen, tief, wie ein Felsen-

*) Siehe unter Anderen: Montanus „Vorzeit der Länder Cleve, Mark rc. Bd. 1." und Knapp's „Regenten- und Volksgeschichte der Länder Cleve, Mark rc." Ferner: L. Wiese's „Sagen und Mährchenwald" und „Westphälische Volkssagen in Liedern." — Zwei poetische Bearbeitungen theilt unser „Westphalen" mit und jene von Friedrich Müller Dr. Beck's „Lebensbilder" und dessen „Geschichten, Sagen und Naturgemälde des Rheins." — Zu den Beweggründen der Mordthat zählt man auch den Umstand, daß Erzbischof Engelbert dem Bruder der Gattin Friedrichs die Rose, das Wappen von Berg, vorenthalten hatte.

keller, in das Gestein gehauen. Er vertrocknete nur bei anhaltender Dürre; dann aber lieferte die Ruhr das Wasser, zu der man auf 274 Stiegen von der Unterburg hinabgelangte. — Jetzt bedecken moosige Eichen, Unterholz, Haidekraut und Brombeergesträuch den ganzen Raum der jähen Bergeshalde und damit die letzte Spur der alten Größe und Herrlichkeit.

Am Fuße des Isenberges lag einst der stattliche Jungfernhof, welcher der Abtissin von Gerresheim gehörte und von den verschleierten Jungfrauen oft besucht wurde. Später durch Ankauf Eigenthum der Isenburger und dann durch Belehnung eine Besitzung der Grafen von der Mark, nimmt heute der kleine Domänenkötter Isenberg seine Stelle ein. — Von dem alten Schlosse Bachwart (Bachovaral) aber, welches am Fuße der Isenburg, dicht an der Ruhr, im Thale lag und der Sitz des edlen Geschlechtes von Vietinghof war, sind die Trümmer unter dem überwuchernden Strauchwerk kaum mehr zu erkennen; doch legt das Mauerwerk im Boden noch Zeugniß ab von seiner einstigen Größe. — „Der Stamm des edlen Geschlechtes Der von Vietinghof, welches noch in unseren Gauen glänzt, trieb viele Sprossen und Zweige. Und mit dem befreundeten Edlen von Syberg ging ein Sproß des edlen Hauses zum fernen Norden, wo der Edle von Plettenberg, den wir auch den Unseren nennen und dessen Name noch steht an der Spitze der Edlen, kämpfte, ein Heerführer und Meister des deutschen Ordens. Und sie suchten im Glück der Waffen darzuthun, daß sie seien vom edlen Geschlechte der Markaner, welches der Ruhm begleitet. Und als sie gekämpft in mancher Fehde und bewährt gefunden waren des angeborenen Ruhmes, da hielt die Minne Den von Vietinghof gefesselt in Riga. Ich will Dir zu Gefallen, sprach er zu seiner lieben Hausfrau, bei Dir bleiben und die Gruft meiner Väter nicht mehr sehen. Doch will ich mir bauen die Nachbarschaft, als sei es das Haus des Nachbarn meines Vaters und als hauseten wir auf der Bachwart. Und er richtete einen Meierhof ein und nannte ihn Jungfernhof und lustwandelte öfters dahin mit seiner Hausfrau und den Kindern aus dem Gewühle in den Mauern der Stadt. Sein späterer Sohn gab seine Tochter Dem von Krüdener zum Weibe. Diese Frau aber hat vergessen der märkischen Sitte und des Rockens und wollte berühmt werden und ist es auch geworden.“ — So erzählt der „Westphälische Volkskalender.“

Wen ein Steinblock anzieht, weil man von ihm behauptet, er sei

ein Opferstein Gurchos, eines germanischen Götzen, der muß meinen Gewährsmännern folgen und unterhalb Hattingen rechtsab den Horkenstein am Wege von Winz nach Dahlhausen besuchen. Die Ruinen, welche von Bruch an das Ufer des Stromes überragen, sind ohne historische Bedeutung. Wir ziehen darum am Haus Baldenau vorüber, winken den Burgen Horst und Altendorf einen Gruß zu und begrüßen Steele, wo die Ruhr die Grenze der Grafschaft Mark erreicht und die pittoreske Schönheit ihrer Gestade endet.

XII.

Die merkwürdigsten Punkte der Unterruhr.

Fesselt uns gleich auch der fernere Lauf des Ruhrstromes durch die fruchtbaren Gefilde der gefürsteten Abteien Werden und Essen und durch das anmuthige Weichbild von Kettwig und Mühlheim nicht mehr mittels der Romantik, welche uns an der Oberruhr überraschte; so haben wir doch noch ein Gebiet zu durchwandern, welches uns nicht minder anspricht durch die Reize einer herrlichen Natur, als durch merkwürdige Erinnerungen der Vergangenheit und besonders durch die Blüthe der rastlos schaffenden Gegenwart. Der Strom selber macht zwar bei Steele eine große Bogenwendung und strömt fast in der alten Richtung wieder rückwärts, als thue es ihm leid, das „alte romantische Land" zu verlassen; oberhalb Werden scheint er sich jedoch eines Andern zu besinnen und kehrt sich westwärts wieder dem Rheine zu, um, statt Trümmer von schauerlichen Höhen in seinen Fluthen zu spiegeln, junges, frisches Leben auf lieblichen Thalgefilden an seinen Ufern zu tränken.

Steele, ein Marktflecken von etwa 2000 Einwohnern, bei welchem die Steele-Vohwinkler oder Prinz-Wilhelms-Zweigbahn mündet, besitzt eine beträchtliche Glasfabrik und reichhaltige Steinkohlengruben. Ein stattliches Gebäude ist das als Jesuitenkloster erbaute, aus zwei Flügeln bestehende Waisenhaus. Der Ort ist sehr alt und kommt schon frühe unter dem Namen Steila als Städtchen vor. Bereits 938 wurde hier ein Reichstag gehalten. Sachsen berührte damals an der heutigen bergischen Grenze der Grafschaft Mark das mächtige Herzogthum Franken, dessen Herzog Eberhard, der Bruder König Konrads I., war. Anmaßend und stolz, wollten die sächsischen Großen, welche Lehen von dem fränkischen Herzog hatten, dieselben nach Konrads Tode nur von der Hand der Kaiser aus ihrem Hause empfangen und unmittelbare

Lehensleute derselben sein. So wollte auch Graf Brüning oder Brunning, der erste Drost oder Gebieter der Stadt Elberfeld, seine Burg Elverfelt (Elveri villa) nicht mehr von dem Herzog von Franken, sondern nur von seinem Kaiser zu Lehen nehmen.*) Da entbrannte der Zorn des alten Eberhard. Er sammelte ein Heer und zog vor Elberfeld, verbrannte es und tödtete seine ganze Einwohnerschaft.

Die Fehde zwischen dem Herzog und dem Grafen Brüning, sowie anderen edlen Sachsen der Nachbarschaft, wurde jetzt so heftig, daß weit umher von beiden Seiten das Land mit Feuer und Schwert verheert wurde. Zu gleicher Zeit war auch ein Streit durch die Verschiedenheit des fränkischen und sächsischen Rechtes über die Erbfolge entstanden, ob nämlich Enkel nach dem Tode ihrer Eltern die Großeltern ebenso gut, wie die noch lebenden Kinder derselben, beerben könnten. Zur Entscheidung dieser Frage und zur Schlichtung jener verderblichen Fehde wurde endlich ein Landtag zu Steele anberaumt. Auf demselben entschied das Gottesurtheil des Zweikampfes die erwähnte Rechtsfrage zu Gunsten der Enkel. —

Essen bildet den Mittelpunkt eines der ergiebigsten Steinkohlenreviere und als Folge davon den Mittelpunkt einer gewerblichen Bewegung, wie kaum ein Strich Landes in Deutschland mehr eine gleiche aufzuweisen haben dürfte. Die Stadt liegt zwar nicht unmittelbar am Strome, darf aber als die Seele der Ruhrstädte hier nicht übergangen werden. Schon von Ferne kündet sich durch zahlreiche Dampfmaschinen und Fabriken die Betriebsamkeit der Stadt und Umgegend an. Recht lebhaft wird man daher hier an A. Schreibers Worte erinnert, welcher sagt: „Man kann beinahe das ganze Land als eine einzige große Fabrik betrachten, deren Handel sonst nach allen Welttheilen ging. Die letzten Zeiten haben freilich viele Stockung hervorgebracht, doch unter der weisen Regierung Preußens ist eine baldige Rückkehr der alten besseren Zeit zu erwarten.“ — Ein eigenthümlicher Anblick! Allenthalben recken hohe Schornsteine ihre Zinnenkronen empor, allenthalben wirbeln mächtige Rauchsäulen auf, allenthalben ertönt das Pochen und Rauschen der Gewerke, so daß man sich leicht auf einen Tummelplatz von Cyclopen versetzt glauben könnte. Mit jedem Jahre mehren sich die Fabriken und Hütten der Stadt, die meistens von Aktiengesellschaften betrieben werden. Man zählt hier Eisen-, Stahl-, Gewehr- und Lederfabriken,

*) Aus dem alten sächsischen Geschichtschreiber Wittechind bei Maibom. Script. R. S. nach Hengstenberg mitgetheilt.

Zink- und Glashütten, Färbereien und eine Menge Steinkohlenbergwerke in der Umgebung. Einen ausgezeichneten Ruf unter den hiesigen Fabriken hat sich die Krupp'sche Stahlfabrik mit ihrem vortrefflichen Guß- und Cementstahl erworben, deren Stahl nicht nur zu Berlin mit gutem Erfolg zu Münzstempeln, namentlich für die Goldmünzerei, angewendet wurde, sondern die auch ihre Erzeugnisse fast durch ganz Europa versendet. Rühmend erwähnt Beck auch den Mechaniker Diedendahl wegen seiner Feuermaschinen zu den Bergwerken und Nicolai wegen seiner Spinn- und Scheermaschinen. — Eine der ältesten Städte der Gegend, führte Essen bis zu Anfang dieses Jahrhunderts den Titel einer freien Reichsstadt, die, wiewohl ohne Votum auf den Reichstagen, wichtige Privilegien besaß, und war, wie Werden, ein freies Reichsstift, dessen Abtissin als die vornehmste unter allen im römischen Reiche galt, wie denn auch sein Kapitel aus lauter Gräfinnen und Prinzessinnen bestand. Das Stift soll schon frühe und zwar 877 gegründet und mit kaiserlichen Freiheiten begabt worden sein. Als Stifter bezeichnet man den Bischof Alfred von Hildesheim und den Grafen Luthard von Cleve. Zu den Privilegien dieser Abtei gehörte namentlich die freie Wahl ihrer Schutzherrn, wozu sie 1275 den Kaiser Rudolph I. erkor, und die Freiheit ihrer Stiftsfräulein von dem Gelübde, welche es denselben möglich machte, die Klostermauern wieder zu verlassen und sich zu verheirathen. —

In Essen pflegten früher nicht nur die rheinischen und westphälischen Bischöfe ihre Synoden, sondern auch die dasigen Fürsten ihre Fürstentage zu halten. Die Stadt zählt jetzt fast 11,000 Einwohner und hat ein Bergamt, Gymnasium und Waisenhaus. Ihre Lage zwischen der Köln-Mindener Eisenbahn, von welcher sie nur eine halbe Stunde entfernt ist, und der Wasserstraße der Ruhr, von wo ab sie zugleich durch die Steele-Vohwinkler Zweigbahn mit der Bergisch-Märkischen Bahn in Verbindung steht, ist für ihren Verkehr sehr günstig. Am Bahnhof der Köln-Mindener Bahn hat Herr Huyssen zwei prachtvolle Villen aufführen lassen, von denen sich eine durch ihre Glaskuppel und ihre mythologischen Reliefs besonders hervorthut. — Unter den vier Kirchen der Stadt, wovon zwei katholisch und zwei evangelisch sind, zeichnet sich das von Kaiser Otto III. gegründete, aber erst 1316 vollendete Münster, die ehemalige Stiftskirche, vorzüglich durch seine reiche Schatzkammer aus. Merkwürdig ist darin besonders ein großer siebenarmiger Leuchter aus Erzguß und, neben anderen Kostbarkeiten,

vier Goldkreuze, reich verziert mit Edelsteinen, welche dem Münster im Jahr 998 von Mechtildis, der Schwester des Kaisers, geschenkt wurden. Der Kreuzgang und das Kapitelhaus an der Nordseite dieser Kirche sind im Rundbogenstyl des 12. Jahrhunderts aufgeführt. Die Kapelle des h. Quirin aber ist merkwürdig, weil sie als die erste christliche Kirche der ganzen Gegend bezeichnet wird.

Werden, in einer äußerst anmuthigen Gegend gelegen, besaß schon früher als Essen seine berühmte Abtei, welche, 797 gestiftet, den h. Ludger, den nachmaligen ersten Bischof von Münster, zum Gründer hatte. Ein edler Friese von Geburt, erblickte Ludger 744 das Licht der Welt, hörte als Schüler zu York in England den berühmten Alkuin und wurde 776 Priester und Verkündiger des Evangeliums in Friesland, wo er mehrere Klöster stiftete und überall Kirchen erbaute. Von Wittekind vertrieben, ging er 784 zu Pabst Hadrian II. nach Rom und lernte dort in Italien auf dem Monte Cassino die strenge Lebensweise des Ordens der Benediktiner kennen. Als Karl der Große Friesland von den Sachsen befreit und Wittekind 787 dem Heidenthume entsagt hatte, kehrte Ludger in die Heimath zurück und setzte sein Bekehrungswerk fort. Zehn Jahre später aber stiftete er nach St. Benedikts Regel Klöster zu Werden und Helmstädt, welche zusammen die Abtei Werden bildeten. Daß er sich hierzu in dem alten Wenneswalde des Ruhrgaus, wo die Franken der Venus geopfert haben sollen, eine sehr schöne Gegend ausgesucht hatte, davon kann man sich durch die vortrefflichen Aussichten, welche man von dem Pastorsberge und der alten Burg genießt, noch heute überzeugen. Der Abt von Werden gehörte unter die gefürsteten Prälaten und die unmittelbaren Reichsstände Deutschlands, was zu vielen und schweren Streitigkeiten Veranlassung gab. Noch im Jahre 1730 wurden von dieser Abtei die s. g. Ludgerthaler geschlagen, die auch „Gänsethaler" hießen, weil sie das Bildniß St. Ludgers trugen, zu dessen Seite zwei Gänse abgebildet erscheinen. Jetzt enthalten die Räume des Klosters eine Landesstrafanstalt. Ludger, welchem unsere Gegend und ganz Westphalen durch die Ausbreitung des Christenthums viel für ihre Kultur zu verdanken haben, starb, nachdem er 802 zum Bischof von Münster (früher Mimigarde) geweiht worden war, im Jahre 809 und wurde im Kloster zu Werden begraben, wo sich auch seine Reliquien noch befinden. In der Krypta der hiesigen Kirche, die, 1045 im romanischen Baustyl vollendet und 1849 neu hergestellt, mit ihren schönen Seitenportalen ein schönes Baudenkmal bildet, bewahrt

man den alten Steinsarg, der die irdische Hülle des Heiligen umschloß, seine Gebeine aber ruhen in einem silbernen Sarge im Innern des Hochaltars. — Ludgers Vater war Thiedgrim, sein Großvater Wiersing, der sich vor der Verfolgung des Friesenkönigs Radbod zu dem fränkischen Herzog Grimold hatte flüchten müssen. — Interessant ist, was die Legende von seiner Mutter Liafburi erzählt. Als Liafburi geboren wurde, lebte ihre Großmutter, eine Heidin, noch. Erboßt, daß ihre Schwiegertochter keine Söhne zur Welt brachte, befahl diese, das Kind, ehe es an die Brust gelegt würde, umzubringen. Man warf es in einen Eimer voll Wasser; das Kleine hielt sich jedoch mit seinen Händchen am Rande des Gefäßes so fest, daß es nicht untersank. Eine Nachbarsfrau entriß das Kind der Todesgefahr, verschloß sich mit ihm in ihr Haus und flößte ihm Honig ein. Gleich darauf erschien der Scherge, der es tödten sollte. Diesem zeigte es nun die Retterin mit dem Bedeuten, daß es bereits irdische Speise genossen habe. Noch leckte sich das Kind den Honig von den Lippen. Jetzt war seine Tödtung nicht mehr erlaubt, und die Nachbarin zog es mit Milch, welche von ihm durch ein Ochsenhorn eingesogen wurde, heimlich auf. Nach dem Tode der Großmutter aber nahmen die Eltern ihre kleine Tochter zu sich. Sie wuchs heran, heirathete den edlen Friesen Thiedgrim und wurde die Mutter der beiden Bischöfe Ludger und Hildegrim. — Eine hübsche Legende vom h. Ludgerus selber aber theilt Kastelli in seinen Gedichten mit, während ein Zeitgenosse, ein Engländer Namens Joseph, den frommen Bischof in einer trefflichen Dichtung verherrlicht hat. — Unter den Schätzen der Abtei Werden befand sich auch jene merkwürdige Handschrift der gothischen Übersetzung der 4 Evangelien von Ulphilas aus dem 4. Jahrhundert, welche, auf Taft oder purpurfarbiges Pergament mit Silberbuchstaben und goldenen Initialen geschrieben, Codex argenteus (silberne Handschrift) genannt, von dem h. Ludgerus aus Italien mit nach Werden gebracht worden sein soll. Mit anderen Schätzen der Abtei im 30jährigen Kriege nach Prag geflüchtet, fiel der silberne Codex nach dessen Eroberung 1648 dem Grafen von Königsmark in die Hände und kam durch diesen als Geschenk an die Königin Christina von Schweden, welche ihn der Bibliothek zu Stockholm verehrte. Isaak Vossius, der Aufseher derselben, nahm ihn 1655 mit nach Holland, wo Franz Junius den berühmten Codex abschrieb und im Drucke herausgab. Das Original aber kaufte der schwedische Graf de la Gardie, der auf einen neuen silbernen Einband das Bildniß

des Bischofs Ulphilas stechen ließ und die Handschrift der Universität Upsala schenkte, wo er sich noch heute, freilich nicht vollständig unversehrt, befindet. Seit dem 17. Jahrhundert mehrmals und zuletzt 1805 von dem Prediger Zahn herausgegeben, bildet der silberne Codex das älteste und wichtigste Denkmal der germanischen Sprache, von dem sehr bedauert werden muß, daß es seiner Heimath nicht erhalten blieb.*) — Die Stadt Werden zählt etwa 4000 Einwohner und besitzt Steinkohlengruben, Eisen-, Schmalte-, Alaun-, Bittersalz- und Tuchfabriken. Rühmlich bekannt geworden ist das rostfreie Papier von J. A. Engels daselbst. Auch war Werden der Geburtsort des berühmten Oberconsistorialraths Joh. Jul. Hecker, der, 1707 hier geboren und 1768 zu Berlin gestorben, sich als Schulmann und Jugendschriftsteller auszeichnete. — Bis Werden und Kupferdreh gehen die regelmäßigen Fahrten der Ruhrdampfschiffe zum Anschluß an die Steele-Vohwinkler Bahn — Als Naturmerkwürdigkeit mag hier auch die Mittheilung von Engels stehen, daß man in der Nähe der Stadt beim Senken eines Schachtes, mehr als 200 Fuß tief, in einem festen Steine eines Steinkohlenflötzes eine noch lebende Kröte gefunden habe. — „Wie unerforschlich ist nicht die Natur! Nur mit Erstaunen können wir es betrachten, wie dieses Thier Jahrtausende in der Tiefe der Erde schlafen oder leben konnte!" ruft er dabei aus und wir mit ihm.

Kettwig, ehemals ein Paß über die Ruhr, bildet jetzt ein hübsches Städtchen von 3000 Einwohnern. Es betreibt Eisen-, Tuch- und Lederfabrikation. Durch seine romantische Umgebung begeisterte es unseren Krummacher, der hier als Lehrer des göttlichen Wortes wirkte, zu dem bereits erwähnten Gedichte:

„Hier will ich, hingelehnt an eines Felsens Rand,
In heilger Eichen nächtlich dunklem Graun,
O holde Phantasie, an deiner Hand,
Des schönen Ruhrthals Krümmung überschaun!" rc.

Die Stadt ist der Geburtsort des durch seine „Jahrbüchlein der deutschen theologischen Literatur" nicht unrühmlich bekannten Theologen Deegen. — In der Nähe erinnert der verfallene Thurm bei Oefte noch in seinen Trümmern, daß er ein Denkmal eines echten Heldenvolkes sei, als welches der an der Ruhr wohnende Stamm gepriesen wird. Beck glaubt, daß hier einst der Ruhesitz einer deutschen Kaiserin gewesen

*) Als Probe daraus möge hier nach Beck's „Lebensbildern" der Anfang des Vaterunsers stehen: „Atta unsar, thu in himina. Waihnai namo thein. Quimai thiudinassus theins. Wairthai wilja theins, swe in himina, tah ana airthai rc."

sei. Otto's II. Gemahlin, Theophania, gebar auf einem kaiserlichen Jagdschlosse an der Ruhr im Walde Kettil oder Kettela den nachmaligen Kaiser Otto III. Da nun zu Kettwig auch noch eine Straße die „Kaisergasse" heißt, so bezieht man jene Thatsache auf die hiesige Gegend. Nach jenem alten Thurme aber wanderten die Einwohner der Stadt noch in spätester Zeit alle Jahre hinaus und zündeten daselbst die bekannten Osterfeuer an, die eine merkwürdige Vermischung eines altheidnischen und christlichen Gebrauches beurkunden.

Saarn ist ein hübsches Dorf mit einem ehemaligen adligen Frauenstift Benediktinerordens, in dessen Gebäuden sich gegenwärtig eine großartige und berühmte Gewehrfabrik befindet. —

Der letzten Ruhrstadt Mülheim, sowie dem Städtchen Ruhrort, oberhalb dessen sich die Ruhr mit dem Rheine vereinigt, widmen wir besondere Rubriken, wie sie es ihrer Bedeutung nach verdienen.

XIII.

Mülheim an der Ruhr. *)

Sanft aufsteigend vom Ufer der Ruhr, am mäßigen Abhange des gegen den Strom sich abflachenden Gebirges, ein helles und freundliches Stadtbild, gewährt Mülheim dem die Landstraße von Duisburg Daherkommenden einen wahrhaft malerischen Anblick, dessen man aus den hübschgelegenen Gartenwirthschaften zum „Stockfisch" und am „Johannisberg", bekannter unter dem Namen des „luftigen Schneiders", in behaglicher Muße genießen kann.

Tief zu unseren Füßen rauscht hier die Ruhr, ihren schönen Schleusenkanal zur Seite, schäumend über ein langes Wehr, während ober- und unterhalb desselben ihr glatter Spiegel die Häuser der gewerbreichen Ruhrstadt widerschimmert, die sich in schlanker Reihe des rechten Ufers entlang hindehnen.

„An Mülheims Fuße schaut die kleine Ruhr!
Auf ihren krausen Wellen schweben sanft
Der Schiffe Masten, deren Wimpel hier
Das Schweizerthal noch mehr verherrlichen.
Tief unter mir braust, von dem Wogendrang
Des Stroms getrieben, kühn der Mühlen Rad,
Und eine Brücke schwebt in stetem Flug

---

*) Vergl. hierzu den im Frühjahr 1854 erschienenen Probebogen: „Mülheim an der Ruhr."

Von einem Ufer zu dem andren hin.
Mit frohem Auge folg' ich lächelnd dir,
Du wilde Ruhr; doch steile Berge stehn
Hoch aufgethürmt und schließen bald dich ein!" —

So sang Ronne von diesem Punkt. Aber, während gegenwärtig auch Dämpfer die Fluthen des Stromes peitschen, schwebt nun keine fliegende Brücke mehr von Ufer zu Ufer, sondern eine prachtvolle Kettenbrücke überwölbt, um die durch Eisgänge oft unterbrochene Passage aufrecht zu erhalten, jetzt in kühnem Bogen den belebten Fluß. Vollendet im Jahre 1844, macht die „Friedrichs-Wilhelms-Brücke", wie sie genannt wird, durch ihre hohe Lage über dem Wasserspiegel, durch ihre kolossalen Brückenköpfe und Pfeiler und durch die schlanken, schwebenden Formen ihres Hängwerkes einen ebenso ansprechenden, als achtunggebietenden Eindruck. Sie sucht, was Eleganz und Festigkeit betrifft, als Bauwerk ihres Gleichen und bildet eine wahre Zierde der Stadt. Als einer der besuchtesten Spaziergänge bietet sie zugleich auch eine überraschende Aussicht und insbesondere einen zauberhaften Anblick, wenn am Abend die Lichter der nahen Häuser oder der Glanz des Vollmondes oder die flammenden Oefen der Hüttenwerke ihre Feuerstreifen tausendfältig in den schaukelnden Wellen des Stromes widerspiegeln. — Während die Kettenbrücke den mittleren Vordergrund des freundlichen Häuserbildes schmückt, welches wir von unserem Standpunkt genießen, erscheint dasselbe zu beiden Enden gleichsam von zwei „gewaltigen industriellen Riesen" bewacht, nördlich von der imposanten Friedrich-Wilhelms-Eisenhütte, südlich von der großartigen Maschinen-Spinnerei, Weberei und Druckerei der Herren Troost u. Comp. zu Louisenthal. Auch das an der Ruhr gelegene Casinogebäude, im Rundbogenstyl aufgeführt und mit geschmackvoller Einrichtung versehen, gehört zu den hervorragenden Gebäulichkeiten Mülheims. — Weiterhin reiht sich hieran die dichte Häusermasse der älteren Stadttheile, umschlossen von einem Kranze eleganter Gebäude der neueren Zeit, und darüber hinaus ragen malerisch zwei Gotteshäuser, von denen die hübsche katholische Kirche sich freundlich aus der sie umgebenden Häusergruppe erhebt, während die höher gelegene Hauptkirche der Stadt mit ihrem spitzen Thurme in imposanteren Formen hoch über ihre Umgebung emporsteigt. Dort oben fällt uns auch das Krankenhaus in die Augen, ein fast lediglich aus milden Gaben aufgeführtes Gebäude, welches, neu und stattlich, seine Nachbarschaft freundlich überschaut und rühmlich den wohlthätigen Sinn der Bewohner Mülheims bekundet. Noch höher

hinan zeigt uns das liebliche Panorama idyllisch zwischen Gärten und Baumgruppen zerstreute Häuser, bis das sanft ansteigende und über die Gipfel hinaus bepflanzte Bergland des Mülheimer Kohlenreviers den Horizont abschließt. Dieses selbst aber ist wieder buchstäblich übersät von malerischen Häusergruppen, einzeln in Obsthainen versteckten Gehöften, zahlreichen Kohlenzechen mit hohen, rauchenden Essen und von den stolzen Dörfern der Landgemeinde Mülheims, welche große Wohlhabenheit und treffliche Kultur zur Schau tragen. — Dicht hinter Louisenthal treten die wellenförmigen Hügel des gegen den Fluß sich absenkenden Gebirges noch näher zu der Ruhr heran und fallen darauf im Kassenberg so steil in dieselbe ab, daß sie nur einem schmalen Pfade Raum lassen, der oft erst durch die Felsen gehauen werden mußte. Nördlich und südlich kann das Auge sodann die Windungen des Stromes durch üppige Wiesen und fruchtbare Auen, die hier und da von Obstbaumgruppen und Buschwerk lieblich unterbrochen sind, noch weithin verfolgen, bis er, bald einmal verschwindend, bald wieder erscheinend, endlich thalwärts durch hohen Baumwuchs, aufwärts aber durch die blauen Berge der Oberruhr unseren Blicken ganz entzogen wird.

Nimmt man hierzu noch die zahlreichen Rauchsäulen der nahe liegenden Fabriken, in Verbindung mit den unzähligen, in weiter Ferne verschwimmenden hohen Schornsteinen der Kohlenzechen, das bewegte Treiben auf dem Strome vom Kanale bis zum Hafen, sowie die emsige Geschäftigkeit, die auf den Thielen'schen Schiffswerften herrscht; so erhält man zugleich auch ein Bild industrieller Thätigkeit, welches einen unbeschreiblichen Eindruck macht und dem reizenden Stadt- und Landschaftsgemälde einen eigenthümlichen, wunderbaren Ausdruck verleiht.

Mülheims Straßen sind in Folge seiner Lage theils eben, theils uneben, aber freundlich und mit hübschen Häusern ausgestattet. Denn wenn die Stadt, was große Prachtbauten betrifft, auch hinter anderen zurückbleibt, so erscheint sie, besonders in ihren neueren Theilen, doch desto reicher an schönen Privatwohnungen. Außer den bereits genannten größeren Gebäuden verdient vor allen noch das am neuen Marktplatze gelegene Rathhaus der Erwähnung. Aus Quadersteinen im Rundbogenstyl aufgeführt und mit einem Balkon versehen, erhebt es sich in drei Stockwerken, beherrscht fast eine ganze Seite des geräumigen Marktes und bildet unstreitig das stattlichste Bauwerk der Stadt. Neben den städtischen und landgemeindlichen Verwaltungslokalen enthält dasselbe den Sitz der Handelskammer. — Auch die Tonhalle, vor

der Stadt auf der Höhe gegen Eppinghofen, ist ein hübsches Gebäude, dessen mit den Bildnissen der berühmtesten Ton- und Liederdichter geschmücktes Innere zu Concerten dient und, mit einer Sommerwirthschaft verbunden, die heitere Welt Mülheims und der Nachbarschaft in seinen schönen Räumen gesellig vereint. Ein hübsches Gasthaus aber ist das Hôtel Strathmann an der Ruhr mit der Aussicht auf die Kettenbrücke und das Schloß Broich. — Neben der Hauptkirche, die gewiß schon aus dem 13. Jahrhundert stammen dürfte, deren gothischem Baue aber die Vollendung fehlt, liegt der alte Kirchhof, in dessen Bereiche nur noch das Denkmal Tersteegen's die Augen der Besucher auf sich zieht, während der neue Friedhof auf der östlichen Seite der Stadt an schönen Grabmälern immer reicher wird. Von Freunden des Verblichenen 1838 errichtet, trägt das Monument jenes „tiefsinnigen Mystikers", wie A. Schreiber ihn nennt, die Inschrift: „Ruhestätte von Gerhard Tersteegen, geb. zu Meurs am 25. Nov. 1697 und gest. zu Mülheim am 3. April 1769" und die Verse:

„Hier ruht ein Gottesmann, ein Menschenfreund und Christ,
Der, recht durch Kreuz bewährt, nunmehr vollendet ist.
Ein Priester, von Gott selbst, der stets vor ihn getreten
Und tausend Seelen Heil, durch Christi Geist, erbeten.
Ein wahrer Seelenhirt, ein Vorbild Christi Heerd,
Der Jesu nur gelebt und Jesum nur verklärt.
Ach, daß ein Solcher starb! Doch nein, es lebt Tersteegen
Und bleibt bei Zion hier in ew'gem Ruf und Segen.
Joh. Jac. Burckhard,
Dr. med. zu Homburg v. d. H."

Nach meinem Gewährsmanne steht dieser fromme und edle Mann, welcher in seinem 15. Lebensjahre nach Mülheim kam und in seinen späteren Jahren durch seine Reden und Schriften unendlich viel Gutes wirkte, fortwährend in der ganzen Gegend noch in gesegnetem Andenken. — Leinweber von Geschäft, war Tersteegen nach dem Zeugniß seiner Zeitgenossen kein Frömmler oder Heuchler und ein Mann von nicht geringen Fähigkeiten. Da seine Reden, die er in Meurs hielt, bei Vielen großen Beifall fanden, so ging er weiter, zog im Bergischen umher und hielt zu Elberfeld, Mettmann, Homburg, Heiligenhaus und Barmen geistliche Reden. Drei bis vier Hundert Menschen wohnten gewöhnlich seinen Versammlungen bei, und es kamen sogar Holländer, um den Gottesmann zu sehen und zu hören. Auch in der berühmten Neandershöhle hielt er einst eine solche religiöse Versammlung.

Noch heute zählt er viele Anhänger, besonders in Amerika, welche unter dem Namen Tersteegianer bekannt sind. Seine Erbauungsschriften: „Geistliche Briefe," „Geistliche Brosamen, von des Herrn Tisch gefallen" — „Harfenspiel der Kinder Zions" — „Lebensbeschreibung heiliger Seelen" — „Die heilige Liebe Gottes und die unheilige Naturliebe" — „Der Frommen Lotterie" — „Kleine Perlenschnur" — „Theologie des Sohnes Gottes" — „Weg der Wahrheit, die da ist nach der Gottseligkeit" — sind in mehreren Auflagen verbreitet worden und noch jetzt von Manchen gelesen. Seine Dichtungen, von denen Beck's „Lebensbilder" einige mittheilen, athmen viel poetischen Hauch und zeugen von Begabung. Klingt es doch recht sinnig-innig, wenn er in einem Frühlingsliede unter Anderem zu Gott singt:

„Im Herzen Du, dort außen die Figur;
Ich liebe Dich in Deinen Schildereien
Und muß mich ja herzkindlich drüber freuen —
Wie schön, wie schön ist Deine Kreatur!
Das kleinste Blatt, das feinste Gräselein
Rühmt Deine Kunst; was grünt und blüht und lebet,
Ein liebend Herz entzückt zu Dir erhebet —
Wie schön, wie schön muß nicht das Urbild sein!"

Die Einwohnerzahl der Stadtgemeinde Mülheim beläuft sich etwa auf 12,000, die der Landgemeinde auf 18,000 Seelen, wovon 1000 auf die Juden mit einer Synagoge und 10,000 auf die Katholiken mit einer Kirche kommen, während die Evangelischen 17,000 zählen und deren zwei besitzen. Auch die deutsch-katholische Gemeinde hat ein eigenes Gotteshaus. — Neben den Elementar- und Armenschulen zählt die Stadt eine höhere Bürger- oder nunmehr Realschule, eine höhere Töchterschule und eine Fortbildungsschule für Handwerker. Einer solchen erfreut sich auch die Landgemeinde.

Mülheims Gewerb- und Handelsthätigkeit beruht hauptsächlich auf der Ausbeute seiner reichen Kohlenbergwerke und der Versendung seiner Kohlen nach den verschiedenen Absatzgebieten. Man muß es der Stadt nachrühmen, daß sie trotz aller ungünstigen Verhältnisse Alles aufbietet, um ihrem Bergbau die lohnendste Ausdehnung und den gedeihlichsten Aufschwung zu geben. Leider erfreut sich derselbe nicht der Ermäßigung der Gefälle, wie andere Landestheile, und die Gruben des Mülheimer Bezirkes sind fortwährend nicht nur mit dem Zehnten, sondern seit 1852 auch noch mit einer Aufsichtssteuer belastet. Die Hauptzechen, wo derselbe gegenwärtig blühend betrieben wird, sind: Die

vereinigte Wiesche, vereinigte Sellerbeck, Rohland, Concordia und Rosenblumendelle. Viele andere aber werden neu oder wieder in Betrieb gesetzt werden, sobald alle Eisenbahnanlagen vollendet sind, deren wir bereits oben unter Abschnitt X. gedacht haben. — Mit dem Bergbau geht der Kohlenhandel Hand in Hand. Als ein Hauptsitz desselben verschiffte Mülheim trotz der hohen Ruhrschifffahrtsabgaben bis jetzt schon jährlich an 10 Millionen Centner. Daß auch dieser Erwerbszweig eine noch weit höhere Bedeutung gewinnen wird, wenn Mülheim durch die erwähnten Eisenbahnbauten die Vortheile dieser Dampfheerstraßen genießt, unterliegt keinem Zweifel. — Eine weitere Lebensfrage für den Kohlenhandel der Stadt bleibt dann freilich immerhin auch noch die Ausführung eines für Rheinschiffe fahrbaren Kanals bis Ruhrort. Ihre bedeutendsten Kohlenhandlungen besitzen gegenwärtig M. Stinnes (Aktiengesellschaft), Gebr. Krabb, W. Goslich und H. Becker. — Seit der Gründung der Rhein- und Ruhrdampfschifffahrtsgesellschaften erfreut sich auch die Schifffahrt Mülheims wieder eines lebhafteren Aufschwungs, nachdem dieselbe eine Zeitlang viel von ihrem Flor eingebüßt hatte. Wie wir ebenfalls schon oben sahen, verdankt die Ruhrdampfschifffahrt ihre Entstehung der Anregung des wackeren Bürgermeisters Oechelhäuser zu Mülheim, der auch die Verwaltung der Gesellschaft, welche dort ihren Sitz hat, leitet. Ihre Fahrten gehen jetzt regelmäßig täglich zweimal stromaufwärts bis Werden und stromabwärts bis Homberg, dem Anfangspunkt der Ruhrort-Aachener Bahn. — Die Mülheimer Rheinschleppschifffahrtsgesellschaft, an deren Spitze als Direktor der bekannte und geachtete Schriftsteller Dr. Tögel steht, hat gleichfalls ihren Sitz in dieser Stadt. Seit dem 6. Juni 1853 genehmigt und, um sogleich hinlängliche Schleppkräfte zur Verfügung zu haben, für die Dauer des Jahres 1854 mit der niederrheinischen Gesellschaft in Düsseldorf zu gemeinschaftlichem Schleppdienste verbunden, wird diese Gesellschaft jedoch ihren selbstständigen Dienst beginnen, sobald eine genügende Anzahl Remorqueurs vollendet ist. — Den Segelschiffern aber hat nicht nur der größere Verkehr in Kohlen, sondern auch der Transport von Eisensteinen und anderen Produkten, deren die hiesigen Fabriken bedürfen, bessere Aussichten bereitet. — Was von der Schiffahrt, das gilt auch von dem Schiffbau Mülheims. Während seit 1830, wo der Kohlenverbrauch nicht nur am ganzen Rheinstrom in steter Zunahme begriffen war, sondern sich auch eine neue, reiche Absatzquelle nach Hol-

land eröffnet hatte, die Schiffswerften an der Ruhr nicht Fahrzeuge genug hatten schaffen können, um der wilden Hast zu genügen, mit welcher Reich und Arm, wie mein Gewährsmann sagt, sich auf diesen Geschäftszweig warf, hatte in der neueren Zeit das rege Leben auf diesen Bauplätzen einer wahren Verödung Platz gemacht und der Schiffbau, vor wenigen Jahren noch ein blühender Gewerbszweig, der meistens 400 Arbeiter beschäftigte, war so gesunken, daß er sich fast nur auf die Ausbesserung alter Fahrzeuge beschränkte und Neubauten zu den Seltenheiten gehörten. Seit 1852 begann jedoch auch er sich wieder zu heben, indem nicht nur der gesteigerte Kohlenhandel neue Fahrzeuge, sondern auch das ausgeteufte Fahrwasser Schiffe von größerer Tragfähigkeit verlangten.

Von ungleich höherer Bedeutung erscheint indessen für Mülheim der Eisen- und Zinkhüttenbetrieb. Die von Joh. Dinnendahl 1804 gegründete und in der neuesten Zeit sehr erweiterte Friedrich-Wilhelms-Hütte, verbunden mit einer Maschinenbauwerkstätte, zählt über 400 Arbeiter. Vor Kurzem aus den Händen der Herren Deus, Moll und v. Eicken in den Besitz einer reichen Aktiengesellschaft übergegangen, verspricht diese großartige Anstalt unter Leitung der Herren Schott und Moll immer höheren Aufschwung. — Die nordöstlich von Mülheim bei Eppinghofen gelegene, ausgedehnte Zink- und Zinkweißfabrik, von Budhay u. Comp. gegründet und seit zwei Jahren Eigenthum der Bergbau- und Hüttengesellschaft „Vieille-Montagne," entfaltet unter der Direction des Herrn Remont eine hohe Blüthe. Sie setzt ihre Erzeugnisse besonders nach Frankreich und England ab und beschäftigt an 300 Arbeiter. — Die großartigen Fabriken der Herren Troost u. Comp. zu Louisenthal liefern mittels ihrer Maschinen, die von 500 Arbeitern bedient werden, in der Baumwoll-Spinnerei, Weberei und Druckerei ausgezeichnete Waaren, unter denen man jedoch für die Garne durch höhere Eingangszölle mehr Schutz gegen die Ueberschwemmung der Märkte mit englischen Gespinnsten wünscht. — Von sonstigen Fabriken ist besonders die Tuch- und Buckskinfabrik von Schmachtenberg erwähnenswerth, welche mit einer Dampfmaschine betrieben wird. — Nicht unbedeutend ist auch Mülheims Lederfabrikation, bei welcher die Verfertigung von Wagenverdecklederen einen vorzüglichen Zweig ausmacht. Die Hauptgerbereien besitzen Coupienne, Keller, Kugelmann, Rühl und Pelzer. — Außerdem hat die Stadt Tabaksfabriken, Seifensiedereien und Manufakturen aller Art.

Der Kolonialwaarenhandel, obwohl früher nicht ohne Belang, liegt jetzt fast gänzlich darnieder. Dagegen erfreut sich der Garten- und Ackerbau Mülheims und seiner Landgemeinden bei der Güte und Mannigfaltigkeit des dasigen Bodens der gesegnetsten Blüthe.

Zu den Vergnügungsorten der Stadt gehört, außer den bereits erwähnten Gartenlokalen „Johannisberg" und „Stockfisch" mit ihren herrlichen Aussichten, und der „Tonhalle", auch die hübsche Wirthschaft von Schönnenbeck zu Eppinghofen, zehn Minuten von Mülheim, mit einem großen und schönen Saal und Garten.

XIV.

Schloß Broich.

Mülheim gegenüber, von der Höhe des linken Ruhrufers herabschauend, hat das alte Haus Broich eine reizende Lage. Halb Ruine, halb ein ziemlich wohlerhaltenes Schloß, steht es selber da, träumerisch-ernst, wie versunken in die Erinnerungen seiner Vergangenheit, während der Besucher von den Zinnen seiner gebrochenen Thürme und aus den Fenstern seiner einsamen Hallen die lieblichsten Fernsichten über das Ruhrthal und die Stadt Mülheim genießt. Eine Allee führt zu dem Schloßthore. Außen an demselben starren uns, angenagelt, die modernden Gebeinreste längst erlegten Gewildes entgegen, als wollten sie uns erinnern, daß hier einst die Wiege alter Wildgrafen oder gewaltiger Nimrode gestanden habe: aber es empfängt uns, wenn wir eintreten, kein Jagdhörnerschall und Meutegebell mehr: öde, mit wildem Gras bewachsen, trauert der weite Schloßhof und tiefe Stille herrscht in den Räumen, sofern nicht eine Schwalbe unter dem Dache zwitschert, eine Nachtigall im Gebüsche schlägt oder der Wind melancholisch durch die Hallen rauscht. Man fühlt sich beengt von den Eindrücken, welche diese Verödung macht, und steigt rasch eine steinerne Treppe hinan auf die Höhe eines abgetragenen Thurmes, um leichter wieder aufzuathmen im Anblick der ewig jungen, herrlichen Natur. Dagegen nimmt uns innerhalb eines zweiten Burgraumes ein hübscher kleiner Garten mit Lauben und Häuschen auf, wo wir gerne ein Stündchen verträumen würden, wenn es uns nicht weiter hinauf zöge auf den Rand des Gemäuers, um in der Fernsicht über die malerisch vor uns liegende Stadt und Landschaft zu schwelgen. — Epheu, wilde Reben und Rosen, Hollunder

und anderes Strauchwerk wetteifern mit einander, die zerfallenen Steinwände zu umranken und junges Leben und neue Blüthen auf die öden Trümmer zu pflanzen. Die tiefen Wallgräben, sowie das dicke Mauerwerk zeigen übrigens noch, daß Broich eine stattliche und feste Burg war. Einst den Grafen von Falkenstein und später dem Hause Leiningen-Dachsberg gehörig, stand die nach ihm genannte Herrschaft Broich unter dem Schutze der Herzoge von Berg. Seit 1766 war das Schloß Besitzthum des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt. Nachdem 1789 eine Summe von ungefähr 16,000 Thaler zu seiner Ausbesserung verwendet worden war, gehörte es von 1830 bis 1837 dem Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz. Jetzt Eigenthum der Krone von Preußen, bildet das Schloß den Sitz eines Gerichtes und erhielt im Sommer 1854 durch neuen Aufputz theilweise ein freundlicheres Ansehen. — Was den Ursprung des Daseins und Namens von Broich betrifft, so führt man denselben in's grauste Alterthum zurück. „Die Bructerer, sagt J. A. Engels, eine deutsche Völkerschaft, wohnten, wie Tacitus berichtet, zwischen dem Rhein, der Ems und der Lippe. Nachher ließen sie sich auch an der Ruhr nieder. Sie hatten vielleicht den Namen von den Brüchen (Broichen), welche sie bewohnten. Daher kommt wahrscheinlich der Name der Herrschaft und des Schlosses Broich." Die Richtigkeit dieser Ansicht lasse ich dahin gestellt sein. — Geschichtlich merkwürdig durch die Fehden seiner vormaligen Besitzer, der Grafen von Falkenstein, mit den Grafen von Styrum, sowie durch die Rolle, welche Broich im spanisch-niederländischen Kriege spielte, ist jedoch eine andere Erinnerung, die sich an seine Räume knüpft, so heilig, daß ich jener Kämpfe hier geschweige, um die Weihe dieses ehrwürdigen Andenkens nicht zu trüben. Im Schlosse Broich verlebte nämlich die hochherzige, in Preußens Geschichte unvergeßliche Königin Louise († 1810) bei ihrer verehrungswürdigen Großmutter, der verwittweten Fürstin von Hessen-Darmstadt, einige Jahre ihrer schönen Jugend. „Hier war es, wo ihr herrlicher Geist gebildet wurde; in dieser Allee, in diesem einfachen Garten sah man sie öfters lustwandeln; in mehrere Häuser an der Ruhr ging sie fast täglich und genoß da ein Glas Milch. Das Landvolk sprach sie an; sie unterhielt sich mit ihm und scherzte mit den Kindern, die entzückt waren von der Holdseligkeit der Prinzessin. Sie wurde nicht unwillig über die Armen, wenn sie sich zudrängten und ihre Güte mißbrauchten. Die ganze Gegend ertönte voll von dem Lobe der trefflichen Jungfrau;

daher war auch die Theilnahme der Einwohner der Herrschaft Broich an den Schicksalen der Königin so groß. Ihre Freude hatte keine Grenzen, als sie den Thron bestieg; aber in keiner Stadt Preußens konnte auch der Schmerz über ihren zu frühen Tod größer sein, als bei ihnen. Die geliebte Königin sprach immer mit Rührung von ihren zu Broich verlebten Tagen." — So ungefähr sagt Engels, und ich glaube, wir können nicht besser scheiden von dem ehrwürdigen Schlosse und dem reizenden Ruhrthal, als wenn wir ihnen mit dieser schönen Erinnerung Lebewohl sagen.

XV.

Ruhrort.

(Homberg. — Oberhausen. — Holten. — Dinslacken.)

Von Mülheim abwärts macht die Ruhr durch ihre flachen Ufergefilde im Angesicht von Duisburg zwar noch mancherlei Schlangenwege, gleich als eile es ihr gar nicht so sehr, sich dem Alten, der sie erwartet, an die Brust zu werfen, oder als wolle sie den Harrenden mit ihren schalkhaften Windungen noch eine Weile necken; aber sie sträubt sich nicht mehr lange, nur zwei kurze Stunden noch und wir begrüßen sie, schon gefesselt von der Majestät des Gewaltigen, an dem Punkte, wo Nonne von ihr singt:

„Und hier vermählt sie sich im Silberglanz
Dem Vater Rhein; er nimmt sie liebevoll
In seine Arme auf und schwebt mit ihr
Im Jambengang nach Hollands Küsten hin.
An ihre Mündung lehnt vertraulich sich
Ein Städtchen an, dem sie den Namen gab.
Es ist Ruhrort, Rheinpreußens Amsterdam."

Wenn man die schiffbesäte Werfte des Städtchens betrachtet, seinen mastenreichen Hafen erblickt und seinen lebhaften Handelsverkehr wahrnimmt, so wird man sich nicht wundern, wie Nonne in Versen und nach ihm Simrock auch in Prosa ihm den Ehrennamen „Rheinpreußens Amsterdam" beilegen mochte. Ruhrort ist in der That ein Miniaturbild jenes berühmten Emporiums an der Amstel, ein kleines Amsterdam. — Seine Schiffswerfte ist wohl die ansehnlichste am ganzen Rhein. Hier werden nicht nur die holländischen und rheinischen Fahrzeuge zum größten Theil gebaut, sondern es besitzt auch selbst eine kleine Flotte von Schleppdampfbooten und Segelschiffen. — In dem schönen

Hafen des Städtchens herrscht das regste Leben. Auf seiner Hafeninsel aber trägt eine hohe Säule, oben mit einer Felicitas, unten mit einem Medaillonbild und Wappen geziert, die Büste des westphälischen Oberpräsidenten von Vincke († 1844), dem dieses Denkmal als eifrigem Beförderer der Ruhrschifffahrt im Jahre 1847 errichtet ward. — Als Handelsort bildet Ruhrort den Hauptstapelplatz für die Versendung der Steinkohlen, die von hier in großer Menge sowohl rheinabwärts nach Holland, als rheinaufwärts bis Straßburg verschifft werden. Aber nicht blos die Wasserstraßen des Rheines und seiner Nebenflüsse, besonders Main und Neckar, sind dem ausgedehnten Kohlenhandel Ruhrorts dienstbar; auch die Dampfwagen der Eisenbahnen halten vor seinen Thoren, um diesen fossilen Reichthum seiner näheren und ferneren Umgebungen nach allen Winden zu verführen. Jetzt schon durch eine Nebenbahn, wovon ein kleiner Zweig die „Kohlenbahn" genannt wird, bei der Station Oberhausen mit der Köln-Mindener Hauptbahn in Verbindung, während gegenüber auf dem linken Ufer des Rheines bei Homberg ihm die Ruhrort-Aachener Bahn zu Gebote steht, wird sich nun bald auch noch die Oberhausen-Arnheimer Bahn seinem Verkehr zur Verfügung stellen, um seine Lage so vortheilhaft zu machen, wie sich selten ein Städtchen seines Ranges einer gleichen zu erfreuen haben dürfte. In anderer Hinsicht nennt Schreiber zwar die Lage Ruhrorts gefährlich und sagt, es würde ohne seine starken Bedeichungen schon längst durch Eisgänge und Ueberschwemmungen zerstört worden sein; aber schon in alten Zeiten, vor der Errichtung jener Dämme, scheint ein guter Stern über ihm gewaltet zu haben; denn die Chroniken melden, meines Wissens wenigstens, von ihm kein derartiges Mißgeschick, während sie alles Unheils gedenken, welches Rhein und Ruhr je über seine Schwesterstädte und Dörfer gebracht haben. — Das Städtchen besitzt jedoch, außer einigen kleineren Fabriken, seit der neuesten Zeit auch ein höchst bedeutendes Industrie-Etablissement. Die französische Gesellschaft Phönix hat nämlich hier die Anlage eines Eisenwerkes im großartigsten Maßstabe begonnen. Seitdem dieselbe am 29. Juni 1854 ihren ersten Hochofen angeblasen, sind deren nun schon zwei zu Ruhrort selbst und zwei zu Dilldorf im Betrieb, zwei andere aber im Bau, die zusammen über 60 Millionen Pfund Eisen liefern können. Wenn nun vollends die 14 weiter beabsichtigten noch vollendet und sie alle 20 angeblasen und in Thätigkeit sind, so muß das eiserne Zeitalter hereinbrechen, falls wir es nicht bereits haben. Auch von ihren

40 Puddelöfen sind bereits 20 im Gange. Das Administrationsgebäude der unternehmenden Gesellschaft besteht aus fünf Flügeln mit einer Hauptfronte von 200 Fuß Länge und 40 Fuß Tiefe und bildet nicht blos einen Prachtpalast für das Städtchen selbst, sondern auch eine Zierde der ganzen Gegend. *) — Sonst erscheint Ruhrort als ein hübsches, freundliches Städtchen, mit hellen Straßen, schönen, mitunter prächtigen Häusern und blühenden Gärten, über dessen Dachzinnen seine zwei Kirchen ihre Thürme hoch und schlank, wie recht scharfe Zeiger nach dem Himmel, emporrecken. — Früher soll es auch ein festes Schloß gehabt haben, welches aber Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, weil es dem Lande mehr schädlich, als nützlich gewesen sei, 1640 habe niederreißen lassen. — Auch der hiesige Bahnhof ist ein stattliches Gebäude. Einen sehr netten Punkt aber bildet der Landungsplatz der Dampfschiffe unterhalb des Städtchens, wo, von vier hohen und breitwipfeligen Linden beschattet, die Wirthschaft zum „Luftballon" uns gastlich empfängt, wenn wir den brausenden Dämpfer verlassen oder besteigen.

Bei Homberg, einem Dorfe gegenüber von Ruhrort, dem Ausgangspunkte der Aachener Bahn, hat im Sommer 1854 ein Bohrsteiger unter Leitung des Commercienraths Haniel in einer Tiefe von 80 Lachtern ein 13 Fuß mächtiges Flötz Fettkohlen entdeckt, und es wird nun auch jenseit des Rheines eine wichtige Kohlenzeche in's Leben treten, die für Ruhrort von nicht geringer Bedeutung sein dürfte.

Oberhausen, wo die Zweigbahn von Ruhrort endet und die holländische Bahn beginnt, besitzt in seiner Nähe, durch eine kleine Seitenbahn mit der Köln-Mindener Hauptbahn verbunden, auch eine der großartigsten Eisenhütten, die man kennt. Eigenthum der Herrn Jacobi, Haniel und Huyssen, werden ihre Walz- und Puddlingswerke mit 63 Oefen durch acht Dampfmaschinen getrieben und beschäftigen 1600 Menschen. Die ebenso bedeutende Eisengießerei und Maschinenfabrik derselben Herrn, welche den Namen „Gutehoffnungshütte" führt, befindet sich in dem nahen Sterkrade. — Die ganze Umgegend ist dürres Heideland, welches die Lipper oder Lippener Heide genannt wird, aber durch die historische Erinnerung merkwürdig erscheint, daß Friedrich der Große hier die Heerschau über seine cleve'schen Truppen zu halten pflegte.

*) Das Ganze wird eine kleine Kolonie. Die Arbeiter erhalten ein eigenes Krankenhaus und einen eigenen Arzt und die Wallonen darunter eine eigene Kirche und Schule.

Holten ist ein Marktflecken mit einem Schlosse und nicht unbedeutenden Tuchwebereien.

Dinslacken aber, mit Hut- und Strumpffabriken, Woll- und Baumwollwebereien, verdient als Geburtsort des blinden Naturdichters Constantin Möllmann gewiß der Erwähnung. An einem solchen Orte, und wäre es das geringste Dorf, geht der gefühlvolle Mensch nicht kalt vorüber. Wir bewundern des Materiellen so viel; bleiben wir auch einmal einige Augenblicke bei einer geistigen Erscheinung stehen! — Ein frommer Mann, der von Allen innig geliebt und geschätzt war, die ihm nahe kamen, hatten die Blattern dem armen Möllmann schon als Knaben von sechs Jahren das Auge verwüstet, und die holde Gabe des Lichtes war ihm für Diesseits auf Immer verloren gegangen. „Kein Morgen- und kein Abendroth umspielte seine freudenlose Jugend, kein Maiengrün glänzte in seinen erloschenen Blick und auch kein Strahl höheren Lichtes erleuchtete seinen verwahrlosten Geist. Da nahm sich ein Mann, voll hoher Bildung und sanfter Liebe, der würdige Consistorialrath Nebe in Minden, damals Prediger zu Dinslacken, des wild heranwachsenden Jünglings an und erhellte die dunkle Nacht, in welcher der Arme wandelte, durch die erwärmende Flamme der Religion und ihrer Freundin, der Dichtkunst. Die Töne der hohen Meister des Gesanges zogen in die Seele des Blinden ein und schlugen erweckend und kräftigend an sein innerstes Wesen. Von dieser Zeit an ward er selbst Dichter, und wenn sein Auge nach Licht seufzte, so flüchtete sein Geist in die höheren Regionen, wo eine seligere Sonne leuchtet, als die, welche das irdische Auge schaut. — Rührend ist schon der Anblick eines Blinden überhaupt; rührender aber noch und erhebend zugleich war es, wenn der erblindete Möllmann zu der Harfe griff und seinen sehnsüchtigen Schmerz, wie seine fromme Ergebung, in Liedern aushauchte."*) Wie ergreifend ist nicht folgendes Lied dieses blinden Dichters!

Vater alles Lichts! O, warum glänzen
Mir die Sonnen, Deine Kinder, nicht?
Mich auch riefst Du zu des Lichtes Gränzen,
Und doch birgst Du mir Dein Angesicht!

Doch Dich anzuklagen, das ist Sünde,
Gern sich Dir ergeben, das ist Glück;
Gott, verzeih die Klage Deinem Kinde,
Das sich sehnt nach Deinem Vaterblick!

*) Nach Beck's „Lebensbildern." — Eine Sammlung der Lieder Möllmann's ist 1823 bei Bädecker in Essen erschienen.

Ja, mein Vater bist Du! Nicht im Grimme
Löschtest Du mir aus der Augen Strahl.
„Wandle kühn einher! ruft Deine Stimme,
Denn ich leite dich durch's dunkle Thal!"

Sanft von Dir geführt auf allen Wegen,
Folg' ich blind der Freude Rosenspur;
Lieblich weht Dein Odem mir entgegen
Im Gefild und auf der Blumen Flur!

Ueberall bin ich in Deinem Reiche,
Wo mein Ohr nur lauschet, waltest Du;
Jeder Bach und jedes Hains Gesträuche
Lispelt Deinen Vatergruß mir zu!

In dem süßen Lied der Nachtigallen
Und der Lerchen hör' ich Deinen Ruf:
„Freue dich!" und in des Donners Hallen
Hör' ich jenes Wort, das Welten schuf!

O, ich fühle namenlose Wonne,
Ganz von Liebe, Gott, zu Dir erfüllt;
Sie ist meines innern Lebens Sonne,
Wenn auch tiefe Nacht mich rings umhüllt!

Himmelsblumen blühn in ihrem Strahle,
Glaube, Hoffnung, Engelsfrieden mir;
Sie erhebt einst aus dem Erdenthale
Zu des Lichtes Urquell mich, zu Dir!

XVI.

Meurs. — Orsoy. — Rheinberg.

Umzogen von Wassergräben, ruht die alte Stadt Meurs oder Mörs, rings von fruchtbaren niedrigen Anhöhen bekränzt, in einem weiten Thale, eine Stunde entfernt vom Rhein. Der Ort ist klassisch für die alte Geschichte wegen der Menge Alterthümer, die schon seit mehreren Jahrhunderten in seiner Umgebung zu Tag gefördert wurden. Auf dem s. g. „Hochfeld" bei dem nahen Dorf Asberg stand einst die berühmte römische Stadt und Veste Asciburgum oder Asceburgum, von welcher Tacitus Meldung thut, eine jener Zwingburgen gegen die germanische Freiheit, deren die Römer am Rheine vergeblich so viele erbauten. Römische Grabmäler, Urnen, Waffen, Münzen, Opferkrüge,

Lampen ꝛc. sind dort in großer Anzahl ausgegraben worden. Unter den hier gefundenen Alterthümern waren auch zwei Steine mit Namen römischer Centurionen, die man in den Alleen des Hauses Ter-Voort aufgestellt, und zwei Löwen, mit denen man den Eingang zum Rathhause in Meurs geziert hat.*) – Hiernach müssen wir nun aber dem benachbarten Essenberg, trotz A. B. Wilhelmi's entgegengesetzter Meinung, die Ehre absprechen, jenes alte Asciburgum gewesen zu sein. Dieser Ort kann sich jedoch trösten, da auch er in den Spuren der alten Camillenschanze, die 1592 geschleift wurde, eine antiquarische Merkwürdigkeit besitzt.

Meurs, mit einem Schlosse und einer Citadelle, Ringmauern und Wallgräben versehen, war die feste Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft und des nachmaligen Fürstenthums gleiches Namens. Sein nicht unberühmtes gräfliches Haus stammte von Saarwerden. Nachdem nämlich Dietrich VIII. von Cleve (1275–1305) Meurs nebst den umliegenden Villen für seine bereits mächtige Grafschaft erworben hatte, übertrug derselbe Stadt und Gebiet als cleve'sches Lehen seinem Vetter und Pathen Dietrich von Saarwerden, der ihm als „Herr von Meurs" unter'm 21. Oktober 1287 mit seinem Schloß und seiner ganzen Macht unbedingte Hülfe und Lehenstreue gelobte. Eines Grafen aus diesem Hause gedenkt sogar die berühmte alte limburger Chronik.**) „Anno 1393, erzählt sie, wurden die von Mastricht auff der Maase niedergeworffen. Das thäte ein Graff von Mörs, hiesse Friederich. Der war ihr Feind, und hatte bey Fünff Hundert Glenen überall, Ritter und Knechte, und rannte vor die Stadt mit eins Theils Leuten, und hielt darhinter, und warff sie gar schädlich nieder, also, daß der Burger mehr dann Zwey Hundert und Fünfftzig erschlagen, und Drey Hundert gefangen wurden, und ihrer sturben viel in der Gefängnuß, und lagen mehr dann

*) Ueber die zu Asberg entdeckten Alterthümer hat Graf Hermann von Nuenar im Jahr 1551 zu Köln eine ausführliche Abhandlung im Druck erscheinen lassen; die Löwen vor dem Rathhause zu Mörs aber van Alpen in einem Gedichte verherrlicht. — Von Asberg sagt J. B. Rousseau in seinen „Rheinischen Sagen":

„Asciburgium stand hier, | Eben langt vom Reisen an
Unsre alte Asenburg. | Und daher erzählen kann,
Wo? — Das fragt dort den Storch, | Wie auf diesem Erdenrund
Der vor Asbergs Kirchenthür | Alles wechselt kraus und bunt."

**) „Fasti Limpurgenses. Das ist: Eine wohlbeschriebene Chronick von der Stadt und den Herrn zu Limpurg auff der Lahn ꝛc." Aschaffenburg, 1617. — Wetzlar, 1720. — Neueste Ausgabe von C. D. Vogel. Herborn, 1826. — Eine „Geschichte der Grafen von Mörs" hat Regierungs- und Schulrath Altgelt herausgegeben.

ein Jahr gefangen, und gaben Zwey und Dreißig Tausend Gülden, und ward eine gantze Sühne." – Nach dem Tode des letzten Grafen von Meurs ging das Lehen auf dessen Tochtermann, Graf Wilhelm III. zu Wied und Isenburg, und von diesem auf seinen Schwiegersohn, den Grafen von Nuen- oder Neuenar, über. Als auch dieser Stamm in männlicher Linie erlosch, vermachte die letzte Besitzerin die Grafschaft um's Jahr 1600 testamentlich auf den Prinzen Moriz von Oranien. Meurs gehörte nun dem nassau-oranischen Hause bis zum Tode König Wilhelm's III. von Großbritannien (1702), wo Friedrich I., als Lehensherr und Erbe zugleich, die Grafschaft für die preußische Krone in Besitz nahm, um sie 1707, jedoch ohne Sitz und Stimme im Reichsrath, zum Fürstenthum erheben zu lassen. – Von den Franzosen 1795 besetzt, durch den lüneviller Frieden aber mit dem linken Rheinufer förmlich an Frankreich abgetreten und zum Roerdepartement geschlagen, gab erst der pariser Friede 1815 nach Napoleons Sturz das Fürstenthum wieder an Preußen zurück, dem es noch heute gehört. – Die Festungswerke von Meurs wurden schon 1764 geschleift. Schreiber meint, die Stadt könnte als militärischer Posten und, wenn die Heerstraße dahin geführt würde, als Handelsplatz wichtig werden. Vom Ersten waren schon die Römer überzeugt; für das Zweite aber liegt der Rhein zu nahe oder zu weit, wie man will. Vor der Hand ist Meurs ein nettes Städtchen mit einer katholischen und einer evangelischen Kirche, das über 3000 Einwohner, ein Progymnasium und ein evangelisches Lehrerseminar besitzt und dessen Seiden-, Wollen- und Baumwollenfabriken nicht unbedeutend sind. – Außer dem trefflichen Krummacher wirkte hier als Jugendbildner auch der in der pädagogischen Welt wohlbekannte Diesterweg, und Meurs war nicht nur die Wiege des bereits bei Mülheim erwähnten Mystikers Tersteegen, sondern auch des um die Buchdruckerkunst verdienten Arnold Mylius, der, 1540 von angesehener Familie hier geboren, 1604 als Senator zu Köln starb. Der ausgezeichnete neulateinische Dichter Hermann Crusius († 1693), dem das Schulwesen Elberfelds und seiner Vaterstadt viel zu verdanken hatte, erblickte gleichfalls zu Meurs das Licht der Welt, wie sich denn das preußische Rheinland mehrerer neulateinischen Dichter zu rühmen hat, deren Gedichte Beck in Auswahl der Herausgabe würdig fand.

Orsoy, dessen Name Orsau gesprochen wird, unmittelbar am Rhein, war ehemals ziemlich stark befestigt und hatte manche harte Belagerung

auszuhalten. — Jene von 1672 leitete Ludwig XIV. persönlich. Der Ort, der sich anfangs zur Wehr setzte, aber aus Mangel an hinreichender Besatzung nicht halten konnte, mußte sich dem König auf Gnade und Ungnade ergeben. Einige Gemeinen von der Mannschaft wurden aufgehängt; die andern zog man nackt aus, schimpfte, mißhandelte und trieb sie auf einen Haufen, um mit Kugeln auf sie zu schießen. Die Offiziere beraubte man der Kleider und brandschatzte sie mit Geld. Nach diesen Heldenthaten wurden die Festungswerke zerstört und dann nach Rheinberg aufgebrochen, um auch dieses Städtchen zu belagern und zu erstürmen.*)

Orsoy hat eine hübsche gothische Kirche mit stumpfem Thurme, während seine zweite ihre Spitze hoch über die flache Landschaft erhebt, auf die man vom Verdecke des Bootes hier unten oft keinen tieferen Blick werfen kann, als bis zu dem dichten Weidenbuschwerk am Ufer und den darüber emporragenden Pappeln. Darum muß man eben das Land selbst betreten, wenn man von seinen Schönheiten und Merkwürdigkeiten Etwas wahrnehmen will. — Neben Tuch-, Kasimir- und andern Fabriken, betreiben die thätigen Bewohner des Städtchens auch Fischerei, namentlich einen nicht unbeträchtlichen Lachsfang.

Rheinberg hatte merkwürdiger Weise gerade das umgekehrte Schicksal von Uerdingen. Nur noch durch einen kleinen Arm mit dem Rhein in Verbindung, liegt dieses Städtchen gegenwärtig eine halbe Stunde landeinwärts, während der Strom früher dicht unter seinen Mauern hinfloß, gleichwie derselbe einst, 300 Schritte entfernt, an Uerdingen vorüberzog, während er heute das Weichbild von dessen Häusern bespült. Ueberhaupt scheint der König der deutschen Gewässer in früheren Zeiten da unten öfters gar bunte Launen gehabt zu haben. So setzte er noch im vorigen Jahrhundert, wo er im Angesicht Rheinbergs in einem großen Bogen abschweift, oft ganze Bezirke unter Wasser und zog in der Nähe von Mehrum das s. g. „Blaue Haus" unter seine Fluthen, wie er vor einigen hundert Jahren jenseit Duisburgs auch die Kirche zu Halem sammt den umliegenden Häusern verschlang. — Daß der hiesige Rheinzoll nach Uerdingen verlegt wurde, als sich der Strom um's Jahr 1692 plötzlich von Rheinberg wegwandte, habe ich bei jenem Städtchen schon mitgetheilt.

*) Eine interessante Darstellung der Uebergabe von Orsoy und der dabei verübten Grausamkeiten, in Versen der Mundart des oberclevе'schen Volkes, von Diesterweg findet sich bei Beck.

Rheinberg war einst eine starke Festung, die während des großen niederländischen Krieges mehrmals belagert und genommen wurde, aber stets tapferen Widerstand leistete. Dagegen fiel sie 1672 den Franzosen nach einem Sturme, den Ludwig XIV. persönlich anführte, fast ohne alle Gegenwehr in die Hände und blieb im Besitze Frankreichs bis 1703, wo die Kaiserlichen und ihre Verbündeten den Ort eroberten und seine Befestigungswerke schleiften. Durch den badischen Frieden kam Rheinberg 1715 wieder an das Erzstift Köln zurück, dessen letzte Grenzstadt es bildete. In den späteren Kriegen spielte es keine Rolle mehr. Die Stadt zählt jetzt 3000 Einwohner, die sich hauptsächlich mit Landbau und Getreidehandel befassen. Doch besitzt sie auch Tuchfabriken.

Unter den Mauern von Rheinberg beginnt der s. g. Eugenische Kanal, der unter dem Namen Fossa Eugeniana einige Berühmtheit erlangt hat. Begonnen 1626 unter den Auspicien seiner Namengeberin, der Gouvernantin der spanischen Niederlande, Clara Isabella Eugenia, einer Tochter Philipps II., war derselbe bestimmt, in der Richtung von Rheinberg über Geldern und Venlo, den Rhein und die Maas, vor dem Eintritt beider Flüsse in das holländische Gebiet, zu verbinden, und würde, im Anschluß an den bereits bei Crefeld erwähnten Nordkanal, eine imposante Wasserstraße gebildet haben. Die Holländer widersetzten sich jedoch, als Venlo an Holland und Geldern an Preußen kam, seiner Vollendung mit gewaffneter Hand, und so blieb er, wie sein Bruder, eine Ruine, die täglich mehr die Beute des Zerfalls wird. Nach dem siebenjährigen Kriege war wohl von der Wiederaufnahme des großartigen Werkes noch einmal die Rede, aber auch nur die Rede. —

Um jedoch von einer so tapferen Festung, wie Rheinberg, nicht mit blosen Worten zu scheiden, mag hier noch eine rühmliche Waffenthat des französischen Helden und Ritters d'Assas eine Stelle finden, der im Walde bei Camp 1760 den Tod für sein Vaterland starb. Dieser Ort liegt unfern von Rheinberg und war eine ehemalige Abtei, die, 1802 zum Bedauern der Armen von den Franzosen aufgehoben, sich durch Gelehrsamkeit, gute Sitten, Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft rühmlichst auszeichnete. „Ein französisches Heer, erzählt Archenholz, hatte sich in ihrer Nähe gelagert. Die verbündete preußische Armee beabsichtigte einen nächtlichen Ueberfall und rückte deßhalb, vom Dunkel der Nacht begünstigt, von Rheinberg her nach Camp vor. Da vernahm d'Assas, der den äußersten Feldposten des französischen Lagers vertheidigte, ein Geräusch und wollte die Ursache desselben untersuchen. Plötz-

lich sieht er sich mit seiner Mannschaft umringt. Man droht, ihn zu durchbohren, wenn er einen Laut von sich geben würde. Der Held ließ sich jedoch dadurch nicht schrecken. Seinen lauten Ruf: „A moi, Auvergne, l'ennemi est là!" vernimmt sein Regiment Auvergner; es beginnt ein fürchterliches Gefecht, das bis 9 Uhr Abends dauerte und für die Franzosen zum Vortheil endigte. So wurde d'Assas, der auf seinen Ruf sogleich niedergehauen worden war, der Retter der Seinigen. — Auf der Stelle, wo er fiel, und die man noch jetzt zeigt, wollte Napoleon diesem von französischen Dichtern und Kupferstechern gefeierten Helden ein Denkmal setzen, was aber nicht geschehen konnte."

Gegenüber von Rheinberg, am rechten Ufer des Stromes entlang, liegen mehrere hübsche Rittergüter, von denen ich nur das stattliche Schlößchen der Frau von Nagel mit seinen zwei Thürmen, genannt Wohnung, das Haus Aar, das Haus Vörde und das Rittergut Wilhelmsruhe bei Götterswickerham erwähne, welches Herrn Rüping von Düsseldorf gehört.

XVII.

Die Lippe.

Entspringend bei dem kleinen Badeort Lippspringe, unweit Paderborn, am Teutoburger Walde, kann die Lippe zwar mit ihrer gefeierten Schwester, der Ruhr, weder durch ihre romantischen Reize, noch durch ihre industrielle Wichtigkeit wetteifern; dagegen aber hat dieser Fluß und sein Stromthal für den Alterthumsforscher eine desto höhere Bedeutsamkeit und darin einen Vorzug, dessen sich die Ruhr nicht rühmen darf. Das Gebiet der Lippe spielt bekanntlich in der alten Geschichte eine nicht unbedeutende Rolle, und Spuren von Straßen, Lagern und Colonien der Römer werfen, wenn auch nur einen dürftigen, doch merkwürdigen Schimmer aus dem Dunkel der Vergangenheit zu uns herüber, dem nachzuforschen seit Jahrhunderten eine nicht minder anziehende, als wichtige Aufgabe bildete und bilden wird, so lange man der Geschichte jene Achtung zollt, die ihr als der Lehrerin der Völker gebührt. — Der Geschichtschreiber Tacitus erwähnt des Flüßchens unter dem Namen Luppia als flumen und amnis öfter, und an ihren Ufern stand das berühmte castellum Aliso, welches zur Zeit der römischen Invasion ein ebenso bedeutender, als merkwürdiger Punkt war.

Nach Einigen soll dies Wesel, nach Anderen Liesborn bei Lippstadt gewesen sein, Deren gar nicht zu gedenken, die das Schlamm- und Schwefelbad Eilsen bei Bückeburg dazu stempeln. Am Wahrscheinlichsten findet sich dasselbe jedoch in Elsen wieder, einem Dorfe bei Paderborn, in dessen Nähe sich die Alme in unseren Fluß ergießt. Auch der bei Tacitus vorkommende Wald silva Caesia ist in den waldigen Höhen zwischen Lippe und Yssel zu suchen, und so noch viele andere merkwürdige Punkte, deren die alte Geschichte bei jenen heldenmüthigen Kämpfen Erwähnung thut, in welchen die Römer zur Unterjochung, unsere Vorfahren aber zur Befreiung unseres Vaterlandes bluteten. — Daß man der altdeutschen Seherin Velleda ein Schiff zum Geschenke die Lippe hinaufzog, habe ich schon früher, bei Velmede, erwähnt.

Obwohl die Ufer der Lippe meist flach und einförmig sind, so fehlt es ihnen doch nicht an so schönen Punkten, als sie eine Landschaft von wellenhügelförmigen Wald- und Ackerfluren zu bieten vermag, wie auch nicht gänzlich an Elementen der Romantik. Von diesen sagt freilich unser „Westphalen", man müsse sie erst aus alten Geschichtsbüchern heraussuchen oder, wie immergrünen Steinbrech, von sächsisch oder byzantinisch gemeiselten Steinen zusammen lesen, und diese Aufgabe liegt uns zu fern. Um jedoch nicht ganz unromantisch-trocken von unserem Flüßchen zu scheiden, mag hier, nach jener Quelle, eine Legende stehen, welche sich auf die Lippe bezieht und von der h. Ida handelt, deren Erinnerung das Dörfchen Herzfeld, unweit Lippstadt, bewahrt. — Egbert, der Sachsenherzog und Neffe Wittekinds, war im Frankenlande krank und Ida seine Pflegerin geworden. Als er genesen, bat er die sanfte und fromme Base des großen Karl, ihm in seine Heimath zu folgen. Sie willigte ein und zog mit ihm viele Tage lang durch Wälder und Felder, bis sie die Lippe erreichten. Hier rasteten sie, als es Abend geworden, an einem schönen Waldpunkte, der ihr wohlgefiel. Da offenbarte ihr während der Nacht ein Traum, daß sie diese Stätte wählen solle, um ein Gotteshaus und eine Gruft für sich und ihren Gemahl zu erbauen. Man schritt alsbald zum Werke. Die schöne Waldung wurde gelichtet und Ida's zahmer Hirsch trug die Steine zum Baue herbei. Bald erstand so die Kapelle und bald auch ein Dorf, das nach dem Hirsche genannt ward. — Noch heute sieht man tief im Flusse den Weg, welchen die Heilige mit ihrem Saumthiere durch das Bett desselben machte. In der Kapelle selbst aber ist Ida abgebildet, wie sie unter einem Baume ruht und das treue Thier frommen Auges zu ihr

aufschaut. Dort ruht auch ihre Leiche in der Abgeschiedenheit eines stillen Dörfchens, obwohl sie die Stammmutter der mächtigsten deutschen Fürstenhäuser und auch der preußischen Dynastie wurde. —

Die Lippe nimmt fünf kleine Flüßchen, Alme und Altenau, Hausten, Soest und Ahse, Seske und Stever, auf, unter denen die Alme durch ihr wildreizendes Quellthal die Krone aller Romantik im Gebiete des Flusses bildet. Mit großen Kosten durch die Anlegung von 12 Schleußen auch für größere Schiffe und Holzflöße bis Lippstadt, auf eine Strecke von 30 Meilen, fahrbar gemacht, dient die Lippe einem lebhaften Handelsverkehr zwischen Westphalen, der Grafschaft Mark und dem Rhein, dem sie über Lippstadt, Hamm, Lünen, Dorsten und Wesel in mannigfaltigen Windungen zufließt, um ihm als Hauptartikel Holz und Salz zuzuführen und dagegen seine Weine in ihre Heimathländer zurückzubringen, von denen gerade das nach ihr benannte zu den holzreichsten in Deutschland gehört. Daß der Fluß mehreren Fürstenthümern seinen Namen verliehen, darf er sich auch zur Ehre anrechnen, und es ist daher kein Wunder, wenn der königliche Strom die fürstliche Braut bei ihrer Ankunft so warm in seine Arme schließt, wie es die Gruppe an Wesel's prächtigem Berlinerthor sinnbildlich darstellt.

XVIII.

Wesel.

Wenn die alte Stadt und Festung Wesel auch auf die Ehre verzichten muß, das berühmte Aliso des Tacitus oder selbst nur ein römischer Waffenplatz gewesen zu sein, so darf sie sich doch einer anderen rühmen, auf die sie gewiß noch stolzer sein wird. Mit nicht geringerem Rechte, als man nämlich der Lahn die Auszeichnung zutheilt, daß sie durch ihre Orakelkraft Deutschland seinen Dichterfürsten Göthe gerettet,*) kann man auch für Wesel den Ruhm ansprechen, daß Preußen

*) Auf einer Fußreise durch das Lahnthal von Wetzlar nach Coblenz schleuderte Göthe, dem dieser Gedanke, wie er sagt, aus dem tiefen Grunde der Seele gleichsam befehlshaberisch hervortrat, sein schönes Taschenmesser in den Fluß, um durch den Wurf entscheiden zu lassen, ob er Maler oder Dichter werden solle. Die Entscheidung war zweideutig, wie alle Orakel; er legte dieselbe jedoch nicht zu seinen Gunsten, d. h. für seine Neigung zur Malerkunst, aus, ward aber in Folge jener „Grille“ dafür der größte — Dichter. Vergl. Göthe's Werke. Wahrheit und Dichtung. Band 22, S. 132.

ihm seinen großen König, Friedrich II., zu verdanken habe. Bekanntlich trug sich der alte Fritz, während er seinen Vater auf einer Reise begleitete, um dessen harter Behandlung zu entgehen, als Kronprinz mit dem Plane, nach Frankreich zu entfliehen. Sein Vorhaben kam jedoch an den Tag. Als man daher am 12. August 1730 bei Wesel an's Land stieg, mußte Friedrich seinen Degen abgeben, wurde unter militärischer Bedeckung in die Festung geführt und hier in der Wohnung des Commandanten, Generalmajors v. Mosel, in einem verschlossenen Zimmer von zwei Posten mit aufgepflanzten Bajonnetten bewacht. Mag nun, wie Fr. Förster in „Friedrichs des Großen Leben und Thaten" erzählt, der Zorn des erbitterten Vaters hier auf's Neue dadurch entflammt worden sein, daß Lieutenant v. Keith, der als Jugendfreund des Prinzen, um ihn aus seiner Nähe zu entfernen, nach Wesel versetzt worden war, die Flucht ergriffen hatte, woraus der König vermuthete, derselbe habe um Friedrichs Vorhaben gewußt, oder mag dieser, wie Andere erzählen, zu Wesel einen neuen Versuch der Entweichung gemacht und dem König im ersten Verhör, welches derselbe hier mit ihm anstellte, trotzige Antworten gegeben haben; genug der erzürnte Vater gerieth so außer sich, daß er in seiner Aufregung den Degen zog und das Aergste zu befürchten war. Da stürzte jedoch der Commandant der Festung herbei, fiel dem Monarchen in den Arm und rief: „Tödten Ew. Majestät mich, ich bin ein alter Held, an mir ist nichts gelegen; schonen Sie aber Ihres Sohnes!" — Ueberrascht durch diesen edlen Muth, legte sich plötzlich die Aufwallung des Königs und er steckte sein Schwert in die Scheite.*) — So wurde damals das Leben des Prinzen gerettet, während er später das Haupt eines andern Jugendfreundes, des Lieutenants v. Katte, sogar vor seinen Augen fallen sehen mußte, und Preußen hat mithin zuerst der Stadt Wesel seinen Friedrich den Einzigen, wie man ihn auch nennt, zu verdanken. — Neben der Marktkirche zeigt man dem Fremden noch den Erker eines Hauses mit dem Bemerken, daß der alte Fritz dort in Arrest gesessen habe. Am Brünerthore aber steht das der Familie Meiring gehörige Haus Nr. 675, welches bei dem damaligen Fluchtversuche ebenfalls eine Rolle gespielt und nachmals von dem großen König mit einem Besuche beehrt worden sein soll. Ueber seiner

*) In ähnlicher Weise rief später, als das Kriegsgericht Friedrich zum Tode verurtheilt hatte, auch der Generalmajor Buddenbroch, indem er in edlem Eifer seine Uniform aufriß, dem erbitterten König zu: „Wenn Ew. Majestät durchaus Blut verlangen, so nehmen Sie meins; das des Kronprinzen bekommen Sie nicht, so lange ich lebe!" —

kleinen Hinterpforte, gegen die Stadtmauer hin, trägt dasselbe wenigstens noch folgende Inschrift mit schwarzen Buchstaben auf weißem Schilde:

Der König kam sehr gnadenreich zu dieser Thür hinein.
Er sprach sein: „Wohlgemuth, dies Haus soll bleiben stehn!"
Gott gebe Glück und Heil in langem Wohlergehn,
Zu seiner Ehren Dank soll dies Gedenkmahl sein.
Des Königs Gnadenwort hält dieses Haus im Stand,
Sonst wär es, andren gleich, zu Grunde hingegangen.
So mußte Lob und Dank auf diesem Schilde prangen,
Der Segen überall erfreuet Stadt und Land.
Wesel, 13. Juni 1746.

Gelegen am Einfluß der Lippe in den Rhein, bietet Wesel, vom Strome aus gesehen, wo im Vordergrund eine Windmühle ihre riesigen Flügel ausstreckt, mit seinen zwischen Bäumen zerstreut scheinenden Häusern, sowie dem kolossalen stumpfen und dem himmelhoch spitzen Thurme seiner beiden Hauptkirchen, gar keinen übel gruppirten Anblick. Die Stadt, die manches imposante und merkwürdige Gebäude zählt, stellt sich aber auch in ihrem Innern nicht als jene düstere Festung dar, für welche man sie zu verschreien pflegt. Ihre hohen Giebelhäuser mit ihren mannigfaltigen Formen nehmen sich, namentlich in ihrem neuen Aufputz, vielmehr nicht weniger freundlich als stattlich aus und auch ihre Straßen darf man im Ganzen hübsch und hell nennen. Die Sitte, vor den sonnigen Seiten der Häuser, einige Fuß davon entfernt, Lindenbäume, wie grüne Fächer ausgespannt, spalierartig an Pfählen und Latten hinanzuziehen, scheint in Wesel und überhaupt am Niederrhein so verehrt zu sein, als es anderwärts beliebt ist, die Fenster mit Rebenranken zu umschatten. Sehen wir uns etwas näher um!

Von den ältesten Grafen von Cleve in altdeutschem Style erbaut und 1181 von dem Kölner Erzbischof Philipp von Heinsberg eingeweiht, bildet die alte Willibrordskirche, auch Markt- oder große Kirche genannt, in ihrer heutigen Gestalt ein Bauwerk aus verschiedenen Jahrhunderten.*) Auf der Stelle ihres jetzigen Chores soll schon um's Jahr 700 eine Kapelle gestanden haben, in welcher Willibrord, der Stifter des Bisthums Utrecht und Apostel des Niederlandes, die heidnischen Bewohner des Rheines taufte. Ihr 1470 erbauter hoher Thurm brannte am 11. Jan. 1594, vom Blitze getroffen, ab, wobei seine Glocken schmolzen und ein Theil der Kirche stark beschädigt wurde, während

*) Vergl. Prof. Dr. Fiedler's „Beiträge zur Geschichte Wesels." (Gymnasial-Programm von 1848.)

der aus dem Jahre 1521 stammende, als Meisterstück der gothischen Baukunst bewunderte hohe Giebel auf der Nordseite der Kirche vor etwa 25 Jahren seiner Baufälligkeit wegen abgebrochen werden mußte. Seit seiner Herstellung trägt der kolossale Thurm, dessen Glocken ein Gewicht von 18,000 Pfund haben, auf seinem niederen Dachwerk eine kleine Spitze und über der Mauerkrone seiner Gallerie ein dreifaches Zifferblatt, welches einen eigenthümlichen Anblick gewährt. — Treten wir durch den Eingang von der Marktseite, der 1658 die jetzige geschmacklose Form erhielt, in die Kirche, so fällt uns sogleich ein merkwürdiges Denkmal aus der Zeit der Glaubensverfolgungen in die Augen. Den unter der Königin Maria von England flüchtigen Protestanten wegen Mangels an anderweitigem Unterkommen zur Wohnung angewiesen, kam nämlich in diesem Gotteshause Katharina, Herzogin von Suffolk, die Gemahlin des Grafen Richard Bertie, am 12. Okt. 1555 mit einem Knaben nieder, der am 15. d. M. in der Matenakirche getauft wurde und als Fremdling den Namen Peregrinus erhielt. Nach ihrer Rückkehr in die Heimath ließ die Familie, welche noch jetzt in Schottland blüht, in der Willibrordkirche ein kleines Denkmal setzen. Da dasselbe theils durch Alter, theils durch französische Soldaten, welche 1672 das Gotteshaus in ein Magazin verwandelt hatten, zerstört war, so ließ 1680 ein Nachkomme jenes Peregrinus Bertie (Willoughby de Eresby) die jetzige Gedenktafel errichten, die auf schwarzem Marmor mit weißer Einfassung in einer langen Inschrift die Erinnerung an diese merkwürdige Geburtsstätte seines Ahnherrn bewahrt. — Links am Eingang, in der ehemaligen h. Kreuzkapelle, befindet sich das Grab des berühmten und gelehrten cleve'schen Kanzlers Konrad Heresbach († 1576), des innigen Freundes von Melanchthon, und seiner Gemahlin, welches durch die Androhung des Zornes seiner Manen*) verschont geblieben zu sein scheint, während das Grabdenkmal des Generals Otto von Gent, des Anführers der niederländischen Truppen bei der Einnahme von Wesel und nachmaligen Gouverneurs der Stadt, spurlos verschwunden ist. — Ungeschickte Reparaturen und neumodische Verschönerungssucht haben eben auch hier, wie anderwärts, manches schöne Denkmal des Alterthums verunstaltet oder zerstört. — Jenes künstliche Uhrwerk, welches der Magistrat 1603 in dieser Kirche hatte aufstellen

*) Heresbach hatte in dem Vermächtniß seiner Bibliothek an die Stadt, bei deren Verlust, auch noch ausdrücklich verordnet: „His duobus sepulcris nemo inferatur, nisi Manes iratos sibi esse velit."

lassen, bildet jetzt eine Ruine. Durch die Thurmuhr mittels eines Drahtes, der vor einem Decennium vom Blitze zerstört wurde, in Bewegung gesetzt, zeigte diese astronomische Uhr auf ihrem Zifferblatte die Monate, die Zeichen des Thierkreises, die regierenden Planeten, die Mondwechsel und die Tage und Stunden an, wie sie denn in Kreisform noch folgenden Spruch trägt:

„Diess Werk in seiner Ordnung rund
Zeigt ahn Jahr, Maent, Woch, Tag und Stund.
O Jesu Christ, du wollest geben,
Dass wir ein selig Uhr erleben."

Die lat. Inschriften außen am Eckpfeiler nach der Hauptwache und über der Marktpforte enthalten Wünsche für alle hier und anderwärts Bestatteten, sowie für die Erhaltung der Kirche und des Wortes Gottes und der Gebete des Volkes in ihrem Heiligthum.

Die schöne Matena- oder Matenaerkirche in der Vorstadt auf der Wiesenau (op de Matena) vor dem Viehthore verdankt ihre Entstehung einer im Jahr 1352 zu Ehren der HH. Nicolaus und Antonius Eremita erbauten Kapelle. St. Antons wunderthätiges Bild in derselben zog viele Wallfahrer an und aus deren Opferpfennigen, sowie aus freiwilligen Gaben der Bürger, wurde seit 1429 ganz nahe bei dieser Kapelle der Bau der herrlichen Matenakirche begonnen, der aber erst 1508 seine Vollendung empfing. Die wunderwirkende Statue des h. Anton ist 1540 bei einem Volksauflaufe niedergerissen und verbrannt worden; von der alten Kapelle aber haben sich noch einige architektonisch merkwürdige Ueberreste in einem kleinen Häuschen erhalten, welches, von einem Kappenmacher bewohnt, noch heute das „Kapellchen" genannt wird. An einer Mauer desselben zeigt man auch einige kopfähnliche Höhlen, welche von Schädeln spanischer „Häuptlinge" herrühren sollen, die dort eingemauert worden seien. — Von einem Blitzstrahl getroffen, brannte 1623 der stattliche Thurm der Matenakirche zum Theile ab; wiederhergestellt aber, riß ihn am 8. Dez. 1703 ein furchtbarer Sturm nieder, wobei durch seinen Sturz auch ein großer Theil der Kirche selbst beschädigt ward. Bald darnach in seiner jetzigen Gestalt neu aufgebaut, mißt derselbe vom Fuße bis zur Gallerie 160, von da aber bis zum Knopfe 157 Fuß und ragt also nebst Kreuz mit seiner schlanken Spitze in einer Höhe von 322 Fuß über die Häuser der Stadt empor, der schärfste Zeiger nach dem Himmel. — Während des Krieges Ludwigs XIV. gegen Holland wurde auch die Matenakirche seit 1672, so

lange die Franzosen Wesel besetzt hielten, als Proviantmagazin verwendet und verschmutzt.*) — Schade, daß die schöne Kirche akustisch nicht fehlerlos sein soll.

Die Klosterkirche auf der „Aare", von Mönchen des St. Dominicus-Ordens, die 1291 auf Veranlassung Graf Dietrichs VIII. von Cleve aus Lübeck nach Wesel kamen, erbaut und 1296 von dem Bischof Emanuel von Cremona eingeweiht, wurde bei dem großen Brandunglück, welches am 7. August 1354 den größten Theil der Stadt einäscherte, sammt dem Dominikanerkloster ein Raub der Flammen, aber durch die ansehnlichen Schenkungen des Grafen Dietrich von der Mark und mehrerer Bischöfe, die aus diesem Kloster hervorgegangen waren, in der alten Form bald wieder aufgebaut. Das Klostergebäude war jedoch mit der Zeit so baufällig geworden, daß am 6. März 1730 ein Theil desselben einstürzte und darauf der ganze Bau abgebrochen werden mußte. Durch die Bewilligung einer Landeskollekte und der Zollfreiheit für alle Baumaterialien, nebst einem Geschenke von 100 Ducaten von Seiten König Friedrich Wilhelms I., sowie durch die reichlichen Unterstützungen anderer weltlichen und geistlichen Fürsten, konnte indessen schon am 8. Mai 1731 wieder der Grundstein zum Neubau desselben gelegt werden. Noch 1736 durch einen Besuch des durch Wesel reisenden Königs Stanislaus Lescinsky von Polen beehrt, dient das Kloster gegenwärtig zur Kaserne. Das in sechs Feldern die Berufung der Mönche und die Schenkung des Bauplatzes, die Gründung und Einweihung, den Brand und die Wiederherstellung des Klosters auf einer Holztafel darstellende, 1714 erneuerte Gemälde ist aus der Kirche verschwunden, wie auch die Grabmäler ihrer Wohlthäter, der Bischöfe Ludwig de Foro (episcop. Fogiensis, † 1391) und Dietrich von Wischel oder Wissel (episcop. Naturensis, † 1408). — Dagegen bewahrt die Dominikanerkirche noch die Särge des Herzogs Adolph von Cleve und mehrerer Glieder seiner Familie, welche dahin gebracht wurden, als die Bürger von Wesel 1590 nach der Vertreibung der Spanier das 1417 von diesem Herzog gestiftete Karthäuserkloster auf der Gravinsel zerstörten, weil sich jene Feinde zur großen Bedrängniß der Stadt auf diesem

*) Darauf bezog sich die von Fiedler mitgetheilte Inschrift:

„Menses ter senos Gallis dum grana ministro,
Infuscante meus pulvere sordet honos.
Sed data libertas nigra me sorde repurgat,
Nunc verbi asservo grana sacrata Dei."

Eiland festgesetzt hatten. Von den Fluthen des Rheines hinweggespült, ist nun mit einem Theile der Gravinsel, die in einer Inschrift Insula reginae coeli (Insel der Himmelskönigin) genannt wird, längst auch die Stätte verschwunden, wo die Karthause gestanden hatte, deren Bewohner mit den Bürgern der Stadt wegen der Fischerei mancherlei Streitigkeiten gehabt zu haben scheinen, die erst 1553 ihre Schlichtung fanden.*)

Die Johanniterkirche dient jetzt als Lagerhaus. Ihr gegenüber erhebt sich das von demselben Herzog und in demselben Jahre, wie das Karthäuserkloster, erbaute schloßähnliche Gouvernementshaus mit seinen hohen Mauerkämmen, welches der Commandant der Festung bewohnt. — Wesel hat auch eine englische Kirche und eine Synagoge.

Als eines der merkwürdigsten und interessantesten Gebäude der Stadt aber erscheint das alte Rathhaus, welches nebst der Willibrordkirche dem Marktplatze ein äußerst stattliches Ansehen verleiht. Bei dem furchtbaren Brande des Jahres 1354 ging auch das damalige Rathhaus mit dem Archive der Stadt in den Flammen auf. Das gegenwärtige, welches zwischen 1390 — 1396 in gothischem Style aufgeführt wurde, zeichnet sich besonders durch sein prächtiges Giebelwerk aus, dessen reiche Verzierungen von einem Meister Namens Gelisz stammen. Die stark beschädigten Steinbilder, welche seine Fronte nach der Marktseite schmücken und die Jungfrau Maria, die h. drei Könige, den großen Christoph und den h. Willibrord vorstellen, sind bei der Verputzung des Hauses im Sommer 1854 hergestellt worden. Gleich beim Eintritt in das Gebäude fällt uns an der Bogenwölbung des Ganges auf einer hölzernen Tafel eine Inschrift in die Augen, welche in den vier Ecken die Worte: „Aedific. Ao. 1390“ und „Renov. Ao. 1683“ und dazwischen folgende Herameter trägt:

CVRIA SI CVRÆ EST PARIET TIBI CVRIA CVRAS.
VIVIT SECVRE CVI NON EST CVRIA CVRÆ.**)

Die Rückseite desselben Bogens aber birgt eine Gedenktafel, welche am 24. Febr. 1578 von reformirten Flüchtlingen aus den

*) Bekanntlich war den Karthäusern der Genuß der Fleischspeisen untersagt. Sie wußten aber, außer ihren trefflichen Klößen, auch aus Fischen so geschickt ein Gericht zu bereiten, daß selbst Feinschmecker dasselbe für Schinken genossen.

**) „Wenn das Rathhaus Deine Sorge erheischt, so wird Dir das Rathhaus Sorgen bereiten. Der lebt sorglos, dem das Rathhaus keine Sorge auferlegt.“ — Das Wortspiel mit Curia (Kurie oder Rathhaus) und cura (Sorge) läßt sich im Deutschen nicht so wiedergeben.

Niederlanden errichtet wurde, bevor dieselben nach einem elfjährigen Aufenthalt zu Wesel in ihr Vaterland zurückkehrten. Alba's tyrannisches Wüthen gegen die Protestanten hatte nämlich seit 1567 viele Niederländer, theils Wallonen, theils Vlämen, gezwungen, ihre Heimath zu verlassen und in der Fremde eine sichere Zufluchtsstätte zu suchen. Diese fanden sie in mehreren cleve'schen Städten, besonders in Wesel, wo ihnen nicht nur gastliche Aufnahme, sondern auf Melanchthons Rath auch freie Ausübung ihrer Gottesverehrung zu Theil ward. Nachdem jedoch ihr Vaterland wieder frei geworden war, kehrte die Mehrzahl derselben dahin zurück. Außer jener Tafel bekundeten sie ihre Dankbarkeit für das gewährte Asyl auch noch durch zwei große, stark vergoldete silberne Becher mit trefflichen Reliefarbeiten, welche auf die Gastfreundschaft bezügliche Scenen aus dem alten und neuen Testament darstellen, und mit lateinischen Inschriften, welche, neben den Wünschen für ihr Wohl, der Stadt den Dank der Flüchtlinge für ihre Gastlichkeit ausdrücken. Diese Pokale wurden bis in die neuere Zeit alljährlich einmal bei einem Feste, dem s. g. „spanischen Blute," gebraucht, welches am 19. August zur Erinnerung an die Befreiung Wesels aus den Händen der Spanier (1629) gefeiert ward. An einem der beiden Becher hängt auch eine silberne Denkmünze, welche, von den Generalstaaten zum Andenken an dieses Ereigniß geschlagen, in einer lateinischen Aufschrift die Vertreibung der Spanier aus der Stadt, als eines Feindes, der in den Eingeweiden (viscera ejus insidente) derselben saß, verewigt. — Ein dritter Ehrenbecher aber, den, laut der Inschrift: „Wesels dankbare Bürgerschaft ihren freywilligen Jägern und Vaterlandsvertheidigern im Kriege 1815", die Stadt ihren kampfesmuthigen Söhnen als Geschenk gewidmet hat, mag bei dieser Gelegenheit miterwähnt werden, da er für die patriotische Gesinnung und Aufopferung ihrer Bürger, um mit Fiedler zu reden, den spätesten Nachkommen ein ehrenvolles Zeugniß ablegen wird. — Auch die Erinnerung an den ersten Ostertag des Jahres 1540, wo der Magistrat und 1500 Bürger der Stadt das Abendmahl zum ersten Mal nach lutherischer Weise unter beiderlei Gestalten nahmen, wird auf dem Rathhaus noch durch eine kleine Gedächtnißtafel mit lateinischer und plattdeutscher Inschrift bewahrt.*)

*) Die letztere ist sprachlich interessant und lautet nach Fiedler: „In denn Jairenn na Christi vnnsers Herenn Gebuyrt duysent viffhundert vnnd fiertig op denn Heiligen Paischdach is vnnsers Herenn Nachtmaal vnnder beider gestalt to Wesell yrstmael angericht. Bode dem Herenn sy loff vnnd pryss in ewicheitt. Amen."

Obgleich nämlich die neue Lehre schon seit 1518 in Büderich und seit 1523 in Wesel viele Anhänger zählte, so gelangte sie doch erst 1540 nach mancherlei Kämpfen zur vollen Anerkennung, wie denn auch ihr erster Bekenner daselbst, der Conrector Adolph Klarenbach, aus der Stadt verwiesen wurde und am 28. Sept. 1529 zu Köln als Ketzer den Feuertod auf dem Scheiterhaufen starb. — Uebrigens galt Wesel als ein bedeutendes Bollwerk der Reformation und ein alter Spottvers sagte daher von ihm:

„Genf, Wesel und Rochelle
Sind des Teufels andere Höll."

Die im Nov. 1568 dahier abgehaltene erste evangelische Synode, woran jedoch die lutherischen Prediger der Stadt keinen Antheil nahmen, war für die Verfassung der reformirten niederländischen Kirche von besonderer Wichtigkeit. —

Bemerkenswerth sind auf dem Rathhause ferner auch noch die fünf lebensgroßen Bilder der Kurfürsten Joh. Sigismund, Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm von Brandenburg und der Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. von Preußen, außerdem ein allegorisches Gemälde des Malers Hambach, von dem auch das Armaturbild des Sitzungssaales stammt, sowie insbesondere ein Gemälde, welches ein Werk des berühmten Meisters Johann von Calcar sein soll, auf den wir bei seiner Geburtsstadt zurückkommen werden. Das Bild selbst stellt eine Gerichtsscene dar, wo vor versammeltem Collegium ein feierlicher Eid abgelegt wird und ein Engel in strahlendem Gewande dem Schwörenden zuruft:

„Swer niet valselick, wat ghi duet,
Gy verliest got dat ewighe guet!"

während der Teufel in der Gestalt eines Unholds ihm die rechte Hand in die Höhe zieht und ihm die Worte in's Ohr raunt:

„Hald up die Hand, willt ü nyet scamen,
Swert in alre Düvel namen!"

Uebrigens hängt in demselben Locale, welches als Gerichtsstube diente, so lange der Magistrat von Wesel die Gerichtsbarkeit ausübte, auch noch eine alte Pergamenttafel aus dem 14. Jahrhundert, welche in lateinischer Sprache die Richter ermahnt, auf die Sache, nicht auf die Personen zu sehen.

Die seit 1390 mit der Willibrordskirche verbundene lateinische Schule erscheint erst 1520 als Gymnasium, wo der aus Köln vertriebene freisinnige Gelehrte Hermann Busch, genannt Pasiphilus, Melanchthons Freund und Mitarbeiter an den berühmten Epistolae obscurorum virorum, als Rector desselben seinen Ruf begründete. Verlegt in das Süsternhaus Mariengarden op de Matena, welches dessen letzte Besitzerinnen, Beguinenschwestern, der Stadt 1612 gegen eine lebenslängliche Rente überlassen hatten, erhielt das Gymnasium über dem Eingang seines Treppenthurmes, welchen bisher klösterliches Symbol- und Bilderwerk geschmückt hatte, damals in goldenen Buchstaben die Inschrift:

HIC LATIIS GRAIISQVE LOCAT VESALIA MVSIS
GYMNASIVM COEPTIS AVXILIANTE DEO.
HIC PIETAS ARTESQVE BONAE MORESQVE DOCENTVR
HVC IGITVR NATOS CLIVIA MITTE TVOS.*)

Reich ist Wesel auch an Kasernen, deren es drei für die Infanterie und drei für die Artillerie besitzt. Das Lazareth war einst ein adliges Haus, welches der alte Fritz, wie eine Anekdote erzählt, auf scherzhafte Weise für seinen Zweck feil zu machen wußte. Schon 1291 aber stiftete der Rath Heinrich Lone das hiesige Hospital, welches er 1298 dem deutschen Orden schenkte, mit der Kirche und vermachte demselben mehrere Häuser, Höfe, Aecker und Wiesen, wofür die Stadt den Mönchen und Nonnen der beiden von ihm gegründeten Pönitentiarklöster Freiheit von allen städtischen Lasten gewährte. — Auch verschiedene andere milde Stiftungen beurkunden den Wohlthätigkeitssinn der Bewohner Wesels. Es besitzt ein Arbeits- und ein Armenhaus und eine Baugefangnenanstalt. Auch an einem Schauspielhaus fehlt es ihm ebenso wenig, als an hübschen Gasthäusern, unter denen ich nur das nette Hôtel „Gebauer“ mit seinem gefälligen Besitzer und den stattlichen „Dornbusch“ nenne, in welchem ich grade nicht, wie andere Topographen, an den brennenden Dornbusch des Moses in der Wüste erinnert wurde.

Die Festungswerke von Wesel sind umfangreich und reihen sich in der Form eines Halbmondes gebieterisch um seine starke Citadelle. Auf dieser bezeichnet eine Platte mit Inschrift die Kasematten, worin

*) „Hierher verpflanzt Wesel den lateinischen und griechischen Musen unter Gottes Beistand das Gymnasium. Hier werden Frömmigkeit, schöne Wissenschaften und Sitten gelehrt. Hierher also sende, Cleverland, deine Söhne.“

die unglücklichen eilf Schill'schen Offiziere saßen, ehe sie draußen erschossen wurden, wo jetzt sich das ihnen gewidmete stattliche Monument erhebt, von welchem bald die Rede sein wird. Auch das Glas, woraus dieselben zuletzt getrunken, und welches Frau Sulikowsky als kleines Mädchen erhalten und aufbewahrt, bei der Einweihung jenes Denkmals aber der Commandantur zum Geschenke gemacht hatte, wird noch gezeigt.

Wesel zählt, gleich dem alten Theben, sieben Thore, von denen sich mehrere durch ihre Stattlichkeit hervorthun. Doch braucht man seine Bewohner nicht, wie einst Diogenes die Bürger des kleinen Myndus mit seinen großartigen Pforten, zu erinnern, die Thore zu schließen, damit die Stadt nicht hinauslaufe, denn Wesel hat auch als Stadt eine hübsche Ausdehnung. Durch Größe, Kunst und Pracht zugleich zeichnet sich besonders das Berlinerthor aus, welches 1722 vollendet und früher das „Dammthor" genannt wurde. Nach dem Plane des damaligen Generalingenieurs Bott aufgeführt, zog dieses von Kennern bewunderte Bauwerk viele Fremden, besonders Holländer an und nach dem „Antiquarius des Rheinstroms" gestand der Baron v. Pöllnitz, er habe nirgends etwas Schöneres und Vollkommeneres gesehen, als dieses Thor. Bei seiner Ausbesserung und Bedachung im Jahr 1791 verlor dasselbe jedoch viel von seiner ursprünglichen Schönheit, indem damals, außer anderem Zier- und Bildwerk, das preußische Wappen mit der Königskrone, die Trophäen, sowie eine geflügelte Fama, abgebrochen und eine darunter stehende Lapidarinschrift zerstört ward. — Das Thor wurde indessen im vorigen Jahre wieder hergestellt. Seine Innenseite ist mit Emblemen des Krieges, dem Namenszug FR und zwei mehr als lebensgroßen Figuren mit Ketten geziert. Seine prachtvollere Außenseite aber schmückt zur Rechten zwischen zwei Säulen eine Statue des Hercules als Sinnbild der Kraft, mit der Keule an einen Baumstrunk gelehnt, und ein darüber ruhender Löwe mit der Aufschrift: „In ipsa quiete timendus" (Selbst in seiner Ruhe furchtbar); zwischen den beiden Säulen zur Linken eine Statue der Pallas, als der Göttin des Krieges, in ihrer Rüstung, die Eule, ihren Lieblingsvogel, zu Füßen, sowie den Namenszug FWR mit der Königskrone auf ihrem Schilde, und darüber ein zur Sonne auffliegender Adler mit der Aufschrift: „Non soli cedit" (Er weicht der Sonne nicht). In der Mitte des Thores oben erscheint der rebenbekränzte Rheingott, wie er zärtlich die Göttin Lippe umarmt.

Das Cleverthor wird besonders merkwürdig durch seine große alte Giebelgruppe, die zwar sehr verstümmelt ist, aber durch ihre geschichtliche Bedeutung nicht weniger Interesse erregt, als durch ihr Alterthum. Unter den mancherlei Erklärungen derselben ist offenbar jene des um die heimathliche Alterthums- und Geschichtsforschung so verdienten Professors Fiedler die treffende, welcher in der von zahlreichen Figuren hier dargestellten Scene die Ertheilung der Herzogswürde an den Grafen Adolph von Cleve durch Kaiser Sigismund auf dem Concil zu Constanz findet. Nachdem nämlich Adolph seinen Onkel, Herzog Wilhelm von Berg, der ihm nicht nur die seiner Mutter schuldige Pfandschaft auf Kaiserswerth versagt, sondern ihn auch mit seinen mächtigen Bundesgenossen im eigenen Lande angegriffen hatte, mit Hülfe der Bürger von Wesel in einer glorreichen Schlacht bei dem Dorfe Kellen (1397) besiegt, die Grafschaft Berg gewonnen und sich auch noch sonst in anderen Beziehungen ausgezeichnet hatte, schmückte ihn der Kaiser nach so glänzenden Thaten 1417 auf dem Concil zu Costnitz feierlich mit dem Herzogshut. Als die Verleihung dieser Würde die Einfachheit seiner Sitten nicht änderte und Sigismund ihn beredete, daß sich seine schlichte Kleidung für einen Herzog nicht schicke, erwiederte er: „Wenn ich mein Kleid eher ändere, als meine Sitten, so werden meine Unterthanen nicht mehr den Herzog, sondern den Rock in mir ehren.“ Herzog Adolph, genannt der „Kluge und Siegreiche,“ dessen Andenken die Stadt Wesel in jenem Thorbilde feierte, ist derselbe Mann, dessen ausgezeichnete Tugenden der alte Vers rühmt:

„Sein nein wasz nein gerechtigh,
Sein jha wasz jha volmechtigh,
Er wasz seins worts gedechtigh,
Sein mundt, sein grundt eindrechtigh.
Ein prinsz aller princen Spigel,
Sein wort dasz war sein sigel,
Seins mudts gar unverzagt,
Wer hat ihn ausz dem feldt gejagth?“

Die Glacis, welche die Festungswerke im Halbkreise bis zum Rheine umzieht, gewährt angenehme Spaziergänge durch waldartige Anlagen zwischen schlanken Eichen, Buchen, Akazien und Buschwerk. Sie sind zwar nicht mit Blumen und Zierpflanzen geschmückt, sondern zeigen nur wilden, üppigen Graswuchs, bieten aber reichen Schatten

und sinnige Rast auf einfachen Ruhebänken. Der Ruf des Kukuks und der Gesang der Nachtigallen, wie des übrigen Gefieders, bilden hier zu den Signalhörnern und dem Trommelwirbeln der nahen Kasernen einen seltsamen Contrast, der auf den fremden Lustwandler einen eigenthümlichen Eindruck macht. — An diese Promenaden schließen sich dann Blumen-, Obst- und Gemüsegärten an, wodurch ich erinnert werde, daß ich hier auch einen botanischen Garten zu erwähnen habe. Dem so wohlthätig und segensreich am Niederrhein wirkenden Fürsten Johann Moriz von Nassau, welcher Gouverneur der damals holländischen Citadelle war und dessen besonderer Fürsorge sich die Stadt erfreute, hatte auch Wesel schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts Gartenanlagen und Wandelgänge zu verdanken, und der Dichter Joost van der Vondel, Hollands Shakspeare, singt daher von ihm:

„Zyn plantlust wandelt stil in schaduw van zyn boomen
Om Wezels hogen wal en kroont de schoone stadt."

Wesel zählt jetzt ungefähr 15,000 Einwohner und darunter 7000 Katholiken. Es besitzt einen bequemen und sicheren Freihafen, lebhafte Schifffahrt, Lachsfang und Handel, aber auch Wollen- und Baumwollen-, Zucker- und Seifen-, Hut- und Lederfabrikation.

Was seine Geschichte betrifft, so gehört Wesel zwar nicht zu den Städten des Rheinlandes, die sich eines hohen Alterthums und einer glorreichen Vorzeit rühmen können, aber es bietet dafür desto bedeutendere Erinnerungen aus der späteren Zeit und spielte namentlich als Festung in der Kriegsgeschichte öfters eine wichtige Rolle. Schon zur Römerzeit soll hier zwar, wie bereits bemerkt, ein verschanztes Lager gestanden und später Karl der Große den Ort, damals ein Dorf, in seinen Kriegen gegen die Sachsen und Normannen (779 und 810) als Stützpunkt gewählt und befestigt haben. Es war dies aber nach Fiedler nicht Wesel, sondern Lippeham (Lippeheim oder Lippemünd) ein Ort, der, älter, nun aber längst von den Fluthen des Rheines hinweggespült, an der ursprünglichen Mündung der Lippe, bei der Bauernschaft Fluiren, gelegen hatte. Hier überschritt Karl, wie dies die Annalen der Karolinger erwähnen, mehrmals den Rhein, und hier verlor er auch, während einer Rast von einigen Tagen, durch plötzlichen Tod jenen prächtigen Elephanten „Abulabaz", welchen ihm Aaron, der König der Sarazenen, zum Geschenke gemacht hatte. Andere erzählen, daß

unser Ort unter Heinrich dem Finkler (919—36) wegen der vielen Wieseln, die sich dort gefunden, den Namen Wesel empfangen habe. Wenn aber diese Benennung auch nicht wirklich daher stammt, so scheint sie doch schon frühe darauf gegründet worden zu sein, da die Stadt in ihrem Wappen drei Wieseln führt, wie denn auch die vorhin erwähnte Denkmünze das Bild eines Löwen trägt, der mit der Devise: „Regia res ideoque meum est, sucurrere lapsis" (Es ist eine königliche Sache und daher mein Amt, den Schwachen beizuspringen) schützend vor einem Wiesel steht, während ein Wolf sich, vergeblich nach dieser Beute umsehend, hinwegschleicht. Zwischen Otto I. und den Herzogen von Lotharingen und Sachsen soll 939 hier auch schon eine Schlacht vorgefallen sein. — Gelegen an der Lippe, neben dem Kloster Averdorp, welches 1123 oder 1125 zwei Grafen von Cappenberg gründeten, blühte das Dorf Wesel bald zu einer freien Reichs- und Hansestadt empor, die sich durch Tapferkeit, Gastfreundschaft, Glaubenseifer, Duldsamkeit, Handel und Gewerbfleiß einen weitgerühmten, ehrenvollen Namen erwarb. — Städtische Freiheit und Verfassung erhielt es nach Driesen „auf den Rath seiner Verwandten, Freunde und Edlen", mit Genehmigung des Königs, im Jahre 1241 durch Graf Dietrich den Erstgebornen (Primogenitus) von Cleve. Fiedler zufolge hatte zwar schon der Reichsverweser Konrad während der Abwesenheit seines Vaters, Kaiser Friedrichs II., im Jahre 1220 die „reichsunmittelbare Stadt" Wesel dem cleve'schen Grafen Dietrich VI. zu Lehen gegeben; indessen blieb es dennoch auch unter den Grafen und Herzogen von Cleve, als seinen Schutz- und Landesherrn, eine „in allen oeren handvesten, brieven, gnaden und vryheiden, rechten und gewointen" gesicherte, unabhängige und selbstständige Stadt, zu deren Blüthe freilich auch die Flüchtlinge aus England, Frankreich und den Niederlanden nicht wenig beitrugen, die hier theils zeitweise, theils für Immer eine zweite Heimath fanden. — Wesels Verfall begann mit dem spanischen Kriege, während dessen es mehrere harte Belagerungen und Eroberungen auszuhalten hatte. So wurde es 1586 von den Spaniern unter Herzog Alexander von Parma belagert, 1598 von Mendoza berannt und 1614 nach dem Ausbruch des cleve'schen Erbfolgestreites unter Spinola, der hier 40,000 Mann zusammenzog, während Prinz Moriz mit 25,000 Mann in und bei Emmerich stand, für den katholisch gewordenen Pfalzgrafen Philipp von Neuburg erobert. Von da an seufzte die Stadt, ihrer Freiheiten beraubt, 15 Jahre lang unter dem

Drucke der spanischen Besatzung, bis es den Holländern gelang, dieselbe am 19. August 1629 durch Kriegslist und Ueberrumpelung von ihren Bedrängern zu befreien.

Gerührt von dem Elend der Bürgerschaft, faßte ein Einwohner der Stadt, Namens Peter Mülder, den Entschluß, das drückende Joch der Spanier zu brechen. Er vertraute sein Vorhaben, außer seinem Bruder, nur noch einem treuen Freunde, Jean Rootleer. Ein neues Bollwerk, welches auf der östlichen Seite der Festung aufgeführt wurde, gab eine passende Gelegenheit zur Ausführung des Anschlags. Der Platz war hier gleichsam noch offen und blos mit Stacketen versehen, die kein wesentliches Hinderniß boten. Nachdem Mülder die nöthigen Vorkehrungen getroffen, sich über die Beschaffenheit des Grabens unterrichtet und ein Werkzeug zur Durchbrechung des Pfahlwerks hatte fertigen lassen, ging er am 18. August 1629 des Nachmittags, einige Stunden vor Thorschluß, aus Wesel. Sein Bruder und Rootleer folgten ihm später in Zwischenräumen durch verschiedene Thore nach. Dadurch entstand kein Verdacht über ihre Entfernung. Als die Triumvirn an dem verabredeten Orte zusammentrafen, erhoben sie die Hände und flehten zu Gott, daß er ihnen Beistand, Klugheit, Muth und Stärke zur Vollendung ihres Beginnens schenken möge. Da die Niederländer das Werk der Befreiung ausführen sollten, so rückte der holländische Oberst van Dyden unter dem Anscheine, als wolle er auf einen Convoi lauern, der eben damals nach dem spanischen Lager abgehen sollte, der Festung näher. Der Oberst hatte 1600 Mann Fußvolk, theils mit Feuerrohren, theils mit halben Lanzen, und acht Schwadronen Reiter. Der spanische Gouverneur von Wesel, in der Meinung, es sei auf den Convoi abgesehen, hatte dessen Bedeckung mit einiger Reiterei verstärkt. Als diese Täuschun ggelungen, und van Dyden alle Vorbereitungen getroffen hatte, wurde um die Reihenfolge der Mannschaft gelost. Das erste Loos traf den Hauptmann Jean Hüygens, das andere den Drost von Bonfort, das dritte Dieſt, das vierte Marquelte, das fünfte Lauwyk. Jeder führte 150 Mann. Der Angriff geschah an der Stelle, wo sich das neue Bollwerk erhob. Peter Mülder ging mit seinen beiden Genossen voran, durchbrach die Palisaden und eröffnete so einen guten Zugang zur Festung. Die Niederländer folgten mit tapferem Muthe, drangen frisch in die Stadt ein, hieben die erste Wache, auf welche sie stießen, nieder und rückten raschen Schrittes auf den großen Markt vor. Hauptmann Huygens besetzte, um den Rücken zu decken,

die eingenommenen Thore und Straßen. Er bestand im Vordringen drei Scharmützel, von welchen das heftigste unter dem Gefängnißthore stattfand, wo er nicht über 40 Mann mehr zur Verfügung hatte. Mülder, voll von Feuereifer, die begonnene That zu vollenden, stürzte in eine Schmiede, gesellte sich des Meisters Knechte bei, nahm die größten Hämmer, schlug das Schloß eines Thores mit Gewalt ab, öffnete dasselbe und ließ die Fallbrücke nieder. Jetzt drang die Reiterei, die vor der Stadt geharrt hatte, in die Festung, sprengte durch die Straßen und versammelte sich auf dem Markt. Hier setzte sich zwar eine Compagnie Kürassiere, welche die auf Wagen und Karren geladene Munition, sowie anderen Kriegs- und Lebensbedarf, bewachte, zur Wehre, wurde aber bald niedergemacht. Mittlerweile war auch das übrige niederländische Fußvolk nachgerückt; alle Wachen wurden glücklich überwältigt, alle Zugänge und der Wall rings um die Stadt eingenommen. Der spanische Gouverneur Francisco Lozano nebst der, ohne die Offiziere, 1042 Mann zählenden Besatzung mußte sich ergeben und wurde später mit seinem Platzmajor enthauptet. Die Stadt, welche durch diese Ueberrumpelung, ohne irgend einen bedeutenden Verlust, von den Spaniern befreit war, blieb in den Händen der Niederländer, bis sie 1630 mit Cleve wieder an Brandenburg kam. — Dem kühnen Gedanken eines einfachen, aber von Vaterlands- und Freiheitsliebe durchglühten, entschlossenen Mannes verdankte also Wesel damals seine Rettung, die Ehre derselben aber schreibt die Geschichte einem Anderen zu, ohne dabei auch nur des Namens Peter Mülder zu gedenken. Möge daher neben Fiedler's Bedauern über den verkommenen Grabstein des Generals O. v. Gent, welcher der Stadt auch einen Theil seiner Bibliothek vermachte, hier nicht minder die Erneuerung des Andenkens jenes Mannes stehen, der für ihre Befreiung sein Leben einsetzte! —

Im Kriege 1672 wurde Wesel nach Einigen aus Feigheit, nach Andern wegen ihrer geringen Besatzung von nur 1400 Mann den Franzosen übergeben, die es jedoch schon 1674 wieder räumten. — Nachdem die Stadt bereits 1587 sich genöthigt gesehen, zu ihrer Vertheidigung ihre Vorstädte, sowie das Kloster Averdorp, niederreißen zu lassen, und dadurch viel von ihrer äußeren Größe verloren hatte, ging sie zuletzt im Jahre 1714, und zum Theil nicht ohne eigene Schuld, wegen begangener Mißbräuche (propter commissos abusus), auch ihrer alten Freiheiten und Privilegien verlustig und büßte damit vollends ihren unter den Auspicien derselben erzeugten und erhaltenen Wohlstand ein. —

Unter König Friedrich I. von Preußen 1718 stärker befestigt, wurde Wesel im 7jährigen Kriege abermals von den Franzosen besetzt, denselben jedoch am 18. Okt. 1760 nach einer vierwöchentlichen Belagerung durch den Erbprinzen von Braunschweig wieder entrissen. Im Jahre 1805 zum Roerdepartement geschlagen, erhöhten zwar auch die Franzosen noch die Stärke seiner Festungswerke; aber selbst eine Besatzung von 10,000 Mann vermochte es gegen die tapferen Schaaren der Alliirten nicht zu halten. Diese eroberten Wesel am 6. Mai 1814 und es fielen dabei den Siegern 400 Kanonen, 900 Ctr. Pulver und 20,000 Gewehre in die Hände. — Seit dieser Zeit der preußischen Krone wiedergegeben, hat seine Besitzerin während der letzten Friedensjahre die Festung noch stattlicher ausgerüstet, und die Stadt selbst hat sich nicht nur von ihren Wunden erholt, sondern auch begonnen, sich zu neuer Blüthe emporzuschwingen.

Vor dem Berlinerthore, auf einer Wiesenfläche, an derselben Stelle, wo damals die blutige That geschah, erhebt sich das hübsche Denkmal jener elf preußischen Offiziere von der Schill'schen Freischaar, die, am 31. Mai nach heldenmüthiger Gegenwehr in Stralsund gefangen und am 16. Sept. 1809 auf Napoleons Befehl erschossen, hier ihr Heldenleben aushauchten. Arndt singt freilich:

„Sechs Hundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten alle Franzosenblut ꝛc."

Aber die Behandlung der Offiziere, die nicht nur Räuber gescholten, sondern auch, gleich Räubern, mit Ketten und Stricken gefesselt wurden, bleibt immerhin eine der „großen Nation" unwürdige. Dafür hat sie das Vaterland desto höher geehrt und ihnen, wie ihrem Führer und ihren Waffengefährten zu Braunschweig, im Jahre 1835 hier das stattliche Monument errichtet, von welchem J. B. Rousseau singt:

„Es ehrt eilf junge Helden,
Von deren Tode melden
Lied und Geschichte wird,
So lange Preußens Adler,
Hoch über niedre Tadler,
Der Ehre Himmelsbahn durchschwirrt."

Umschlossen mit einem Eisengitter und beschattet von Eichen, Tannen, Akazien, Pappeln und Strauchwerk, ruht das Denkmal auf einem

Piedestal von drei Stufen und überliefert der Nachwelt die Namen: Leopold Jahn, Ferd. Schmidt, Friedr. Ferd. Galle, Carl Magnus v. Wedell, Heinr. Gustus Albrecht v. Wedell, Adolph v. Keller, Const. Wilh. v. Gabain II., Hans v. Flemming, Friedr. Felgentreu, Carl v. Keffenbrinck, Carl Friedr. v. Trachenberg. — Eine gesenkte Fackel, die Borussiä mit einer Mauerkrone und der Engel der Unsterblichkeit mit einer Palme, der einen Lorbeerkranz auf eine Urne mit dem Henkerbeile legt, die hübschen Verzierungen des Gesimses und der preußische Adler, der seine Flügel über den Worten: „Sie starben als Preußen und Helden am 16. Sept 1809" ausbreitet, bilden das Schmuck- und Symbolwerk des schönen Monuments. — Man tadelt zwar an demselben das Preußenthümliche der Inschrift; bei der Heiligkeit eines solchen Denkmals aber soll man an den Worten nicht mäkeln, und überdies hat ja an Preußens Ruhm auch Deutschland Theil. — Auf dem Richtplatze angekommen und von ihren Stricken befreit, umarmten sich die Offiziere noch einmal mit dem Rufe: „Gott erbarme sich Deutschlands! Preußen lebe hoch!" Unverbundenen Auges stellten sie sich dann in Reihe und Glied, und nach ihrer Ermahnung, gut zu schießen, krachte darauf aus 66 Röhren die tödtliche Salve. Aber es fielen der Opfer nur zehn. Albrecht v. Wedell, blos am Arme verwundet, stand noch und rief, ähnlich wie einst Hofer: „Zielt besser; es ist mir der größte Schmerz, die Brüder zu überleben! Preußen hoch!" — Da krachten die Musketen auf's Neue und auch er war nicht mehr. In einen wassergefüllten Graben wurden die Leichen der Helden verscharrt. — Die Wiesenfläche vor dem Denkmal dient zum Exerzierplatze. Nahe dabei steht auch das stattliche Gebäude des Schützenzeltes, welches, Eigenthum der Bürgerschützengesellschaft, im August die Stätte eines fröhlichen Festes bildet.

Von Wesel führt eine Schiffbrücke über den alten Rhein nach der Büdericher Insel und von da eine zweite über den neuen Durchstich des Stromes zum linken Ufer, wo, von dichtem und starkem Baumwuchs umschlungen, der Brückenkopf der Festung und das Fort Blücher, ehedem Napoleon, sowie der Flecken Büderich liegt. Der nach diesem genannte Kanal wurde 1785 gegraben und dadurch die große, zur Befestigung Wesels verwendete gleichnamige Insel gewonnen. Jener Durchstich brachte jedoch auch eine große Veränderung in den bisherigen Lauf des Rheines. Die Schifffahrt geht indessen nicht durch diesen neuen Kanal, sondern durch den alten gebogenen Arm des Stromes,

der hier bisweilen sehr reißend und darum für die Bergfahrt beschwerlich fließt. — Büderich, das alles Ungemach der Nachbarschaft einer Festung zu erleiden hatte, wurde 1813 von den Franzosen gänzlich zerstört. Es hat sich jedoch wieder erholt, besitzt zwei Kirchen, von denen die größere durch ihren an der Spitze plötzlich stumpf abgebrochenen Thurm auffällt, und treibt starken Garten-, besonders Kohlbau und Viehzucht. — Erwähnt mag auch werden, daß Wilhelm in Büderich die berühmten Castra vetera der Römer sucht, auf die wir bei Xanten zurückkommen. Hier wurde schon frühe auch ein Rheinzoll erhoben, den Kaiser Rudolph 1290 dem Grafen Dietrich VIII. von Cleve, als von ihm und seinen Vorfahren seit langer Zeit besessen, urkundlich als Reichslehen bestättigte.

Bevor wir nun von Wesel Abschied nehmen, will ich hier noch ein Beispiel von Vaterlandsliebe einreihen, welches in der Geschichte kaum seines Gleichen finden dürfte. In jener Zeit, wo Alles auf das bedrängte Preußen einstürmte, Oesterreicher, Russen, Franzosen, Reichsvölker und Schweden, wo aber weder der große König, noch sein edles Volk den Muth verloren, sondern eine Kraft und eine Größe zeigten, die selbst ihren Feinden Staunen und Bewunderung abzwang; wo Greise, wie Jünglinge zu den Waffen griffen und man ordentlich wetteiferte, dem König nicht blos den letzten Groschen, sondern auch den letzten Sohn zur Verfügung zu stellen, jagten nämlich die Bewohner des benachbarten Dorfes Brünen ihre fahnenflüchtig heimkehrenden Söhne zum Orte hinaus. Das Andenken an diese ruhmwürdige That, erzählt Beck, ward im Jahre 1791 von dem Generallieutenant v. Schlieffen auf eine patriotische Art erneuert. Er ließ in der Kirche des Dorfes einen Stein mit folgender Inschrift setzen:

„Ehre sei den wackeren Brünern, denn als im siebenjährigen Kriege die Franzosen das clevische Land einnahmen, und ausgeartete Söhne jener Rechtschaffenen sich nicht schämten, Friedrichs Fahnen, bei welchen sie geschworen hatten, schändlich zu verlassen, und rühmlichen Gefahren treulos in der auch unter feindlichem Joche getreuen Heimath ausweichen zu wollen, während ihre besseren Brüder für's Vaterland als Helden fochten, als Helden starben; da fühlten die Hausväter, die Hausmütter Brüns nur die Größe des Schimpfes, nur Eifer für den König, nicht Liebe für solche Kinder, und trieben die Feigen zum Dorfe hinaus. Unvergeßlich bleibe eine That, womit das Alterthum geprahlt haben würde. Ihr weihte im Tempel des Orts diesen Stein zum Denkmal der Befehlshaber von Wesel, Schlieffen. 1791, am Geburtsfeste Fr. Wilhelms."

Bei der Errichtung dieses seltenen Gedenksteines hielt der Feldherr an die in der Kirche versammelte Dorfgemeinde folgende Anrede: „Freunde, dieses Denkmal heilige ich Euerer in einem vergangenen

Kriege bewiesenen Vaterlandsliebe! Fahret fort, es auch noch fernerhin zu verdienen und lehret Euere Kinder, das Gleiche zu thun! Ihr aber, ehrwürdige Greise, die Ihr aus den damals für's Vaterland kämpfenden Helden Eurer Gemeine noch lebend seid: Schlabes, Hoddick, Thalmann, kommt, theuere Waffenbrüder, helft mir das Denkmal aufstellen und vergönnt von Eueren alten Führern auf jener Bahn des Ruhmes dem einzigen hier gegenwärtigen, dem von Spitael, mit uns Hand an's Werk zu legen!" — —

Unterhalb Wesel liegt der Karthäuser-Waard, eine immer noch beträchtliche Insel, obwohl der Strom einen Theil derselben nebst dem Kloster hinweggespült hat. Seit 1776 begann die preußische Regierung, den Arm des Rheines, welcher jenes Waard rechts umfloß und welchen man nach dem Dorfe Flüren den flüren'schen Kanal nannte, zu schließen. Bei der Bislicher Rose aber, einem durch den alten Rundbogenlauf des Rheines gebildeten, großen Eiland, im Angesicht des Dorfes Bislich, wurde seit 1770 ein Durchstich gemacht und seit 1790 der Bislicher Kanal gegraben, der eine Länge von mehr als 5000 Fuß mißt und einen beträchtlichen Umweg des Stromes abgeschnitten hat. — Weiterhin nehmen die Ufer des Rheines immer mehr die holländische Natur an. Zahlreiche Dämme sind dort die Zeugen seiner wachsenden Größe und gefürchteten Macht, und wer hier den König der Gewässer in eigenthümlich ruhiger Majestät seine Fluthen dahinwälzen sieht, der wird über das alte Mährchen seines Verrinnens im Sande lachen. Im Uebrigen hat der Strom wohl nirgends solche Umwandlungen erlitten, als an diesem Punkte. Während er in alten Zeiten dicht an den Mauern von Xanten vorüberfloß und, in mehrere Arme getheilt, größere und kleinere Inseln bildete, haben seine eigenen natürlichen Abweichungen, sowie künstliche Streckungen, Eindämmungen und Trockenlegungen, seinen Lauf und dadurch die ganze Gegend hier nach und nach so verändert, daß dieselbe der Beschreibung des Tacitus gar nicht mehr entspricht. — Verläßt man bei dem Dorfe Beck das Boot, so erreicht man in einer guten Viertelstunde landeinwärts das altberühmte Xanten.

XIX.

Xanten.

Die Stirne mit einem Diadem bunter Sagen geschmückt, das Haupt von ernsten Kränzen der Geschichte umwunden und das Haar von frischen Blüthen der Gegenwart durchflochten, tritt Xanten vor das Auge des Wanderers, ein ebenso ehrwürdiges, als freundliches Stadtbild. Seine Lage ist immer noch reizend, wenngleich Vater Rhein St. Victors prächtigen Dom sich nicht mehr in seinen Fluthen spiegeln läßt und seine in den Nibelungen verherrlichte Tochter des Reizes entbehrt, den ein so majestätischer Strom einer Stadt im Vorüberwallen verleiht. Die nahe Landschaft belebt er ja noch und gewährt ihr einen eigenthümlichen Zauber, wenn uns die Gewässer seiner alten und neuen Arme entgegenblitzen, deren Wellen, vom Winde bewegt, im Sonnenglanze spielen. Was aber die Anmuth der Umgebung Xanten's noch unendlich erhöht, sind die wieder beginnenden Berghöhen, die mit ihren waldigen Kuppen das weite Landschaftsbild nach Südwesten zu umsäumen anfangen. Ehrwürdig war diese Hügelkette, die bei Nimwegen ausläuft, unter dem Namen Nemus imperii, schon vor grauen Zeiten, wo sie in Urkunden als Lehen der Grafen von Geldern und Cleve erscheint, die sich 1266 durch einen Vertrag verpflichten, den Reichswald weder auszuroden, noch anzubauen und urbar zu machen; ehrwürdiger noch früher, wo sie nach Tacitus den Namen sacrum nemus, der heilige Wald, führte und Claudius Civilis, der edle Bataver, 69 n. Chr. hier im Schatten uralter Eichen die Muthigsten seines Volkes unter dem Scheine eines Festmahles versammelte und in feuriger Rede zum Kampfe gegen ihre Unterdrücker, die Römer, begeisterte. Aber davon später. — Wenn inzwischen auch seiner alten Heilighaltung bei dem Volke beraubt und vielfach gelichtet, durchhauen und in Ackerfeld verwandelt, noch immer umzieht der stattliche Wald die Ebene, wie ein smaragdener Gürtel, und bewahrt nicht nur für sich selber jene heilige Weihe, welche einem wäldergrünen Höhenzug, ganz besonders in einer so flachen Landschaft, eigen zu sein pflegt, sondern verleiht auch der Lage Xantens den Reiz, den selbst niedere Berge und Hügel einer solchen Gegend in noch weit höherem Grade gewähren.

Xanten erfreut sich aber nicht blos einer anmuthigen Umgebung, sondern ist auch selber ein recht artiges und freundliches Städtchen

mit netten Straßen und hübschen Häusern, über deren hohes Giebel- und Thurmwerk die St. Victorskirche mit ihren himmelanstrebenden Doppelthürmen majestätisch emporragt. Sein Marktplatz ist geräumig, und während der Fremde sich die stummen Stätten, wo Römer und Deutsche ringsum in wilden Kämpfen geblutet, erst zeigen lassen muß, erinnert ihn hier schon das lebendige Wort, daß auch Märtyrerblut den Boden getränkt, auf dem er sinnend umherwandelt. Ein alter Erker trägt nämlich am Markte die Inschrift: „St. Victor, Patronus Xantensis, hic Martyrium passus sub Maximiano imperatore," welche verkündet, daß der h. Victor hier unter Kaiser Maximian die Palme des Martyrertodes errungen habe. Doch mahnt ihn gleich darunter ein altes Wappen mit der Jahreszahl 1624 und dem Wahlspruch: „Hodie flos, cras foenum" auch an das allgemein menschliche und sein eigenes Loos: „Heute roth, morgen todt." —

Reste der einstigen Stadtmauer und ihrer Thürme sind noch rings um Xanten sichtbar und ein Stadtthor mit seinem alterthümlichen Thurme ist noch wohlerhalten. Auch erblickt man außerhalb der Ringmauer noch die Spuren eines breiten Wallgrabens, während innerhalb um den Wall (achter de Wall) zahlreiche Gemüs- und Blumengärten blühen. Unter denselben verdient insbesondere der Garten des Gastwirths Ingenlath der Erwähnung, welcher inmitten duftiger Blumen der Jahreszeit ein merkwürdiges Alterthum bewahrt, eine ziemlich unversehrte Sphinx, die, im römischen Amphitheater bei Birten gefunden, besonders die Aufmerksamkeit der Alterthumskenner fesselt und schon öfter im Bilde wieder gegeben wurde. Durch Querbänder über den Kopf gehalten, wallt das Haar dieses fabelhaften weiblichen Wesens lockenartig über seinen Nacken hinab und erinnert, wulstförmig an den Schläfen aufgewunden, merkwürdig genug, an die modernste Frisur unserer Frauen, während ein anderer Theil über die Schulter und Brust in langen Zöpfen herabhängt, die, zierlich geflochten, dort mit einer Schleife gebunden sind. Die über den Löwenrücken der Sphinx geworfene Decke, sowie der pallienartig um ihren Hals und Busen geschlungene Kragen, dessen beide Vorderzipfel in Quasten enden, tragen reiches Blumenwerk und künstliche Arbeit zur Schau. — Das hinter diesem Garten gelegene Feld, der s. g. Mertekamp, wurde mir als die Stätte bezeichnet, wo St. Victor und seine 330 Genossen aus der thebaischen Legion hingeschlachtet worden seien, deren Gebeine die h. Helena aufsuchen und in einem eigens erbauten adligen Stifte habe bewahren lassen. Doch auch auf die uralte Legende

jener Glaubenshelden muß ich später zurückkommen, wollte aber hier diese Mittheilung meines freundlichen Wirthes nicht übergehen, dem, und Herrn Aktuar Abels ganz besonders, ich für ihre Führung zu Xanten's Merkwürdigkeiten und für ihr herzliches Entgegenkommen sehr zu Dank verpflichtet bin. Nehme ich hierzu noch die liebevolle Bereitwilligkeit, mit welcher mir der altehrwürdige Justizrath, Notar Houben die Schätze seiner berühmten Sammlung von Alterthümern erschloß und erläuterte, von welcher alsbald besonders die Rede sein wird, so ist es kein Wunder, daß ich auf den Charakter der Bewohner Xanten's einen guten Schluß zog. Und er war nicht falsch. Gradheit und Herzlichkeit, Fleiß und Thätigkeit, Sinn für die Denkmäler der Vergangenheit, aber auch für die Freuden der Gegenwart sind hier zu Hause. Jene Straßenmüßiggänger und Wirthshauslagerer fand ich in Xanten nicht, an denen kein Mangel ist in Städten und Städtchen, wo weit weniger Merkwürdigkeiten zu sehen und zu zeigen sind, als hier. — Acker- und Gartenbau bilden zwar den Hauptnahrungszweig der Xantener, doch betreiben sie auch Tuch-, Kasimir-, Seiden-, Seidenband-, Wollen-, Baumwollen-, Nadel-, Hut- und Seifenfabrikation, Strumpfweberei und andere Zweige der Industrie. Die Anzahl der Bevölkerung beläuft sich gegenwärtig etwa auf 4000 Seelen.

Xanten's Geschichte bewegt sich in merkwürdigen Erinnerungen aus drei Hauptperioden einer mehr als 1800jährigen Vergangenheit, — der blutigen Zeit der römischen Erdstürmer, der frommen Legendenwelt des Urchristenthums und dem poesiereichen Sagenkreis des Mittelalters. Die Stadt verdient daher den Namen eines klassischen Punktes in hohem Grade und wird mit Recht eine reiche Fundgrube des Alterthums genannt Mag auch ihrer Marsstraße, wie nicht minder dem Marsthore, die Ehre streitig zu machen sein, den schlachtenberühmten Kriegsgott Mars als Pathen gehabt zu haben, und ihre Benennung vielmehr von Platea fori, wie sie in alten Documenten heißt, herkommen; so bleiben doch der Denkmäler aus jener klassischen Zeit noch eine solche Unzahl übrig, um auch den Ungläubigsten zu überzeugen, daß Roms Legionen hier Lager und Ansiedelungen gegründet haben, selbst wenn nicht alle Steine, Urnen, Vasen, Lampen, Ketten, Ringe, Gemmen, Münzen, Waffen rc. ächt sein sollten, wie Zweifler glauben, die, hier ringsum gefunden, jetzt nahe und fern die Säle der Antiquitätenkabinette schmücken.

Die reichhaltigste und werthvollste Sammlung von Alterthümern aus dieser Gegend besitzt Justizrath Houben, die, wohlgeordnet, eine Haupt-

sehenswürdigkeit Xanten's bildet, und dem Fremden mit der größten Liberalität offen steht, die merkwürdigen erotischen Gemmen und Bilder ausgenommen, deren geheimes Kabinetchen der ehrwürdige Greis, in Folge eines Versprechens, nur gegen Erlegung einer Gabe von zehn Silbergroschen für die Armen öffnet. Gold-, Silber- und Kupfermünzen finden sich hier, in chronologischer Reihe und vorzüglicher Auswahl von Cäsar bis Antoninus, und daran schließt sich noch eine nicht geordnete Sammlung von Münzen aus der Zeit von Hadrian bis Commodus. Gemmen und Cameen zählt das Cabinet gegen 300, unter denen sich namentlich die Gefangennehmung Thusneldas (Tacit. Annal. I., 57) durch ihren Reichthum an Figuren und die Feinheit der Arbeit auszeichnet; Urnen, Vasen und Lampen gleichfalls in großer Menge. Kostbare Ringe, Broschen und andere Schmucksachen, Erz- und Broncefiguren, ein merkwürdiger Dreifuß, eine Sabina Tranquillina in Großerz und silberne Halsketten aus Medaillons mit Brustbildern berühmter Männer und Schildchen mit Legionszahlen, welche nach Houben Feldherrndecorationen waren, sowie verschiedene Steindenkmäler und viele andere antike Gegenstände zieren dieses berühmte Museum, welches mit St. Victors Dom zu den beiden größten Merkwürdigkeiten Xanten's gehört und von Niemand unbesucht bleibt. *)

Ganz in der Nähe der Stadt stand nicht blos die berühmte Römerburg Castra vetera, sondern auch die römische Ansiedlung Colonia Trajana, während sie selber die Ulpia castra oder Tricesimae war, der Standort der 30. Legion, den freilich Andere in den etwas entfernteren Alpen suchen. Das Feld vor dem Clever Thor an der Straße nach Marienbaum, auf welchem noch Trümmer sichtbar sind, die den Namen der alten Burg führen, bezeichnet man als die Stätte, wo die Colonia Trajana lag. Dicht dabei steht die Wirthschaft „Zum Römerbrunnen", in

*) Wer sich näher über diese Schätze des Alterthums unterrichten will, nehme das Werk: „Denkmäler von **Castra vetera** und **Colonia Trajana** in Ph. Houben's Antiquarium zu Xanten ꝛc. Herausgegeben von Ph. Houben. Mit Erläuterungen von Prof. Dr. Fiedler. Xanten, 1839." Ein schönes Grabmonument der Houben'schen Sammlung, welches 1831 bei Anlegung der Xantener Kunststraße gefunden wurde, enthält in seinem oberen Felde die merkwürdige, wenn auch nicht seltene, Darstellung eines Mahles, bei welchem der Verstorbene auf einem Sopha ruht, ein Symbol, welches auf ein heiter genossenes Leben zu deuten sein soll, während das im untern Felde von einem nackten Sclaven geführte Pferd mit den Füßen nicht kreuzweise vorschreitet, sondern mit dem linken Vorder- und Hinterfuß zugleich.

deren Garten im Jahre 1822 ein römischer Brunnen aus Tuffsteinquadern aufgefunden wurde. — Daß schon Julius Cäsar hier ein befestigtes Lager errichtet und Xanten ihm seinen Ursprung zu verdanken habe, wird erzählt. Die von Kaiser Augustus bei seinem Besuche am Niederrhein angelegten Castra vetera erhoben sich auf dem südlich von der Stadt sanft aufsteigenden Fürstenberg (Vorstenberg oder Starisberg), wo man gleichfalls einen Römerbrunnen und Reste einer römischen Wasserleitung fand, während von der berühmten Festung selbst schon längst keine Spur mehr erblickt wird. Daß sich der Name Vetera in dem nahen Birten auch nur „einigermaßen" erhalten habe, mag Schreiber und seine Meinungsgenossen verantworten, wenngleich man bei der Kirche dieses Dorfes, auf dem Wege von Xanten nach Winnethal, noch in der neueren Zeit die Spuren eines römischen Amphitheaters antrifft. Der noch vorhandene ovalrunde Erdwall mit einer Arena und vier Eingängen bildete die Grundlage eines hölzernen Amphitheaters (amphitheatrum castrense), wie sie öfter bei römischen Castellen vorkommen. Das Volk nennt jedoch diesen klassischen Punkt schon lange St. Victorsloch oder St. Victorslager und erzählt, der h. Victor habe sich dort lange vertheidigt (gewahrt), ehe er mit seinen 10,000 Märtyrern niedergemetzelt wurde. Gewiß mit Unrecht sucht übrigens Wilhelm die Castra vetera in Büderich. — Bald nach seiner Anlage in seinem Umfang beträchtlich erweitert und gewöhnlich mit einer Besatzung von zwei Legionen versehen, bildete dieses, wie schon sein Name verräth, alte Castell einen Hauptstützpunkt der Römer gegen die deutschen Völker jenseit des Rheines und ihre Einfälle in das besetzte Land diesseit des Stromes. Legionen des Drusus, Tiberius und Germanicus hatten hier ihr Standquartier. Auf dem Fürstenberg erhob sich das Prätorium des Q. Varus und von Castra vetera zogen 9 nach Chr. die 18., 19. und 30. Legion, die berühmte Ulpia victrix, gegen die Germanen aus, um, in der Schlacht am teutoburger Walde vernichtet, ihr Lager und ihre Heimath nicht wieder zu erblicken. — Hier, am sechsundsechzigsten Meilenstein, der Ort führt den Namen des alten Lagers,*) wie Tacitus sagt, überwinterten auch die 5. und 21. Legion, die zuerst nach dem Tode des Augustus am Unterrhein die Fahne des Aufruhrs geschwungen und die abscheulichsten Verbrechen verübt hatten, wie sie denn auch noch bei ihrer wilden Empörung verharrten, nachdem Germanicus, der bestürzt und entrüstet aus Gallien herbeigeeilt war, ihre Waffenbrüder, theils

*) „Sexagesimum apud lapidem, loco Vetera nomen est." — Vergl. Tacit. Annal. l. I., c. XLV., XLVIII., XLIX.

durch Güte, theils durch Strenge, bereits wieder zu Pflicht und Gehorsam zurückgeführt hatte. Als aber der Feldherr in einem Briefe gedroht, daß er kommen werde, um die Emeute mit Waffengewalt zu dämpfen, und Cäcina den Bessergesinnten dessen Inhalt heimlich mitgetheilt, da war bald eine neue Verschwörung fertig, die Hauptrádelsführer aus ihrer Mitte mit dem Schwerte niederzumachen. Auf ein gegebenes Zeichen stürzte sofort die Mehrzahl der Legionen unter Mitwissenschaft des Legaten über die Minderzahl her und metzelte sie nieder, nicht in einer ehrlichen Schlacht, nicht Feind gegen Feind, sondern der minderschuldige Waffengenosse den mehrschuldigen, ungeahnt und meuchelmörderisch, in denselben Räumen, wo sie so oft gemeinschaftlich gegessen, gemeinschaftlich geschlafen und gemeinschaftlich auch ihren Aufruhr angezettelt hatten, nicht träumend, daß er solch ein Ende nehmen würde. Kein Legat, kein Tribun erschien, um dem Gemetzel Einhalt zu thun, und so konnte sich die Mordlust austoben bis zur Sättigung. — Noch schwimmt das Lager von Bruderblut, da tritt Germanicus ein. Mit vielen Thränen nennt er das kein Heilmittel, (medicinam) sondern ein Mißgeschick (cladem) und befiehlt, die Leichen zu verbrennen. So der gütige Feldherr, nachdem er den Funken in das Pulverfaß geworfen hatte. Jetzt ergreift die wilden Gemüther der Durst nach Feindesblut; sie verlangen zur Sühne ihrer Wuth gegen den Feind zu ziehen, da die Manen ihrer Waffengefährten nicht anders versöhnt werden könnten, als wenn ihre gottlosen Busen in ehrlichem Waffenkampfe Wunden davon trügen. Germanicus benützt ihr Feuer und führt die zügellose Mannschaft über den Rhein gegen die Deutschen, wo sie zwar schreckliche Verheerungen anrichteten, aber kaum dem Schicksale der varischen Legionen entgingen. Dies war im Jahre 15 n. Chr. — Aber auch schon sein Vater Drusus, der keine geringere Absicht hatte, als ganz Deutschland den Römern unterwürfig zu machen, hatte seinen Zug nach Germanien von dem Hauptquartier zu Vetera aus unternommen. Wiewohl indessen der Rheinübergang bei Xanten leicht zu bewerkstelligen war, weil sich der Strom hier in mehrere Arme theilte, die einzeln leichter, als in ihrer Vereinigung überschritten werden konnten, wohl zugleich ein Hauptgrund, warum jenes Castell unter Augustus grade an dieser Stelle angelegt wurde, um eine Schildwache gegen die germanischen Völker zu bilden; so weist doch Dr. J. Schneider nach, daß Drusus „grade oder dicht neben der batavischen Insel", wie Dio Cassius*) ausdrücklich sagt, also etwa

*) Κατὰ αὐτὴν τὴν τῶν Βαταούων νῆσον. Vergl. „Der Eltenberg und Montferland bei Emmerich. Von Dr. Jacob Schneider. Emmerich, 1845.

zwischen Cleve und Schenkenschanz, bei dem Eltenberge, über den Rhein gegangen sei, und nicht, wie allgemein angenommen wird, bei unserer Stadt, acht Meilen von der Insel der Bataver entfernt.

Der Schauplatz blutiger Kämpfe war indessen Xanten und seine nächste Umgebung wieder, als Claudius Civilis, der aus königlichem Geblüte stammende, edle Bataver, der niederländische Hannibal, wie er auch genannt wird, sein Volk zur Empörung gegen die Römer aufrief. Wohl mochte ihm die Kriegsgewandtheit des berühmten Carthagers abgehen; aber einäugig nicht blos war Civilis, wie dieser, sondern auch von unersättlichem Hasse gegen die Bedrücker seines Vaterlandes und die Mörder seines einzigen Bruders erfüllt. Schon hatte er die Römer aus der batavischen Insel gejagt und zog im Jahre 69 mit seinen siegreichen Schaaren auf der Heerstraße von Nimwegen heran, als Hordeonius Flaccus dem Legaten Mummius Lupercus, der mit der 5. und 14. Legion in Vetera stand, befahl, gegen den Feind auszuziehen. Dieser vereinigte auf's Schnellste die Ubier, die trevirischen Reiter und ein Geschwader von Batavern mit seinem Heere und rückte den Ankömmlingen entgegen. In der Nähe von Monreberg, zwischen Xanten und Calcar, kam es zur Schlacht. Civilis hatte sich mit den Fahnen gefangen genommener Cohorten umgeben, um die Römer durch diese Siegeszeichen zu schrecken, seine Mannschaft aber zu ermuthigen. Auch hatte er seine Mutter und Schwester, sowie die Frauen und Kinder seiner Krieger, hinter der Schlachtreihe aufstellen lassen, um sie desto mehr zum Siege zu begeistern. Je lauter nun das Kampfgeschrei der Männer und das Geheul der Weiber erschallte, als die Schlacht begann, desto stiller ward es in den römischen Reihen. Die batavischen Bundesgenossen entblößten sogleich den linken Flügel der Römer und gingen zu ihren Brüdern über, die Ubier und Trevirer aber, welche die Flucht ergriffen, wurden zum größten Theil von den Germanen gefangen genommen. Die römischen Legionen konnten den mit verzweifelter Tapferkeit für ihr Theuerstes kämpfenden Batavern nicht widerstehen; sie wurden nach einem fürchterlichen Gemetzel besiegt, und flohen in wilder Unordnung nach ihrem Lager zurück, welches den Namen das „alte“ trug. Civilis, der seine wahren Pläne immer noch tief im Busen verbarg, ließ nun die Geschlagenen auffordern, dem Kaiser Vespasian, zu dessen Gunsten er scheinbar gegen Vitellius die Fahne erhob, den Eid der Treue zu schwören, erhielt aber eine trotzige und höhnische Antwort. Da entbrannte er vor Zorn und rief alle Bataver zu den Waffen und sandte Boten durch ganz Germanien, um einen furcht-

baren Aufstand gegen die Römer zu erregen. Indessen waren die Legionen auch nicht müßig. Die Vorstädte der Castra vetera wurden niedergerissen, ihre Befestigungswerke hergestellt; nur für lang ausreichende Lebensmittel hatten sie nicht gesorgt. Die Belagerung begann. Auf beiden Ufern des Rheines standen die kriegslustigen Schaaren der Germanen; der Strom selber war von Schiffen überdeckt; in der Ebene lag die Reiterei; auf der einen Seite wogten die Cohorten mit ihren erbeuteten Fahnen, auf der andern die minder kriegskundigen Stämme der Deutschen mit ihren Thierbildern aus den heiligen Hainen. Dieses fürchterliche Schauspiel sollten die übermüthigen Legionen, wie Wolf*) sagt, ganz sehen, um einen Vorgeschmack von ihrer Zukunft zu bekommen. Kaum 5000 Mann machten die Anzahl der Belagerten aus, während der Belagerer gegen 100,000 waren, deren Muth und Tapferkeit an den Mauern der Feste nicht zu scheitern schien. Als Augustus diesen Platz befestigen ließ, ahnte er wohl nicht, daß derselbe je von den der Belagerung unkundigen Deutschen würde bekannt werden. Ein Theil der Castra vetera, bemerkt mein Gewährsmann, erhob sich ganz gering und bildete eine Anhöhe, der andere Theil lag auf der Ebene; der Ort war eigentlich unpassend und die Befestigungsarbeiten aus eben diesem Grunde nicht mit vollkommenem Eifer betrieben worden. Dem sei, wie ihm wolle, Civilis wagte vergeblich den ersten Sturm. Von Tag zu Tag stieg die Noth der Belagerten; einmal wurde wegen eines Getreideschiffes ein Ausfall gemacht und die Römer gänzlich geschlagen; überallher vermehrte sich die Macht des Batavers und dennoch war die alte Feste nicht in seinen Händen. Wohl wagte er einen neuen Angriff, als er aus aufgefangenen Briefen ersah, daß bald Hilfe kommen werde; allein auch der zweite Sturm mißlang. — Da erschallte die Kunde von dem Siege Vespasians über den Vitellius, und Civilis wurde aufgefordert, die Waffen niederzulegen, da bereits Alles dem neuen Kaiser den Eid der Treue geschworen habe. Das paßte denn freilich nicht in den Plan des batavischen Feldherrn. Anfangs suchte er einer Antwort auszuweichen; endlich aber mußte er von der Farbe reden und warf dem kaiserlichen Abgesandten Montanus den Fehdehandschuh hin mit den Worten: „Bei den Römern erhielt ich für alle geleisteten Dienste Sklaverei, in meinem Vaterlande aber erwerbe ich mir die Freiheit und um diese geben alle Germanen willig Blut und Leben." Darauf theilte Civilis seine Schlachthaufen und schickte die schon oft im Kampfe erprobten Cohorten gegen den Legaten Dillius Vocula. Unterwegs wurde von

*) „Teutschlands Geschichte von Dr. Jos. Heinrich Wolf. München, 1832."

ihnen ein Winterlager geplündert und verheert und alsdann Vocula selbst angegriffen. Die Schlacht war mörderisch; denn Galba hatte den Germanen einige Cohorten in den Rücken gesendet und so sie zwischen zwei Schlachtlinien gebracht; aber der Sieg blieb nicht auf Seiten der Bataver, und Civilis hatte Mühe, seine Schaaren durch einige erbeutete Schlachtfahnen zu neuen Kämpfen zu begeistern. Galba und Vocula rückten nun der belagerten Feste mit ihren Hilfsvölkern näher. Es wurde ein Ausfall gemacht und die Germanen, da Civilis im Vordertreffen vom Pferde gestürzt war, zurückgedrängt. Niemand verfolgte sie; während ihrer Flucht aber wurden die Befestigungswerke wieder ausgebessert und ein Transport Lebensmittel glücklich in das Castell gebracht. Als jedoch der zweite kam, war der Bataver mit seiner wieder geordneten Armee schon im Stande, das Einbringen zu verhindern. Er hatte alle Brücken und Wege besetzt, und als die Zufuhr erschien, begann der Kampf, der mit dem Abzuge der Römer in später Nacht endete. Civilis aber schloß nun endlich erst Vetera ganz ein, weil er leider zu spät gemerkt hatte, daß sich eine Festung auch auf jener Seite, wo kein Feind steht, mit Lebensmitteln und Mannschaft verstärken kann. Der batavische Hannibal verstand eben von der Belagerung eines festen Platzes nicht viel mehr, als die mauernhassenden Deutschen. — Inzwischen war Hordeonius Flaccus von seinen Legionen ermordet worden und Civilis rückte gegen die Mörder. Diese warfen die Waffen weg und flohen. Auch die Trevirer fielen von den Römern ab und schlossen einen Bund mit den Batavern. Vocula aber, der sich, statt dem batavischen Feldherrn, wie er wollte, entgegen zu gehen, nach Gelduba und Novesium zurückzuziehen suchte, wurde das Opfer seiner Legaten, Classicus und Tutor, die sich insgeheim mit Civilis verbunden hatten. Wie Varus, hatte sich auch Vocula in's eigene Schwert stürzen wollen, da weder Reden, noch Bitten bei seinen Soldaten fruchteten, er war aber an diesem Selbstmorde verhindert und, gefangen, durch Classicus hingerichtet worden. Nachdem sich dieser nun zum Heerführer aufgeworfen, die Legionen des ganzen Oberrheines gewonnen und sich des Castells Mainz bemächtigt hatte, sandte er eine Botschaft in das von Civilis belagerte Vetera und ließ die Besatzung auffordern, den Batavern den Eid zu schwören, im Falle der Weigerung aber ihnen mit dem Tode drohen. Wirksamer als diese Drohung scheint jedoch der Hunger gewesen zu sein. Durch die engere Einschließung der Festung waren nämlich mittlerweile die Lebensmittel in der-

selben schon so aufgezehrt, daß die Mannschaft zum Eckelhaftesten ihre Zuflucht hatte nehmen müssen. Sie ergab sich also, und Civilis gewährte ihr freien Abzug. Unterwegs aber stieß sie in der Nähe von Monreberg, etwa beim fünften Meilenstein (ad quintum fere lapidem), auf einen herumschwärmenden Haufen Germanen, der erbittert über die ausgehungerten Feinde herfiel und dieselben fast sämmtlich niedermachte. — So endete die lange, unbeholfene Belagerung von Castra vetera. Civilis und Velleda aber, die ihm befreundete Prophetin, galten nun bald für die Gründer der deutschen Freiheit, und die Macht des Bataverſ stieg auf den höchsten Gipfel, während das Ansehn Roms bis zur Vernichtung herabsank. Doch wo sein Ruhm aufzuglänzen begonnen hatte, da sollte er auch wieder zu erbleichen anfangen. Unter dem Oberbefehl des Petilius Cerealis zog ein neues römisches Heer aus Italien gegen den batavisch-germanisch-gallischen Völkerbund heran; trügerische Worte und Geld verlockten viele Stämme der Gallier zum Abfall; eine tüchtige Schlacht an der Mosel entschied sich zum Vortheil der Römer; die treulosen Agrippiner aber ermordeten dem Civilis nicht nur alle Germanen und die beste seiner Cohorten, sondern bereiteten auch seiner Gattin und Tochter ein ähnliches Loos, wie es Thusnelda betroffen hatte, indem sie dieselbe dem römischen Feldherrn als Geisel überlieferten. Bataviens Hannibal nahm nun nochmals seine Zuflucht zu den Deutschen. Er brachte im Jahre 71 ein neues Heer auf die Beine und stellte dasselbe bei Vetera in Schlachtordnung. Die Bataver machten, nachdem sie im Rheine einen Damm errichtet, um den Fluß abzuleiten und das flache Land unter Wasser zu setzen, den Angriff. Die Römer wurden durch den Sumpf im neuen Kampfe gehindert; man schlug sich auf die sonderbarste Weise den ganzen Tag hindurch, und bei einbrechender Nacht war — Nichts entschieden. Am folgenden Morgen wurden die Heere von Neuem zur Schlacht aufgestellt. Beide Feldherrn suchten ihre Truppen auf die feurigste Art zum Siege zu begeistern. Cerealis erinnerte seine Soldaten an den alten Ruhm des römischen Namens, an die einstigen und jetzigen Siege. „Vertilgt den Feind für Immer! Er ist treulos, träge und schon oft von den tapferen Legionen besiegt worden. Ihr müßt Euch rächen. Jüngst haben wenige Legionen mit ihren zahlreichen Schlachthaufen sich geschlagen und dennoch wurden die Germanen überwunden!" So sprach er zu dem ganzen Heere, zu den einzelnen Schlachtreihen einzeln wieder auf andre Art. — Aber auch Civilis versäumte den Augenblick nicht,

die Seinen zum äußersten Kampfe anzufeuern. „Die Germanen und Bataver, sprach er, sind jüngst wieder in die alten Fußtapfen ihres Ruhmes eingetreten; wieder sind sie einhergezogen auf den Gebeinen römischer Legionen. Schaut um Euch her! Sobald Ihr einen Römer erblickt, seht Ihr die schandvolle Zwingherrschaft in ihrer ganzen abscheulichen Gestalt! Seid Ihr von ihnen je besiegt worden, so war die Treulosigkeit Eurer Verbündeten die Ursache. Vertilgt diese Schande! Alles ist Euch günstig. Velleda hat Euch den Sieg verheißen und Eurer Tapferkeit wird er auch gelingen. Die alte Kriegskunst der Germanen ist wieder hergestellt. Die Römer werden heute wieder im Sumpfe versinken. Der Rhein und die Götter des Vaterlandes harren Eueres Sieges. Denkt an Euere Familie und an Eueren Heerd! Vergesset nicht, daß dieser Tag Euch für alle Zukunft die Wahl zwischen Ehre und Schande lassen wird. Ehre ist das Heiligthum der Deutschen!“ Zum Zeichen des Beifalls schlugen die Krieger ihre Waffen an einander und die Schlacht begann. — Fürchterlich wütheten die langen Spieße der Germanen in den Reihen der Römer. Ein Haufe Brukterer schwamm über den Rhein, und die Deutschen hätten vollständig gesiegt, wenn nicht ein treuloser batavischer Ueberläufer die Römer durch eine seichte Furth des Rheines und dem Civilis in den Rücken geführt hätte. Die Germanen mußten sich zurückziehen, aber Niemand verfolgte sie, denn die Nacht war hereingebrochen und ein heftiger Platzregen gefallen. —

Ueber die letzten Schicksale des batavischen Hannibal ist ebenso wenig bekannt, als über die weiteren Wechselfälle unseres alten Castells. Nach seiner Eroberung und Zerstörung durch die Deutschen in der Folge, wo das Land von Neuem der römischen Herrschaft unterthan war, wiederhergestellt, wurde es nach deren endlicher Vernichtung entweder von den Franken zertrümmert, die 355 Alles, was von den Römern herrührte, ihrem Hasse opferten, oder von den germanischen Völkerstämmen, die am letzten Tage des Jahres 406 in zahlreichen Schaaren über deu Rhein gingen und alles Land bis zu den Pyrenäen mit den gräuelvollsten Verwüstungen heimsuchten.

Eine dunkle Nacht von zwei Jahrhunderten hatte, als der Stern des edlen Batavers untergegangen war, ihren schwarzen Schleier über Castra vetera und Colonia Trajana ausgebreitet, da entfaltet die fromme Martyrergeschichte des Christenthums ihr hehres Banner und läßt ihre blutige, aber glorreiche Sonne über Xanten's Gefilden leuchten, um

ferner nicht mehr unterzugehn. Nach Simrock gehört die Legende von der thebaischen Legion in ihrer ältesten Gestalt und frühesten Ueberlieferung zwar nach Griechenland, wo Theodoret schon in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts den Martyrertod des heiligen Mauritius durch die Grausamkeit des Maximian Herculeus berichtet, und soll sich von da noch in demselben Seculum in das Rhonethal und zu den Zeiten Gregors von Tours in unsere Gegend verpflanzt haben. Mögen indessen an dieser Legende, außer Xanten, am Rheine auch noch Cöln, Bonn und Trier Antheil haben, in der Schweiz aber Martinach, Zürich, Zurzach und Solothurn; mag die Geschichte die scharfsinnigsten Einwürfe gegen ihre Wahrheit aufbringen: sie hat, wie die Tradition der Erbauung von Kirchen durch die h. Helena über den Gebeinen der in ihr verherrlichten Märtyrer, im Laufe der Jahrhunderte „thatsächliche Bedeutung" gewonnen und lebt so auch in St. Victors prächtigem Dome zu Xanten schon ein Jahrtausend fort und wird dort fortleben, so lange der christliche Name besteht, der sich der Verheißung der Ewigkeit erfreut. — Wir geben die fromme Geschichte von der thebaischen Legion einfach in den Zügen wieder, wie sie seit den ältesten Zeiten hier erscheint.

Als Maximian, der tapfere, aber rohe Mitregent des römischen Kaisers Diocletian, um's Jahr 292 n. Chr. mit einem großen Heere zur Dämpfung eines Aufruhrs gegen das nördliche Gallien zog, bildete die nach Oberägyptens Hauptstadt benannte thebaische Legion, deren Mannschaft sich, wie ihre Führer, der Tribun Mauritius, die Centurionen Cassius, Florentius und Gereon, und der Cohortenführer Victor, fast sämmtlich zum Christenthum bekannte, einen Theil seiner Armee. Der Haß ihrer heidnischen Waffengefährten gegen sie kam zum Ausbruch bei Octodurum an der Rhone, dem heutigen Martigny, wo sich die Legion weigerte, den Götzen zu opfern. Um den Soldaten ein abschreckendes Beispiel zu geben, ließ daher Maximian in der Nähe des Genfersees zu Agaunum, dem jetzigen St. Maurice, den Tribun Mauritius hinrichten. Aber die Bekenner Christi blieben standhaft, selbst als er noch je den zehnten Mann aus ihrer Mitte hinzuschlachten befahl. Uebrigens ließ man nun die Legion ruhig den Rhein hinabziehen bis Bonn. Hier aber traf ein neues Blutgericht die Centurionen Cassius und Florentius nebst einem Häuflein von sieben Soldaten, nnd nicht lange, so folgte ihnen eine größere Zahl bei Colonia Agrippina (Köln), wo der Centurio Gereon mit 318 seiner Leute

niedergehauen wurde. Nun waren von der thebaischen Legion noch 330 Mann übrig. Mit diesen Waffen- und Glaubensgenossen gelangte der Cohortenführer Victor bis nach Colonia Trajana, wo er am Rheine auf den Wiesen in der Nähe der jetzigen Stadt Xanten ein Lager aufschlug. Auch sie wurden jedoch bald umzingelt und auf Befehl des grausamen Maximian bis auf den letzten Mann hingeschlachtet; ihre Leiber aber warfen die heidnischen Mörder in einen Sumpf. — Dies soll geschehen sein im Jahre 302 n. Chr.

Als Stätte der blutigen That bezeichnet man, gestützt auf eine Urkunde von 1289, den Bruch oder die sumpfige Niederung zwischen dem Hagenbusch und dem alten Wege nach Sonsbeck, wo sich noch jetzt der s. g. Hoch- und Niederbruch finden. Dahin deutet man auch den Namen der Mertpforte, als entstanden aus „Märtyrerpforte", die zwar grade nach jenen Brüchen führt, deren gleichnamige Straße aber ebenso eine Platea maris, d. h. eine Maarstraße, sein soll, wie die Marsstraße eine Platea fori oder Marktstraße. Leichter, das müssen selbst die Zweifler zugestehen, bleibt immer die Herleitung des Namens Mertstraße von Märtyrer, als von dem mittelalterlichen Mare, Maar, Moor oder Sumpf, und man könnte daraus vielleicht noch eher die Marsstraße erklären, als aus Markt oder Marsch, trotz aller lateinischen Benennungen, die gewöhnlich sinniger und gelehrter, aber oft nicht so treu und wahrhaftig sind, als die lebendigen Ueberlieferungen des Volksmundes. Wie fest das Volk, was ihm heilig und theuer ist, in seiner originellen Bezeichnungsweise zu halten pflegt, dafür gibt es Belege genug.

Noch lebte der Martyrertod der thebaischen Legion in frischer Erinnerung, als das Christenthum durch Constantin den Großen zur Staatsreligion erhoben wurde. Da nun seine heilige Mutter, die Kaiserin Helena, allenthalben die christlichen Reliquien aufsuchte, so ließ sie auch die Gebeine der bei Bonn, Cöln und Xanten gefallenen jüngsten Glaubenshelden sammeln, sie ehrenvoll bestatten und über ihren Ruhestätten Kirchen erbauen. — So die fromme Legende. Sie reicht in's höchste Alterthum zurück und soweit geschichtliche Urkunden von ihr Meldung thun, war St. Victor in Xanten und Xanten durch St. Victor auf dieselbe Weise schon in der frühesten Zeit verherrlicht. —

Wenn nun eine Stelle im Vorwort zu den salischen Gesetzen *) auch

*) Dort heißt es im 6. Jahrh. von den Franken: „Denn dies ist das Volk, welches durch seine Stärke das harte Joch der Römer im Kampfe von seinem Nacken abschüttelte und,

für die Franken die Ehre in Anspruch zu nehmen scheint, zuerst in den Rheingegenden die Leiber der Martyrer mit Hochachtung behandelt und mit Kostbarkeiten geschmückt zu haben; so widerspricht dies immer noch nicht der Annahme, daß sich schon im 4. Jahrhundert über den Gebeinen St. Victors und seiner Genossen eine Kapelle erhoben habe, die draußen vor der Stadt an dem erwähnten Bruche gestanden haben soll.

Die nach der Sage von der h. Helena gegründete Kirche in Xanten selbst war im Laufe der Zeit mancherlei Schicksalen unterworfen. Schon 451, als die Hunnen bei ihrem Einfall in Gallien das neben der Castra vetera entstandene Dörfchen Birten zerstörten, soll auch die Colonia Trajana und die Victorskirche mit verheert worden sein. Im Jahre 853 wird dieselbe als Münster des h. Victor zum ersten Male urkundlich in einem Edicte Kaiser Lothars genannt, worin die von Erzbischof Gunthar von Cöln erlassene Selbstständigkeitserklärung des Stiftes und der Kirche die kaiserliche Bestättigung erhält. Als um diese Zeit die Normannen ihren Raubzug in das fränkische Reich machten, wurde das Gotteshaus zwar abermals zu Grunde gerichtet, die in einem Sarge aufbewahrten Reliquien des Heiligen aber gerettet, indem der damalige Probst des xantener Stiftes, von einem Priester begleitet, dieselben während der Nacht zu Pferde an einen sicheren Ort flüchtete. — Nachdem die St. Victorskirche 1081 theilweise durch eine Feuersbrunst zerstört, schon zwei Jahre nachher aber wieder hergestellt und unter Kaiser Heinrich IV. durch Erzbischof Siegwin von Cöln eingeweiht worden war, betraf sie bereits 1109 am 11. Mai wieder das gleiche Schicksal; nur weit härter, denn das Gebäude ging damals nebst dem Stifte und allen Urkunden zu Grunde, und mehrere Menschen kamen bei diesem Brandunglücke um's Leben. Nach 17 Jahren erst war der nun begonnene Neubau der Kirche so weit vorgeschritten, daß seine Einweihung stattfinden konnte, die am 11. August 1128 auf Veranlassung des Erzbischofs Friedrich von Cöln durch den h. Norbertus, Erzbischof zu Magdeburg und Gründer des Prämonstratenserordens, geschah, der zu Xanten geboren und im dasigen Stifte Cano-

---

nach Annahme der Taufe, die Leiber der h. Martyrer, welche die Römer mit dem Schwerte gemordet oder den wilden Thieren zum Zerreißen vorgeworfen hatten, prächtig mit Gold und kostbaren Steinen schmückte." — Vergl. zu meiner Schilderung: „Die St. Victorskirche zu Xanten. Verlag von Th. Theurer. 1851." — Ferner: „Alterthümliche Merkwürdigkeiten der Stadt Xanten und ihrer Umgebung. Von Pastor Spenrath. Herausgegeben von J. Mooren. Crefeld, J. H. Funke. 1838."

nicus gewesen war. Bedeutende Veränderungen muß inzwischen das Münster bald wieder erfahren haben, da auch von einer Weihe desselben durch Erzbischof Reinold von Cöln, unter Assistenz vieler Bischöfe und Prälaten, im Jahre 1165 berichtet wird. — Wie indessen der Baustyl des jetzigen Domes zeigt, so entstand derselbe in seinen Hauptpartien allmählich im 13. und 14. Jahrhundert. Der alte Chor und die Thürme wurden 1213, der Hauptchor 1263 und der baufällige Theil der Ostseite 1264 neu aufgeführt. Bei dieser Gelegenheit fanden sich nach einem alten Document aus dem letzteren Jahre in den Fundamenten 17 Körper mit Marterzeichen, wie man denn auch noch 1813 hinter dem Pfarraltare auf Spuren alter Gräber stieß und schon früher bei verschiedenen Neubauten derartige Ueberreste angetroffen hatte, und zwar an Stätten, „wohin andere Leichname weder begraben zu werden pflegten, noch begraben werden konnten." Diese Urkunde bezeichnet auch die h. Helena als die Sammlerin der Leiber jener Martyrer und als die Gründerin der xantener Basilika, was damals und früher schon, laut Urkunden, als alte Ueberlieferung der Vorfahren galt. Auch Papst Innocenz VIII. nennt in einer Bulle vom Jahre 1487 unseren Dom eine Kirche, welche sehr vortrefflich und ausgezeichnet durch die h. Helena, die christlichste Königin, Mutter des Kaisers Constantin, gegründet sei. Nach dem Chronisten des Liber albus aber sind die in der Kapelle vor Xanten aufbewahrten Reliquien erst 1392 mit einer Prozession in die Stadtkirche heraufgeholt worden, als Erzbischof Friedrich von Köln die Stadt befestigen ließ. —

Verschiedene Bauten hatten seit 1264 im Laufe eines Jahrhunderts noch stattgefunden, als der ehrwürdige Dom 1372 von einem neuen Unglück betroffen wurde. Damals war nämlich eine Fehde zwischen dem Grafen Adolph von Cleve und den Herrn von Mörs und von Erkel ausgebrochen, in welcher diese am 1. April j. J. Xanten erstürmten und fast die ganze Stadt einäscherten und verheerten. Das Feuer ergriff auch einen der mit Blei gedeckten Thürme St. Victors und zwar so heftig, daß alle Glocken verschmolzen und sein Neubau erst 1389 wieder vollendet war. — In dem Ausbau und der Verschönerung der herrlichen Kirche und theilweise auch noch in Neubauten waren seitdem besonders das 15. und 16. Jahrhundert, namentlich in den Jahren 1492—1522, thätig. Ihre letzte Restauration bekundet folgende Inschrift an der Decke des Hauptchors, genannt St. Victorschor: „D. O. M. Caesarea et vetustissima Sancti Victoris, patroni nostri,

Basilica priori restituta fulgori in pace christiana perseveret et augeatur. 1756“ *). Unermüdlichen Kunstfleiß und großen Kostenaufwand **) trägt der Prachtbau allenthalben zur Schau und macht es der Gegenwart zur Pflicht, dieses herrliche Denkmal der Nachwelt zu erhalten. — Ein durch Anregung des Bischofs von Münster, des Kenners und Schirmers der kirchlichen Denkmäler seiner Diöcese, gegründeter Dombauverein hat das Werk der Pietät, das eine Summe von 60—100,000 Thalern erheischt, in die Hand genommen und hofft es auch zu vollführen.

Wenngleich nun ein so erhabenes Kunstwerk nur durch unmittelbare Anschauung in seiner Größe und Bedeutsamkeit begriffen zu werden vermag, so müssen wir es doch versuchen, dem Leser von unserem St. Victorsdom in kurzen Umrissen einige Federzeichnungen zu geben. Er wird mit Recht ein Prachtbau und eine Perle der rheinischen Kirchen genannt und stellt ein Meisterstück alter Baukunst dar, wiewohl er nicht in allen seinen Theilen das Ideal des gothischen Styles verfolgt. Man könnte ihn mit einem Blumenstrauße vergleichen, der, in seiner Zusammensetzung mannigfaltig, dennoch ein harmonisches Ganzes, ein duftiges Gewinde bildet, auf welchem das Auge mit Bewunderung zugleich und Wohlgefallen ruht. Majestätisch steigen seine kolossalen Doppelthürme, aus glatten Tuffsteinen, mit Hartsteinen untermischt, im byzantinischen oder romanischen Style massiv aufgeführt, empor, und über ihren hohen Gallerien, die einen herrlichen Rundblick gewähren, erheben sich die achteckigen Schieferdächer zu schlanken Spitzen, um das Abzeichen des Christenthums, ein großes eisernes Kreuz, hoch in die Lüfte zu tragen. Da an diesen Thürmen keine durchbrochene Arbeit, sondern der Rundbogen und das ihm entsprechende Nischen- und Säulenwerk erscheint, so versteht es sich von selbst, daß sie nicht der gothischen Zeit angehören und dieser Theil der Kirche mithin den ältesten bildet. Durch ihre Großartigkeit und harmonische Regelmäßigkeit imponirt indessen diese herrliche Façade mit ihrem durch Einfachheit und Reinheit der Bauart ausgezeichneten, leider vermauerten Portale nicht weniger, als das jetzige gothische Hauptportal, unmittelbar neben dem Thurme an der südlichen Seite der Kirche, durch sein reiches, wahrhaft prachtvolles

*) „Gott, dem Allgütigen und Allmächtigen. Die kaiserliche und sehr alte Basilika des h. Victor, unseres Schutzpatrons, zu ihrem früheren Glanze wieder hergestellt, möge in christlichem Frieden fortbestehen und zunehmen. 1756.“

**) Sogar von „Drachenfels“ her wurden, wie alte Kirchenrechnungen nachweisen, Steine zu diesem Bau auf einem eigens dazu angekauften Schiffe geholt.

Schmuckwerk, wohl das Vollendetste, was St. Victor in dieser Art aufzuweisen hat. Die eigenthümliche Stellung dieses wunderschönen Portals erklärt sich wohl aus dem Mangel eines Querschiffes, da dem xantener Dome die Kreuzform fehlt, welche ähnlichen Bauten aus der Blüthezeit des gothischen Geschmacks eigen zu sein pflegt. Zur Rechten desselben enthalten zwei große Nischen in lebensgroßen Bildergruppen aus Sandstein die Grablegung und Auferstehung des Herrn, während eine gleiche zur Linken seine Verspottung vor Pilatus darstellt und unter ihren Figuren porträtähnlich nicht nur den Stifter dieser Stationen, einen xantener Canonicus, erkennen läßt, sondern auch zwei berühmte Persönlichkeiten aus der Reformation — Luther und Calvin. Anspielungen dieser Art und Beimischungen lebender Personen findet man sowohl bei plastischen Bildwerken, als Gemälden am Niederrhein besonders häufig. Auch die Kreuzigung Christi auf dem freien Platze vor diesem Portal, sowie die Gruppe „Jesus in Gethsemane," gegenüber an einer Hausmauer, sind bemerkenswerth. Sie werden theilweise sogar als Meisterstücke der Bildhauerkunst und Perlen der Bildnerei aus dem Anfange des 16. Jahrh. bezeichnet. — Der Rettung, die ihnen zur Zeit der französischen Revolution in ganz eigenthümlicher Weise zu Theil wurde, waren sie jedenfalls werth. Auf Houben's Rath durch vollständige Ummauerung verborgen, entgingen sie nämlich den damaligen Bilderstürmern, deren blinder Wuth so manches schätzbare Denkmal des Alterthums erliegen mußte.

Auch Schiff und Chor des St. Victordomes mit ihren hohen Strebepfeilern und ihren schönen gothischen Fenstern gewähren einen stattlichen Anblick, obgleich uns die Seitenschiffe den majestätischen Eindruck des Ganzen nur gebrochen empfinden lassen. Die Kirche hat nämlich einen Hauptchor und ein Hauptschiff, an welches sich zwei niedrigere Nebenschiffe, einen Kranz von Kapellen bildend, anschließen. Ueber dem Chor erhebt sich eine Kuppel mit zwei Seitenthürmen, seinen Dachrand aber umzieht ein schmuckreiches Gesimse und eine hübsche Steingallerie von durchbrochener Arbeit, während von den Dächern der Nebenschiffe und des Hauptschiffes ein jedes von ähnlichen Gesimsen und Gallerien umkränzt wird. Da nun die äußeren und inneren Pfeiler, durch Strebebogen verbunden, in zahlreichen kleinen Thurmspitzen über die Dachwände emporragen, die Seitenschiffe aber aus vielen kleinen Querdächern bestehen, die sich an den Fuß des Langdaches am Hauptschiffe anlehnen; so geben diese zahlreichen Dachspitzen, die hohen durch-

brochenen Gallerien, die Strebebogen und Schlußthürmchen der Pfeiler mit ihrem Bilder-, Blätter- und Blumenwerk und die Dachrinnen mit ihren Thierkarrikaturen dem Ganzen eine eigenthümlich bunte Mannigfaltigkeit, für welche ich keinen Vergleich zu finden weiß. — Hübsch ist an der Südseite des St. Victorsdoms auch noch das Portal neben der Sakristei mit der Inschrift: „Ad sanctos Martyres", dessen Rundbogen die Figuren der in Xanten besonders verehrten drei Märtyrer (Victor, Mauritius und Gereon) krönen. Abgesehen von dem Anbau dieser Sakristei (1316—58) und dem auf der entgegengesetzten Seite sich anschließenden alten Stiftsgebäude, steht der fünfseitige Hauptchor der Kirche frei und läßt dieselbe sich hier, an der Ostseite, in ihrer ungetheilten Höhe vor unseren Blicken entfalten.

Ein Augustinerkloster, welches er „Ad sanctos Martyres" nannte, hatte schon Erzbischof Peregrinus von Cöln im Jahre 1028 zum Andenken an den heiligen Victor und dessen Genossen in Xanten gegegründet. Die bereits erwähnte Sage, welche die h. Helena als die Gründerin eines adligen Stiftes bezeichnet, geht mit der Legende von der thebaischen Legion Hand in Hand. Einen Anhaltspunkt hatte sie übrigens auch in einigen alten lateinischen Versen, die einst unter dem Bildnisse Kaiser Constantins und seiner Mutter, und zwar auf einem gemalten Glasfenster am Chor, standen und nach Spenrath also lauteten: „O Sohn, nimm durch einen kaiserlichen Erlaß die geistliche Genossenschaft des h. Victor mit ihren Gütern und deren Bewohnern in deinen Schutz!" — „Was du begehrst, o Mutter, bewillige ich und gebe dem Stifte die Gewalt, seine Angehörigen an Leib und Gut zu strafen!"

Wohl mögen die Kreuzzüge, an denen der xantener Scholast Johannes, der Stiftsdechant Gerhard v. Loo und viele andere geistliche und weltliche Herrn vom Niederrhein Antheil nahmen, nicht ohne Einfluß auf diese Ueberlieferungen gewesen sein. — Daß das Stift 853 durch Erzbischof Gunthar von Köln und Kaiser Lothar zu einer selbstständigen Genossenschaft mit bestimmten Rechten und eigenem Vermögen ꝛc. erhoben ward, habe ich schon angeführt. Seine Blüthe und Bedeutung, die bis in die spätesten Zeiten währte, schreibt man bis in dieses hohe Alter zurück. Das jetzige Capitelhaus stammt aus dem 14. Jahrhundert, wie nicht minder der hübsche Kreuzgang, von welchem sogleich die Rede sein wird. Einer der xantener Stiftsherrn führte den Titel „Magister operis sive fabricae" und war mit der Besorgung des Kirchen-

bauwesens betraut, das sich mancher Wohlthaten von Seiten des Stiftes zu erfreuen hatte. — Fast an der Ecke des Stiftsgebäudes, welches jetzt die Rectoratschule enthält, erhebt sich auf einem wunderschönen Säulenkapitell mit arabeskenartig verschlungenem Zweig- und Blätterwerk eine kolossale Figur mit Speer und Schild, die hier wohl den h. Victor vorstellen soll, aber eher an die großen Rolandsstatüen erinnert, welche auf den Marktplätzen alter Städte Gericht und Gerechtigkeit versinnbilden. — Den einstigen Begräbnißplatz der xantener Stiftsherrn an der Nordseite unserer Kirche umzieht ein schöner, vierseitiger Kreuzgang, an dessen Wänden ringsum viele für die Kunstgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts wichtige Grabsteine mit Scenen aus der h. Geschichte, Gedenktafeln für Verstorbene und auch einige römische Inschriften eingemauert stehen. Seine Bogenwölbungen neigen sich theilweise der Spitzbogenform zu, größtentheils aber bilden sie Rundbogen mit spitzbogigen Gurten, während seine nach dem eingeschlossenen Kirchhof gehenden 30 Fenster völlig gothisch sind. Von seinen Zugängen ist nur noch einer nach der Kirche und der Straße in öffentlichem Gebrauch. — Inmitten seines verödeten Todtenhofs fesselt die Aufmerksamkeit des Eintretenden alsbald ein hochaufragendes Denkmal aus Sandstein, welches von einem Erbauer der Kirche stammen soll und ein kleines gothisches Bauwerk von außerordentlicher Schönheit bildet. Von Thürmchen, Giebeln, Spitz- und Strebebogen, Figuren, Blumen und Blättern in reicher Mannigfaltigkeit geschmückt, stellt das Ganze einen Miniaturthurm dar, wie man sie in gothischen Domen öfter als Tabernakel oder Sakramentshäuschen bewundert.

Bei dieser Veranlassung will ich auch das stattliche Monument erwähnen, welches den alten Todtenhof an der Westseite der St. Victorskirche ziert. Es ist eine hohe Spitzsäule und bezeichnet die Ruhestätte eines namhaften Mannes, des Canonicus Cornelius de Pauw. Ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und französische Geschmackbildung, war Pauw ein berühmter Schriftsteller seiner Zeit und genoß das Zutrauen Friedrichs des Großen, dessen Vorleser er eine Zeitlang machte, in hohem Grade. Der zu seinem Andenken 1811 unter der französischen Regierung errichtete Obelisk trägt folgende Inschrift:

„Ici repose Cornelie de Pauw, né à Amsterdam le 19. Août 1739, auteur des recherches sur les Egyptiens, les Chinois, les Grecs, les Américains, mort à Xanten le 5. Juillet 1799. Ce

simple monument a été érigé aux frais de la ville de Xanten, an MDCCCXI. VIII année du regne de Napoléon le Grand

M. M. le Comte de Montalivet, Ministre de l'intérieur. Le Baron Ladoucette, Préfet de la Roër. Gruat, Sous-Préfet de Clèves par intérim. Eickmann, Maire de Xanten." *)

Treten wir nun in das Innere der herrlichen St. Victorskirche, so erscheint hier der gothische Baustyl vorherrschend und es empfängt uns ein erhebender und ehrfurchtgebietender Eindruck. Die in großer Anzahl und kolossaler Form aufsteigenden Pfeiler und Halbpfeiler der Schiffe mit ihren Blätterkronen und Bogenverflechtungen ahmen die stolzen Wölbungen eines großartigen, aus sechs Reihen gebildeten Baumganges so täuschend nach, daß wir uns in einen versteinerten heiligen Wald versetzt glauben und uns noch von tieferen, geheimnißvolleren Schauern ergriffen fühlen, als unter dem hochgewölbten Laubdache eines den Göttern geheiligten Haines. Früher, als die Decke der Kirche noch ganz mit Zweig- und Laubwerk bemalt war, wie sich dasselbe theilweise in der Sakristei erhalten hat, und die bei dem Sturme vom 9. Nov. 1800 größten Theils zertrümmerte Glasmalerei der Fenster ihren Räumen noch jenes tiefe, magisch-romantische Halbdunkel verlieh, welches den gothischen Tempeln eigen ist, soll diese Nachbildung noch täuschender gewesen sein, als gegenwärtig, wo namentlich das große Rundfenster zwischen den Thürmen zu viel Licht einläßt, wie es denn auch durch seine gothische Form gegen das byzantinische Thurmwerk ganz seltsam absticht. — An den meisten Pfeilern der Kirche stehen Altäre, die, 23 an der Zahl und theilweise geschmacklos, in ihrer bunten Menge und Ueberladung keineswegs zur Verschönerung des Gotteshauses beitragen, sondern dem erhabenen Gebäude eher zur Unzierde gereichen und den großartigen Eindruck seiner himmelanragenden Säulenbündel nicht wenig schwächen. Dagegen sind die lebensgroßen Statüen der h. Maria, der 12 Apostel, des h. Victor und der vier Hauptkirchenlehrer, die sich auf schönen Consolen in Form voller Blätter-

*) Hier ruht Cornelius von Pauw, geb. zu Amsterdam, den 19. Aug. 1739, Verfasser der Untersuchungen über die Aegypter, die Chinesen, die Griechen, die Amerikaner, gest. zu Xanten am 5. Juli 1799. Dieses einfache Denkmal wurde errichtet auf Kosten der Stadt Xanten im Jahre 1811, im 8. Jahre der Regierung Napoleons des Großen.

Die HH. Graf von Montalivet, Minister des Innern. Baron Ladoncette, Präfekt der Roer. Gruat, interimistischer Unterpräfekt von Cleve. Eickmann, Bürgermeister von Xanten."

welche unter thurmartigen Decknischen erheben, ein herrlicher Schmuck jener stattlichen Träger der stolzen Bogen des Hauptschiffes, während an den dicken Eckpfeilern der Thurmhalle und des Hauptchores theilweise zwei oder drei solcher Bilder prangen. — Die den inneren Raum der Kirche in einer Höhe von 43 Fuß umziehende Emporbühne umkränzt über einer schönen Blätterlinie eine hübsche Steingallerie von rosettenartig durchbrochener Arbeit, ähnlich den Gallerien außen um das Dachwerk. Die Pfeiler der Seitenschiffe haben einfachere Verzierung und keine Figuren; die Fenster aber zeichnen sich durch die herrlichste gothische Füllung aus. — Eine ganz eigenthümliche Erscheinung des xantener Domes bildet der um's Jahr 1400 aufgeführte Lettner. Von Lectorium (Vorlesebühne) abgeleitet, scheidet dieser schöne Zwischenbau, der auch Interstitium oder Cancellum genannt wird, das Schiff der Kirche von dem blos für die Stiftsherrn vorbehaltenen Raum des Hauptchors und diente zur Vorlesung der h. Schrift an die versammelten Gläubigen. Im reinsten gothischen Style gehalten, bildet derselbe ein prachtvolles Bauwerk für sich, stört aber nicht nur die Totalübersicht der ganzen Kirche, sondern entzieht dem Volke auch den Anblick des Hochaltares im Chore, so daß er eines eignen bedurfte, der sich an seiner Wand gegen das Schiff erhebt. Zu beiden Seiten des Lettners geleiten Thüren durch ein schönes Gitterwerk aus den Jahren 1430 und 1437 in den Hauptchor, dessen erhöhte Stufen links und rechts in doppelter Reihe die mit alten und interessanten Holzschnitzereien gezierten Stühle der Stiftsherrn tragen, und dessen Wände mit gewirkten Teppichen aus dem 16. Jahrh., s. g. Gobelins-Tapeten von schöner, leider aber sehr verschossener Stickerei mit reichem Blumenwerk, sowie Figuren und Scenen aus der h. Geschichte, behangen sind. — Auf den in der Mitte des Chors stehenden Lesepulten ruhen alte Meßbücher von 1525 ꝛc., die, mit äußerst schönen Initialen in Farbe-, Gold- und Silberschrift auf Pergament geschrieben, in ihrem Bilder-, Blumen- und anderem Zierwerk große Kunst zur Schau tragen. Reliquienkästchen sind ringsum aufgehängt, während der Sarg mit den Gebeinen des h. Victor aus dem 11. Jahrh. im Hochaltare selber ruht, reich von Silber und kostbar geschmückt, wie er bei den St. Victorstrachten, deren ich später gedenken werde, seit uralten Zeiten in feierlichen Prozessionen getragen zu werden pflegte. — Vor dem Altare stehen stattliche kupferne Armleuchter mit schönen Arabesken, die 1556 in Belgien gefertigt wurden. Auch der Tabernakel zu

seiner Linken, aus weißlichem Sandstein, mit den Figuren der 4 Evangelisten, der h. Helena und des heiligen Victor, vom Jahre 1714, ist sehenswerth. — Den im Jahre 1533 zu Cöln gebauten Hochaltar schmücken auf vier Tafeln, die sich als Altarflügel aufschlagen lassen, acht vorzügliche Gemälde, welche, von Barth};om. de Bruyn in den Jahren 1525—1534 für 525 Goldgulden gemalt, und das beste Werk dieses kölnischen Meisters, Scenen aus dem Leben des Heilands, St. Victors und der h. Helena darstellen. Die Vorderseite enthält: Den Abschied Victors von Kaiser Maximian vor seinem Zuge an den Niederrhein, — die Niedermetzelung Victors und seiner Waffengenossen, — den Abschied der h. Helena von Papst Sylvester vor ihrer Abreise in's Morgenland — und die Berathung der Kaiserin mit den Baumeistern über die Gründung der xantener Kirche. Die Rückseite des Gemäldes aber zeigt: Die Vorstellung des Heilandes an das Volk durch Pilatus, — die Auferstehung des Herrn, — die h. Maria, Victor und Gereon — und die h. Helena, Papst Sylvester und Kaiser Constantin. — Das Innere des Hochaltars, wo sich früher eine kostbare Goldplatte mit dem h. Abendmahl befunden haben soll, die zur französischen Zeit geraubt wurde, zieren jetzt drei kleine, aber sehr schöne Brustbilder, eine Madonna von Jean de Beau und die Porträte des h. Hieronymus und Blasius aus der italienischen Schule des 16. Jahrh. — Zwei Seitenpfeiler vor dem Chore schmücken Flügelbilder von Johann v. Calcar: Maria mit dem Jesuskinde und Joseph, vor denen im Vordergrund der Schenker knieet, — Maria mit dem Kinde und Salome nebst Zebedäus, — Maria mit dem kleinen Jesus und Johannes, im Hintergrund Zacharias und im Vordergrund spielende Knaben — und endlich Anna und Joachim mit dem Jesuskinde. — Von demselben Meister, auf den wir bei seiner Geburtsstadt Calcar zurückkommen, sind die Flügelbilder des St. Antoniusaltares, welche die Versuchung des h. Antonius, die Uebergabe seiner Güter an die Armen und seinen Abgang in's Kloster, auf der Rückseite aber die h. Maria Magdalena, den h. Paulus und Antonius und im Vordergrunde knieend den Schenker darstellen. — Auch andere Seitenaltäre zieren schätzenswerthe Bilder. So den Altar am zweiten Pfeiler im linken Seitenschiff eine Enthauptung des h. Johannes, ein vorzügliches Bild aus der holländischen Schule von de Jager (1572), woran der Kopf der Herodias, des Henkers und des Heiligen vortrefflich sind, während die fahle Beleuchtung des Kerkers dem Ganzen einen ergreifend schauerlichen

Eindruck verleiht. — Ferner die Geburt Johannes des Täufers am Altare des dritten Pfeilers im Innern des nördlichen Seitenschiffes, mit dem ausgezeichneten greisen Haupte des Zacharias, welches, wie noch zwei andere Köpfe des Bildes, unverkennbar von Rubens stammen, während die Elisabeth und ihr kleiner Sohn offenbar nicht von seiner Meisterhand, sondern von einem seiner Schüler gemalt sind. — Auch die beiden letzten Altäre dieses Seitenschiffes enthalten schöne Bilder, den Besuch des h. Nicolaus bei Kaiser Constantin und eine Scene aus dem Leben der h. Helena, von der italienischen Schule. — Die Anbetung der h. drei Könige in dem Altare des südlichen Seitenschiffes neben dem Lettner ist eine gelungene Copie nach Rubens; das Bild am dritten Altare desselben Schiffes aber, welches aus dem Marterthum der h. Agatha die Scene darstellt, wo ihr mit einer ungeheuren Scheere die Brust abgeschnitten wird, erscheint, wiewohl das Gesicht des Henkers außerordentlich ausdrucksvoll ist, mehr grauenhaft, als ästhetisch schön. — Der Altar des h. Antonius hat auch schönes Holzschnitzwerk. Merkwürdiger und kunstvoller in dieser Hinsicht ist indessen der Marienaltar am zweiten Pfeiler des südlichen Seitenschiffes. Hier erscheinen in vielen schönen Figuren (Abraham, David, Jesaias 2c.) und zierlich verschlungenen Arabesken aus einem einzigen großen Wurzelwerk, als Wurzel Jesse, in symbolischer Darstellung der Stammbaum des Heilands und darüber Scenen aus dem Leben Mariens ausgeschnitten, die man als ein Meisterstück dieser Kunst bezeichnen muß. Auch der Märtyreraltar bietet in ähnlicher Art Darstellungen aus dem Leben und Leiden des Herrn und der Martyrergeschichte mit gothischen Verzierungen, die zwar in der reichsten Vergoldung prangen, in künstlerischer Beziehung übrigens nicht von so hoher Bedeutung sind. — Ein ganz besonderes Wunder aber enthält der Kreuzaltar in seinem merkwürdigen Christusbilde. Das in einem Glaskästchen verschlossene Bild konnte ich, obwohl auf den Altar emporgestiegen, kaum erkennen, und es kam mir fast, wie eine kleine Mumie, vor, so schwarz und verhüllt sah es aus. Meine Begierde, das Wunderbild zu sehen, entflammte der mich in dem Dome umherführende Küster, hier zu Lande „Köster" genannt, indem er mir erzählte: „Dieser Christus ist vor Alters in einem Rabenneste gefunden worden und hat schon viele Wunder gewirkt. In früheren Zeiten wuchsen ihm Haare und Nägel und mußten alle 7 Jahre geschnitten werden. Wie der alte Fritz in Xanten war, wollte er das Bild auch einmal sehen. Der Köster zitterte vor

seiner Majestät und ließ den Christus, als er ihn herabholte, fallen. Seitdem wuchsen ihm Haare und Nägel nicht mehr." — So mein redseliger Führer. — Schon am 20. Sept. 1436 wurde auf dem Concil zu Basel ein Ablaßbrief an das „wunderbare Kreuz" zu Xanten ertheilt und dies war allem Anschein nach unser Kreuzbild. — Die alte Orgel der Kirche, deren Ausbesserung im Jahre 1488 erwähnt wird, stand unter dem Gewölbe zwischen den Thürmen; die jetzige Orgel, im vorderen Raum des Mittelschiffes, hoch über der Gallerie der Emporbühne, fast unter dem Gewölbe der Decke, wurde 1654 aufgestellt und bildet ein Werk von großem Werth. Die darunter stehende Kanzel ist von einfacher neuer Bauart. — Die St. Victorskirche besitzt auch mehrere sehr schöne, alte und werthvolle Elfenbeinkästchen von schätzenswerther Arbeit mit Figuren aus der alten Geschichte. — Unter ihren zahlreichen und prachtvollen Paramenten befindet sich eine Casula, die zum letzten Male von dem h. Bernhard von Clairveaux 1143 bei der Feier des Meßopfers getragen wurde, und ein Meßgewand aus dem kostbaren Brautkleide der unglücklichen Königin Maria Antoinette von Frankreich. Die feine Seiden- und Goldstickerei, das Figuren- und Blumenwerk an diesen durch Menge und Pracht ausgezeichneten kirchlichen Kleidern zeugt von großer Kunstfertigkeit und bekundet ebenfalls den Glanz und Reichthum des ehemaligen xantener Stiftes.

Wir sehen aus dieser Schilderung des St. Victordomes, daß derselbe reich genug ist an Schätzen über der Erde, und nichts desto weniger sucht man in seinen Räumen auch nach einem unterirdischen Schatz. Es ist dies aber nicht die urkundlich erwähnte Krypta oder unterirdische Kapelle, in welcher 1128 ein Muttergottesaltar geweiht wurde, welche indessen bis jetzt noch nicht aufgefunden werden konnte, sondern ein anderer Schatz, der unter der Kirche begraben liegen soll. Die Sage darüber ist bei dem Volke sehr verbreitet, und es haben bereits viele, wiewohl vergebliche, Nachgrabungen nach diesem zweiten Nibelungenhort stattgefunden. Noch vor wenigen Jahren meldeten sich Leute aus Westphalen bei dem xantener Kirchenvorstand, welche versicherten, Kenntniß von dem Schatze zu haben, und sich erboten, denselben zu heben. Als man aber Zeugnisse und Bürgschaft von ihnen verlangte, waren sie auf Nimmerwiederkommen verschwunden. Uebrigens hält man es nicht für unmöglich, daß das Kapitel bei herannahenden Kriegsstürmen Schätze in einen unterirdischen Raum der Kirche, etwa in die alte Krypta,

könnten geflüchtet haben, die durch den Tod ihrer Flüchter nicht mehr an's Tageslicht gekommen wären.

Während sich indessen aus der Römerzeit noch verschiedene Ruinen und zahlreiche Alterthümer erhalten haben, und dem Legendenkreise St. Victors sein ehrwürdiger Dom mit den Reliquien der heil. Märtyrer und ein uraltes Kreuz von der mehrerwähnten Kapelle in einer Gartenmauer am neuen Wege nach Sonsbeck als Anknüpfungspunkte dienen, gewahrt man in Xanten von der reichen Burg König Siegmunds, wie Velsen*) sagt, jetzt nicht mehr Spuren, als von jenen Schlössern, die vorzugsweise eine Domäne der Armuth sind und in denen es sich sehr luftig wohnen läßt. Und doch stand hier einst das Schloß der Nibelungen**), auf welchem Siegfried, der Drachentödter und gepriesenste Nibelungenheld, geboren war.

„In einer Burge richen,
Vil witen wohl bechant,
Niden bi dem Rine,
Die was ze Santen genannt."

So singt das berühmte Nibelungenlied von ihr; das sind aber auch die ganzen Ueberbleibsel ihrer Herrlichkeit, die, wenigstens dem Namen nach, auch in neueren Liedern wiederklingt, wie in L. Tieck's:

„In frühen Kindestagen, aus Trutz und freylem Muth,
Entlief der Burg zu Xanten Siegfried, ein Recke gut ꝛc."

und in Uhland's:

„Jung Siegfried war ein stolzer Knab,
Ging von des Vaters Burg herab ꝛc."

Selbst an unserem in den alten Heldensagen und Volksbüchern so gefeierten Siegfried erinnert in Xanten örtlich nichts mehr, als ein alterthümliches Steinbild, welches man, wie Houben und Fiedler, auf ihn deutet.

An der uralten ehemaligen St. Michaelskirche, die jetzt die s. g. Halle, einen Durchgang vom Marktplatze nach dem St. Victorsdom, bildet und gänzlich durch Häuser verbaut ist, sind nämlich rechts und links am Eingange unter einer schönen gothischen Gallerie

*) „Die Stadt Cleve, ihre nächste und entfernteste Umgebung ꝛc. von Gustav v. Velsen, Cleve und Leipzig. Verlag von Fr. Char. 1846.

**) Nach Simrock tauchte der in der Gegend von Worms häufig vorkommende Name „Nibelung" zuerst im alten Lande der Franken, in der Nähe von Lüttich, auf-

zwei merkwürdige Steinbilder eingelassen, welche auf die Nibelungen bezogen werden. Basreliefs von 3½ Fuß Höhe und 1½ Fuß Breite, sind beide aus einem festen, graugelblichen Steine etwas roh, doch nicht ohne Ausdruck und in ziemlich richtigen Verhältnissen, gearbeitet und stellen Ritter in Panzerhemden mit einfachen niedrigen Helmen dar, die sich mit der Linken auf ihre Schilde lehnen und mit der Rechten, ganz in derselben Stellung, ihre Speere halten. Die Figur an der linken Seite der Thorhalle tritt mit dem Fuße auf einen Lindwurm, in dessen Rachen sie den Lanzenschaft gestoßen hat, und diese soll den gehörnten Siegfried vorstellen.

Mehr, als der fabelhafte wormser Bischof Victor, erinnert an die alten Beziehungen zwischen Xanten und Worms die Begüterung unserer St. Victorskirche in jener Stadt am Oberrhein, wo Siegfried sich in Chriemhilde eine Gemahlin holte. Da eine fränkische Fürstin die Villa zu Troja (Xanten) an die kölner Kirche schenkte, so kam man auf die Vermuthung, ob nicht eine der nibelungischen Heldinnen, Chriemhild oder Brunhild, jene Schenkerin gewesen sein möchte, und da Chriemhild nach Joh. v. Müller auch unter dem Namen Ildice und Hildike vorkommt, Hildike aber das Verkleinerungswörtchen von Hilde und zugleich von Helena ist, so wollte man auch schon nicht unwahrscheinlich finden, daß dadurch eine Verwechslung der fränkischen Chriemhild mit der Kaiserin Helena stattgefunden haben könne*).

Nachdem wir nun die nöthigen Blicke auf Xanten's alte Geschichte geworfen, können wir auch seine verschiedenen, ebenso eigenthümlichen, als bedeutsamen Namen in Betracht ziehen. Zur Zeit der römischen Herrschaft hieß es, wie wir schon hörten, Colonia Trajana — trajanische Colonie. Während der Völkerwanderung scheint aus Trajana „Trojana" geworden zu sein, wie denn der Name Troja Francorum (Troja der Franken) thatsächlich in einer Urkunde der xantener Stiftsherrn von 1264 und in einem altdeutschen Liede vorkommt, worin es heißt:

„Die trojanischen Franken,
Die mögen Gott danken!"

*) Eine ähnliche Vermuthung gründet man auf den Titel der Einweihung der xantener Kirche im Jahre 1082, der „zu Ehren des heil. Kreuzes, der heil. Jungfrau Maria und des heil. Victor" lautet, weil die Verehrung des Kreuzes oft mit der Auffinderin desselben, der heil. Helena, in unmittelbare Verbindung gebracht werde, wie nicht minder auf die spätere Weihe (1128), wo den früheren Heiligen, zu deren Ehre die Consecration geschah, noch die heil. Magdalena beigesellt wird, weil beide Namen in Lena verkürzt würden und deßhalb leicht zu verwechseln wären.

Der Begeisterung dieses Volkes für die Geschichte vom trojanischen Kriege schreibt man die Entstehung der Sage eines ursprünglichen Zusammenhangs der Franken und Trojaner zu. Die Folge davon war die Erbauung einer Troja minor oder junior (Klein- oder Jungtroja) auf der Stelle der alten Römerstadt, des heutigen Xanten, das als der früheste Sitz der Franken galt. Eine alte handschriftliche Legende von der thebaischen Legion beginnt sogar mit der Gründung Xantens durch die Trajaner und erwähnt einen xantischen Priamus, Hector, Aeneas und Anchises, wodurch Mooren auf die Vermuthung kam, daß nun vielleicht ein Legendendichter, um auch eine xantische Helena zu haben, die christliche Kaiserin, in ihrer Bedeutung als Kirchengründerin, dazu erkoren habe. Merkwürdig genug ist freilich in dieser wunderbaren Mährchenwelt unsere älteste mythische Kunde, die fabelhafte Meldung des Tacitus (Germania, cap. III.), daß Hercules in jenen Gegenden gewesen und Ulysses bei seinen Irrfahrten in das deutsche Meer und in den Rhein gerathen sein solle, an dessen Ufer er das schon unter XVI erwähnte Asciburgum (Asberg) erbaut habe, eine Kunde, die Simrock mit der Sage vom „Schwanenritter" zu Cleve in Zusammenhang bringt, und Andere auf den Namen des Hofes Uelschesburg (Ulyssesburg) im Mörsischen deuten zu dürfen glauben. – Wir sehen hieraus wenigstens, wie es dem Niederrhein keineswegs an romantischen Schätzen fehlt, und wie namentlich Xantens Umgegend vorzugsweise den Namen einer „Heimath uralter Sagen" mit Recht verdient, wenn wir auch mit dem römischen Geschichtschreiber hinzufügen müssen: „Quae neque confirmare argumentis, neque refellere in animo est: ex ingenio suo quisque demat vel addat fidem." *) Noch abentheuerlicher mag es klingen, daß die Trojaner ihr neues Troja am Rheine unter Anführung eines Sohnes von Hector, Namens Francus, gegründet haben sollen; gewiß aber ist, daß Troja minor als Benennung für Xanten urkundlich vorkommt, wie denn noch 1476 der Dekan Heimericus schrieb: „Ex Xanten, Troja minore", d. h.: „Aus Xanten, Kleintroja."

Für Troja Francorum erscheint dann der Name Troja Sanctorum (Troja der Heiligen), der sich offenbar auf St. Victor und seine Genossen bezieht und 1321 in einem Synodalstatut des kölnischen Erzbischofs Heinrich von Virneburg in der Verkürzung von Sanctum er-

*) „Diese Dinge haben wir weder mit Beweisgründen zu bestättigen, noch zu widerlegen im Sinne; es mag ihnen Jeder nach Gutdünken seinen Glauben schenken oder entziehen."

scheint. Diese Herleitung unterstützt auch die Benennung „Ad sanctos martyres“, welche das schon erwähnte xantener Stift führte. Aus Sanctum oder Sancten machte dann die bequemere Aussprache Santen, wie das Städtchen im Munde des Volkes gewöhnlich noch heutzutage heißt, während sein Name in der Schriftsprache durchweg Xanten lautet. — Schwieriger ist die Erklärung der Verwandlung dieses S in ein X. Ein altes Manuscript von 1463 sagt zwar: „Und by verloop van Tyt ist deese Stadt klein Troja geheiten, nach einem Water, dat hier vor der Burg, daer nu die Markt ist, to vlieten plag und noch hier bei Xanten vliet.“ Allein es findet sich von einem solchen Flüßchen sonst keine Spur. Indessen hat man an den Fluß Xanthus (Skamander) bei dem alten Troja gedacht, dessen Name sich auf einen der ehemaligen Rheinarme übertragen und der Stadt selber die Benennung Xanten verliehen haben könne. — Zu der Legende der Heiligen paßt diese Ableitung nicht; doch wird ein trojanischer Einfluß bezüglich jenes schwerfälligen X nicht in Abrede gestellt. Wenn man die Willkür bedenkt, welche in den Verwandlungen unserer Ortsbezeichnungen herrscht, braucht man sich übrigens dieses Buchstabens wegen gar nicht den Kopf zu zerbrechen, um dem Namen der Stadt seinen Heiligenruhm zu wahren, wie die Kirche St. Victors ihren Heiligenschrein. —

Ein seltenes Fest für Xanten bildeten seit den ältesten Zeiten die s. g. St. Victorstrachten. Einst bei Friedensschlüssen, dem Eintritt glücklicher Ereignisse und nach Befreiung von großen Nöthen aller Art als Dankfeste gefeiert, wurden die in einem prachtvollen Behälter aufbewahrten Reliquien des heil. Victor nach althergebrachter Sitte sonst gewöhnlich nur alle 50 Jahre einer öffentlichen Verehrung ausgesetzt und ihr Schrein im Jahre 1811 zum letzten Male geöffnet. Bei diesen Festen, zu deren Theilnahme der xantener Probst Einladungen am ganzen Niederrhein ergehen ließ, wurde der Behälter jener heil. Reliquien, kostbar mit Gold, Silber und Edelsteinen geschmückt, oft von hohen und fürstlichen Personen, umgeben von einem glänzenden Hofstaat, und begleitet von einer unzähligen Menschenmenge, in feierlicher Prozession aus der Kirche zu Xanten nach dem nahen Fürstenberg und von da wieder zurückgetragen. Nähere Erwähnung geschieht einer solchen St. Victorstracht zuerst 1315. Eine andere fand am zweiten Pfingsttage 1375 statt. Besonders glänzend aber war dieses Fest 1421, wo Herzog Adolph von Cleve, und zwar, wie es heißt, mit Entfaltung burgundischer Pracht, selbst die Reliquien trug, und 360 Prozessionen dem

majestätischen Zuge folgten. Nicht minder großartig war dieselbe Feierlichkeit am 20. August 1464, bei welcher die drei Söhne des Herzogs Johann I. von Cleve die Reliquien trugen, und der Herzog und die Herzogin, gefolgt von dem Grafen von Meurs und dem Bischof von Münster, die aus 300,000 Andächtigen gebildete Prozession verherrlichen halfen. Wesel allein sandte dazu 3000 Leute, und Herzoge, Grafen und Bischöfe gaben den Hinziehenden freies Geleit. Auch Ablässe wurden für diese St. Victorstrachten ertheilt, wie durch die Bulle des Pabstes Innocenz VIII. von 1487. Die bei solchen Gelegenheiten dargebrachten Geldopfer flossen in die Baukasse des Doms.

Aus Xanten's neuerer Geschichte sei erwähnt, daß 1614 hier der Vergleich zwischen Kurpfalz und Kurbrandenburg wegen des jülich'schen Successionsstreites abgeschlossen wurde. — Die große xantener Allee, die, mit Eichen, Birken und Buchen bepflanzt, von König Friedrich I. angelegt worden war und am s. g. Cupido bei Cleve in die 1653 von Prinz Moriz angelegte „nassauer Allee" mündete, ist, wie Velsen erzählt, bis auf einige Ueberreste am Wege nach Berg und Thal daselbst, im Winter des Jahres 1794 auf 1795 von den Franzosen niedergehauen worden.

Unter den Gütern in der Nähe Xanten's gewährt das Besitzthum der Herrn von Haeften, zwischen schön gruppirten Bäumen am Fuße eines waldigen Hügels, einen malerischen Anblick. Die reizendsten Punkte seiner nächsten Umgebung aber bietet der nahe Fürstenberg, von dessen Höhe nun eine moderne Villa in das Thal hinabblickt, in welchem einst Cl. Civilis mit den Männern der Freiheit heranzog, um die Gewaltherrschaft Roms zu brechen. Eine schöne Linden- und Kastanienallee führt uns auf den Rücken des klassischen Hügels, der ein neidenswerthes Besitzthum, das Landgut des Herrn von Hochwächter, trägt. Stattlich erhebt sich hier, neben einer Gruppe alter Gebäude, der von einem achteckigen Thurme mit einer Gallerie und einem Belvedere überragte Neubau der reizend gelegenen Villa. Hübsche Parkanlagen, Obst- und Gemüsegärten bilden ihre anmuthige Umgebung und vor ihr entfaltet sich eine herrliche Aussicht über die Gefilde des Rheins nach Wesel und Rees. Der majestätische Strom streckt gleichsam zwei Arme, einen größeren und einen kleineren, gegen unseren Berg aus, als wolle er den fürstlichen Hügel umarmen, zu dessen Füßen er vor grauen Zeiten hinwallte. Nahe vor unserem Blicke liegt, vom Rheine, wie von einem Silberbande, umgürtet, das große bislicher

Eiland, während die mannigfaltigen Arme des Flusses zeigen, welche wunderbare Irrfahrten der König der Gewässer gemacht haben muß, bis er in den Hafen der Ruhe einlief, die ihm hier jetzt ein so erhabenes, würdevolles Ansehn gewährt. — Der Park selbst ist reich an reizenden Partien. Vor einem seiner Buschwerke erhebt sich eine Pyramide, welche ein Canonicus, Namens van den Bosch, wohl zu seinem eignen Gedächtniß, 1816 setzen ließ. Näheren Aufschluß über die Bedeutung dieses Denkmals gibt weder eine Inschrift, noch wußte sie mir mein freundlicher Begleiter, Aktuar Abels, zu ermitteln. — Den höchsten Punkt des Fürstenberges ziert eine kleine Kirche von 1699, zu welcher früher bei Viehkrankheiten starke Wallfahrten gemacht wurden. Daß auf dieser Höhe einst auch ein Kloster zu St. Maria stand, dessen Vogtei die Grafen von Cleve besessen, bezeugt nach Driesen eine Urkunde des Erzbischofs Friedrich I. von 1119, welche die Stiftung des Klosters und dessen Unterordnung unter die Abtei Siegburg bekundet. — Unfern unseres Kirchleins steht auf einem Vorsprung des Fürstenberges, gleichsam ein Miniaturbild des berühmten Tempels auf dem Niederwald bei Rüdesheim, ein kleines Schautempelchen, von dem sich die Fernsicht über die umliegenden Gefilde noch großartiger entfaltet, als auf den übrigen Punkten des Parks. Hier liegt Birten nahe vor uns und seitwärts die Maikammer, ein Berg des alten Reichswaldes, auf dem die Grafen von Cleve die berühmten Maiversammlungen abhielten, in welchen Rechnung abgelegt wurde wegen der Verwaltung des Landes. Auch winkt rechts von jenem Dorfe dort der Dreibäumchesberg herüber, der noch oft von der benachbarten Schuljugend und ihren Lehrern besucht wird und einst das Stelldichein von sieben Schäfern aus der Nachbarschaft mit ihren Heerden war, die dreien ihrer Brüder diese Bäume zur Erinnerung gepflanzt haben sollen. — Der Fürstenberg erscheint, nächst dem Cleverberg, zugleich als einer der schönsten Punkte des ganzen Niederrheins. Seine Benennung „Varusberg“ ist der gelehrten Welt geläufiger, als dem Volke. An den meisten Seiten sich sanft und allmählig abdachend und nur gegen Morgen, dem alten Rheine zu, sich schroffer nach der Ebene hinabsenkend, mag diese Anhöhe allerdings, wie J. Schneider will, zur Zeit ihrer Befestigung durch die Römer an ihrer ganzen Ostseite bis zu einer beträchtlichen Tiefe fast senkrecht abgegraben worden sein, gleichwie ihre Nord-, Süd- und Westseite mit hohen Wällen, Mauern und Thürmen geschirmt werden mußte, um dem von der Natur wenig

geschützten Platze die nöthige Stärke zu verleihen; doch hat offenbar auch der gewaltige Strom, der einst den Fuß des Fürstenberges bespülte, das Seinige gethan, um, wie die Römer, den natürlichen Fall des Gehänges an der Ostseite desselben zu vermehren und den Bergrand an dieser ganzen Seite hin steiler zu machen. Die auf seinem Nordrücken parallel hinlaufenden Abstufungen aber waren offenbar Befestigungsanlagen von der Hand jener Eroberer, wie nicht minder auch die Unebenheiten des Bodens gegen Süden und Westen, wenngleich sie sich uns jetzt nur noch spärlich als Spuren der mächtigen Bollwerke zu erkennen geben, mit welchem nach dem Berichte des Tacitus die Castra vetera ausgestattet waren.

Auch oberhalb Marienbaum, einem Dorfe an der Straße nach Calcar, erfreut das Auge eine nette Hügelreihe mit malerischen Thaleinschnitten und üppigen Wäldern. — Das Haus Balken oder Balke aber, ein adeliges Gut mit Teich und Parkanlagen, bildet dort ein nettes Besitzthum des Herrn v. Bothmer.

Weiter landeinwärts von Xanten liegt Kevelaer, ein berühmter Wallfahrtsort, mit einem wunderthätigen Bilde Marias, welches, unter dem Namen der „Mutter Gottes von Kevlaer" weithin bekannt, auch von H. Heine in seiner „Wallfahrt nach Kevlaer" verewigt wurde. —

Wir wollen indessen weder dahin ziehen, noch der schön bepflanzten Landstraße nach Calcar folgen, sondern uns zu dem Vater Rhein zurückwenden und zuerst das Städtchen Rees begrüßen.

XX.

Rees.

Rees, am rechten Ufer des Rheins, mit stattlichen Werftmauern und Kuppelthürmen, einst ein stark befestigter Platz, den das Getöse der Waffen umrauschte, bildet jetzt ein friedliches Landstädtchen, das, von Saatfeldern umblüht, sich hauptsächlich jenes Lebens erfreut, welches schon von Horaz so hoch gepriesen ward. Seine Bewohner, gegen 4000 an der Zahl, befassen sich nämlich vorzüglich mit der Landwirthschaft und betreiben besonders starken Reps- und Kleesamenbau; doch bleibt daneben auch die Industrie nicht ganz ohne Pflege und ist namentlich die Baumwollenspinnerei, sowie die

Wollenzeug=, Strumpf=, Hut= und Tabaksfabrikation nicht unbedeutend. Wie ernst indessen die alten Mauerreste seiner Festungswerke, welche die Franzosen schon 1674 einmal geschleift hatten, auf dieses veränderte Leben und Treiben herabschauen, so hat doch das Innere von Rees ebensoviel Freundliches, als seine Lage in der weiten offenen Ebene des Rheins. Gleich einem Hochwächter, erhebt sich vor seinen Häusern an der Stromseite ein kolossaler Rundthurm, der mit den Thürmen der Kirchen, den hohen Giebeldächern und Baumwipfeln, dem Städtchen einen ganz hübschen malerischen Anblick verleiht, während das alte Schloß erinnert, daß in Rees einst auch fürstliche Herrlichkeit geschimmert. — Die Stadt hat einen geräumigen Marktplatz und nicht unbeträchtlichen Verkehr mit Getreide, welches von hier verschifft wird. Uebrigens theilte Rees in Schifffahrt und Handel nie den Ruhm seiner Schwesterstädte, die als Mitglieder des mächtigen und reichen Hansebundes unsterbliche Aufzeichnung in den Annalen der Handelsgeschichte fanden. — Auch sind seine drei Kirchen weder als Baudenkmäler so ausgezeichnet, noch so verschwenderisch mit Denkwürdigkeiten und Kunstwerken ausgestattet, wie viele ihrer Schwestern am Niederrhein, wenn man nicht jene ausnehmen will, deren Gemälde (4 Heiligen) man dem Meister Joh. von Calcar zuschreibt. — Storck's Worte: „Wohl dem Ort, der irgend einen großen Namen unter seinen Alten nennt, in dem sich das jüngere Geschlecht aufrichten und erheben kann!" lassen sich, meines Wissens wenigstens, zwar gleichwohl nicht auf unser Städtchen anwenden; doch besitzt dasselbe ein Progymnasium, und sein Waisenhaus legt mindestens das ehrenwerthe Zeugniß ab, daß es hier nicht an Männer von — Herz fehlte, und dies ist oft noch mehr werth.

Schon 1188, „dem Jahre der Einnahme der heiligen Stadt Jerusalem durch Saladin," wie eine Urkunde sich ausdrückt, als oppidum genannt und 1228 mit Mauern und Wallgräben umzogen, darf sich Rees als Stadt eines hohen Alterthums rühmen, und wenn ihm die Weltgeschichte auch keine lange Reihe ihrer unverwelklichen Blätter gewidmet hat, so zeugen doch die öfteren Einnahmen des Platzes, wie 1589 durch die Spanier unter Mendoza, 1614 durch Prinz Moriz von Oranien, 1674 durch die Brandenburger und 1761 durch die Franzosen, für die militärische Bedeutung des Städtchens in jenen Zeiten. — Auch mit einem romantischen Blümchen ist Rees, wie wir auf S. 39 sahen, um das Jahr 1382 geschmückt; doch mußte die Stadt sich

dasselbe nicht nur mit einer Belagerung, sondern auch mit ihrer Verpfändung an den Grafen Adolph von Cleve theuer erkaufen. Daß die Armee der Verbündeten im 7jährigen Kriege bei Rees eine Schiffbrücke geschlagen hatte, welche General Imhof mit 3000 Mann deckte, und daß damals bei der Stadt ein kleines, aber folgereiches Gefecht statt gefunden, ist bei der Schilderung der Schlacht von Crefeld unter VI. bereits auch schon erzählt worden. — Gegenwärtig verbindet die beiderseitigen Ufer des Rheins eine fliegende Brücke und die Dampfboote haben hier einen Anlegepunkt. Oberhalb Rees beginnt ein Canal, welcher der „alte Rhein" genannt wird und eine große Insel, das „Reeser Eiland", bildet. — Obwohl von flacher Lage und nur durch ein s. g. Bleßwerk gegen die Gefahren des Stromes gesichert, scheint die Stadt doch weniger von seinen Ueberfluthungen heimgesucht worden zu sein, als viele ihrer Schwesterstädte. — Der Seltenheit wegen sei noch erwähnt, daß Rees und Rhense bei Coblenz (in alten Zeiten auch „Rees" geschrieben und vom Volke noch so genannt) mit seinem altberühmten Königsstuhl oft verwechselt worden sind, und selbst Pierer in der alten Ausgabe seines Universal-Lexicons zu unserem Rees bemerkt: „Hierbei der Königstuhl". — In der Nähe des Städtchens liegt das große Rittergut Schloß Aspel, welches schon 1011 vorkommt, wo es von dem gelehrten Bischof Adelbold von Utrecht belagert wurde.

XXI.

Calcar. — Der Monreberg.

Wandern wir von Xanten, dessen Dome neulich Jemand den Rang nach den gothischen Prachtbauten der Kathedrale zu Köln und Notre-Dame zu Paris und vor dem Meisterwerk des Münsters zu Straßburg angewiesen hat, die schönbepflanzte Landstraße nach Calcar hinab, so begleitet uns zur Rechten die weite Niederung des Rheines (S. 26) mit ihren Feldern und Wiesen, Dörfern und Höfen, zur Linken aber die hübsche Hügelreihe des Reichswaldes (S. 113) mit ihren malerischen Thalschluchten, die hier in dem waldigen Gipfel des Monrebergs keinen unglücklichen Versuch macht, zum Schmucke der Landschaft wieder einmal eine romantische Bergkuppe aufzuthürmen, wie wir ihn schon im Fürstenberg bei Xanten nicht mißlungen, in der herrlichen Höhe des Cleverbergs aber zur Vollendung gebracht sehen.

Calcar's Lage gewinnt durch diese niedliche Hügelkette und den stattlichen Monreberg, der, gleich einem Vorgebirg, malerisch gegen die Ebene hervortritt, so viel Reiz, daß es auf die Ehre, seinen Namen von calcar (Sporn) herzuleiten, gern verzichten kann, zumal da dieselbe zweifelhaft bleibt, wenngleich das durch die Ley gebildete Eiland, worauf das Städtchen liegt, mit der Form eines Spornes keine Unähnlichkeit haben mag. Jetzt ein offenes, freundliches Landstädtchen mit vielen alterthümlichen Giebelhäusern und 3000 Einwohnern, erscheint Calcar nach Driesen urkundlich zuerst als Stadt unter dem Grafen Dietrich VIII. von Cleve († 1305), und war, wie das verfallene Bollwerk auf einem grasbewachsenen Hügel, breite Wassergräben und Mauerreste noch erkennen lassen, einst durch mächtige Wälle, tiefe Gräben, massenhafte Thürme und trotzige Ringmauern mit Zugbrücken stark befestigt. Prinz Joh. Moritz von Nassau-Siegen hatte die Festungswerke des Städtchens 1658 und 1659 durch Generalmajor von Spaen und den ausgezeichneten Ingenieur Ruge mit großem Fleiß erneuern und erweitern lassen. An ihre Trümmer knüpft sich zwar für Calcar manche Erinnerung aus dem cleve'schen Erbfolge- und 30jährigen Krieg; ich geschweige derselben jedoch, weil andre Gegenstände unsere Aufmerksamkeit hier mehr fesseln, als die Gräuel Länder und Städte verwüstender Kriege.

Calcar hat einen hübschen, geräumigen Marktplatz, unter dessen Linde, wie mir erzählt ward, die Franzosen bei Tanz und Trinkgelagen ihre Jacobinermützen in die Luft warfen, während die Justitia am nahen Rathhause mit Binde, Schwert und Wage, wie noch heute, die Inschrift trug: „Diligite justitiam, qui judicatis terram! Sal." — Die Jacobiner sind verschwunden; das Bild der Gerechtigkeit aber steht noch an dem hohen, achteckigen Thurme, der sich an der Fronte des Rathhauses erhebt. Großartig und schön, mit abgerundeten Eckseiten, hohem Dachgesimse und einem Dachthürmchen burgähnlich aufgeführt, würde dieses Gebäude auch einer größeren Stadt zur Zierde gereichen.

Das mit Nr. 11 benannte Haus am Marktplatze bezeichnet man als das Geburtshaus des berühmten Malers Joh. von Calcar, dem wir schon etlichemal begegnet sind, und dem ich hier einige Worte der Erinnerung widmen muß. Geboren um's Jahr 1500 in Calcar und nach diesem Städtchen mit seinem Künstlernamen benannt, bildete sich Johannes Stephanus in der Schule des berühmten Meisters Joh. van Eyck zu einem der vortrefflichsten Maler seiner Zeit aus.

Die Meisterstücke Eyck's und Titian's, von denen er letzteren treffend nachzuahmen verstand, waren seine Muster. Rubens schätzte Calcar's Gemälde so hoch, daß er ein kleines Bild unseres Meisters, „die Hirten bei der Krippe", auf allen seinen Reisen bei sich führte. Im Jahre 1532 ging Joh. v. Calcar nach Italien, wo er 1546 zu Neapel als Hofmaler in der schönsten Blüthe seines künstlerischen Lebens und Wirkens starb. Bei seinen Bildern tritt das Charakteristische der damaligen deutschen Malerschule, die langen Arme und Hände, Beine und Füße, besonders deutlich hervor, und es enthalten dieselben, während die Köpfe ausdrucksvoll und die Färbung frisch und lebendig erscheinen, in ihrer Ausschmückung Manches, was, der Periode ihrer Entstehung entlehnt, nach Zeit und Ort nicht zu dem behandelten Gegenstande paßt.

Die Ehre, welche ein andres Haus durch die Inschrift: „Hier ist Seydlitz am 21. Febr. 1721 geboren" für Calcar in Anspruch nimmt, will Cleve ihm zwar streitig machen; der berühmte General, einer der ausgezeichnetsten Feldherrn Friedrichs des Großen, erblickte indessen hier das Licht der Welt, während er dort nur seine früheste Jugend verlebte. Schon als Knabe verrieth Friedrich Wilh. v. Seydlitz durch manches Wagestück den künftigen kühnen Reiter, und ritt so namentlich in seinem 7. Jahre einmal zwischen den sausenden Flügeln einer Windmühle hindurch. Im Jahre 1738, erzählt F. A. Beck nach Archenholz und Irrer, trat er in Kriegsdienste, hatte aber das Unglück, im ersten schlesischen Kriege dadurch gefangen zu werden, daß ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen ward. Nach dem Frieden ritt Seydlitz einmal bei Berlin im Gefolge des Königs und sagte so laut, daß Friedrich es hören konnte: „Ein Offizier von der Reiterei, der sich gefangen nehmen läßt, ohne sein Pferd zu verlieren, ist eine Memme." Der König merkte ihm das. Als sie auf die Brücke am Zeughause gekommen waren, ließ er halten, rief den jungen Seydlitz zu sich und befahl, die Brücke aufzuziehn. „Nun ist er ja doch sammt seinem Pferde mein Gefangner, Mann ohne Muth", sprach schalkhaft der König und wollte sich an seiner Verlegenheit ergötzen. „Ich, Sir, Ihr Gefangner? rief Seydlitz; Gott bewahre!" Mit diesen Worten war er mittels eines Satzes in der Spree und schwamm mit seinem muthigen Rappen der nächsten Anfurth gegen das Zeughaus zu. Als Cornet hatte er den Sprung in's Wasser gewagt, als Husarenrittmeister betrat er wieder das Land; denn schon diese einzige entschlossene That ließ Friedrich, den Menschenkenner, ahnen, was in dem Jüngling lag. Im 23. Jahre

ward er Major und zeichnete sich in der Schlacht bei Hohenfriedberg, wo er den sächsischen General v. Schlichting gefangen nahm, und bei Sorr, Lowositz und Collin ganz besonders aus. Von Gotha vertrieb er den französischen Marschall Soubise in so eilfertiger Flucht, daß er seinen König mit dem Mahle bewirthen konnte, welches für den leckeren Franzmann bereitet war. Soubise entkam zwar mit den Seinigen glücklich; dafür aber fielen den Preußen desto mehr französische Kammerdiener, Lakaien, Köche, Haarkräusler, Schauspieler und andre dergleichen Leute in die Hände. Auch wurden ganze Kisten voll wohlriechender Wasser und Pomaden, sowie eine große Menge Schlafröcke, Pudermäntel, Haarbeutel und Sonnenschirme erbeutet. — Am Glücklichsten und Kühnsten führte Seydlitz als Befehlshaber der sämmtlichen Reiterei seine Schaaren in der Schlacht bei Roßbach gegen denselben Marschall. Die Schlacht wurde durch ihn gewonnen, und Friedrich erhob ihn, in Anerkennung seiner Verdienste, zum Generallieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens. Dies geschah in seinem 35. Lebensjahre. Nach der Schlacht bei Zorndorf, wo er mit seinen Kürassieren mehrere Batterien erstürmt hatte, umarmte ihn der König auf dem Schlachtfelde mit den Worten: „Auch diesen Sieg habe ich Ihnen zu verdanken!" — Mit der gewonnenen Schlacht bei Freiberg, kurz vor dem hubertsburger Frieden, beschloß Seydlitz seine Kriegsthaten. Er starb 1772 als General der Cavallerie, Chef eines Kürassierregiments, Generalinspector der sämmtlichen Cavallerie in Schlesien, Drost zu Kolothow und Erbherr zu Minkowsky, auf welchem Landgute er auch begraben liegt. — Ein Denkmal, einfach mit Lorbeern und Eichen geziert, bezeichnet seine Ruhestätte. Auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aber steht sein Bild aus carrarischem Marmor ausgehauen. Unter einem andern Bildniß von Seydlitz findet sich folgende ehrenvolle Inschrift:

„Dies ist das Schattenbild des edlen Seydlitz, des Feldherrn der Preußen; unter den Menschenfreunden der menschenfreundlichste, unter den Helden der tapferste. Er liebte seinen König, er liebte die Wahrheit; zu groß für Ehre, die man erschmeichelt, zu groß für Schätze, die man erbeutet. Der Gütige schonte das Leben der Menschen, der Kühne schonte sein eigenes nie. Ihr Krieger, schneidet mit den Schwertern Rasen zum Altare! Ihr Feldherrn, opfert! Ihr Freunde, weint!" —

Einen Mann von solchem Nachruhm ehrt auch die schlichte Gedenktafel, welche sein Geburtshaus bezeichnet.

Als das merkwürdigste Gebäude Calcar's erscheint seine Pfarrkirche, die zwar kein architektonisches Meisterwerk ist, aber in ihren

Holzschnitzereien und Gemälden Kunstschätze bietet, wie sie der Zahl nach keine ihrer Schwestern am Niederrhein, und dem Werthe nach keine Kirche in ganz Deutschland besitzt. Uebrigens bildet St. Nikolai, trotz des Mißverhältnisses zwischen ihrer Länge (173 Fuß) und Breite (128 Fuß), mit ihren 3 Schiffen und 3 Chören, deren schöne Gewölbdecken auf 12 Säulen ruht, einen ganz stattlichen Bau, der unter Graf Arnold IV. von Cleve 1211 begonnen, 1344 unter Dietrich IX. vollendet und am 1. Mai d. J. durch den Erzbischof Walram von Köln eingeweiht wurde. Die Kirche war massiv aus Tuffsteinen aufgeführt, ist aber im Laufe der Zeit vielfach mit Backsteinen ausgebessert worden, seit die Ueberschwemmung des Rheines von 1464, die Brände von 1409 und 1647, der heftige Sturm am 9. Mai 1526 und das Gewitter am 16. Juli 1766 ihr, wie der Stadt, großen Schaden zugefügt und zahlreiche und bedeutende Herstellungen nöthig gemacht haben. – Der Hochaltar der Kirche aus dem Anfang des 16. Jahrh. bildet ein Schnitzwerk, über dessen Figurenreichthum man erstaunt und dessen Ausführung man als einzig in ihrer Art bewundert. Durch geschickte Verdeckung seiner Einsatztheile anscheinend aus einem Stück Eichenholz gearbeitet, stellt dieses Kunstwerk, Gruppe an Gruppe gedrängt, Scenen aus der Lebens- und Leidensgeschichte des Weltheilands dar, unter denen besonders der Einzug in Jerusalem, die Einsetzung des Abendmahls, die Fußwaschung, der Zug nach Golgatha, die Kreuzigung, die Abnahme vom Kreuz und die Grablegung hervortreten. *) Der Ausdruck der Gesichter, der Faltenwurf der Gewandung und die ganze Haltung dieser Bildnisse sind vortrefflich und nicht minder künstlich die Figuren und das Zierwerk der übrigen Theile, welche uns die weniger wichtigen Begebenheiten aus dem Leben Jesu vorführen. — Die um 1530 gemalten Flügelbilder des Hochaltars sind vorzüglich und das schönste Werk dieser Art von Joh. v. Calcar. Führen wir die Scenen dieser Gemälde nach einander auf der Vorder- und Rückseite der Altarflügel an, so enthalten die kleinen Flügel rechts die Errichtung der ehernen Schlange durch Moses und die Geburt des Herrn, links die Opferung Isaaks durch Abraham und die Verkündigung der Geburt Christi durch den Engel. Auf den großen Flügeln haben wir rechts die Auferweckung des Lazarus (mit dem

*) Die zwei dem Ganzen offenbar fremden Brustbilder unten in den Ecken des Hauptwerks sind wohl die Künstler, deren Händen dieses Meisterstück entsproß.

Rathhause der Stadt Calcar im Hintergrunde), die Darstellung des Jesuskindes im Tempel (Maria und Simeon), den 12jährigen Knaben unter den Schriftgelehrten daselbst, Jesus mit der Samariterin am Jacobsbrunnen, die Auferstehung, die Himmelfahrt, die Sendung des heiligen Geistes und den Tod Marias; links aber finden wir die Beschneidung des Herrn, seine Anbetung durch die Weisen, die Taufe im Jordan und die Verklärung auf Tabor, die Gefangennahme des Heilands (wobei Malchus sich durch eine vorgehaltene Laterne gegen das Schwert des erzürnten Petrus zu schützen sucht), seine Geißelung und Krönung, seine Vorführung vor Pilatus und seine Vorstellung vor dem Volke. Bei dieser Vorstellungsscene erscheint im Hintergrunde Joh. v. Calcar selbst mit einer rothen Mütze; an jene Gerichtsscene aber, die uns unter schäbigen Juden, welche schreien: „An's Kreuz mit ihm!" auch eine Frau in der niederrheinischen Tracht mit weißer Haube und zu ihren Füßen einen Fuchs erblicken läßt, knüpft sich eine scherzhafte Erinnerung aus dem Leben des Künstlers, das an Anekdoten reicher war, als an Gütern. — Eine Bäckerin, deren Haus noch gezeigt wird, wollte nämlich dem Maler kein Brod mehr borgen, oder lief ihm, wie Velsen den Vorfall erzählt, als er einst zum Scherze einige frischgebackene Semmel ohne Bezahlung von ihrem Laden wegnahm und damit forteilte, hastig nach, um ihm unter heftigen Schimpfreden die Brödchen wieder zu entreißen. Erbittert darüber, schwur J. Stephanus, sich an dem bösen Weibe zu rächen, daß man noch lange nach ihrem Tode über sie lachen solle. Er hielt sein Wort und malte das Bild der schäbigen Bäckerin getreu mitten unter die tobenden Juden und dazu den Fuchs, der sich unter ihren Füßen wälzt, als Sinnbild ihres Charakters und ihrer rothen Haare.

Gleich hohes Alter und gleichen Kunstwerth, wie das Schnitzwerk des Hochaltars, hat das Schnitzwerk am Marienaltar im linken oder nördlichen Seitenschiffe der Kirche. Aus drei Abtheilungen bestehend, stellt dasselbe in der untersten den Stammbaum des Weltheilands von Abraham bis herab auf Maria in symbolischen Bildern dar. Gewöhnlich „Wurzel Jesse" genannt, entfaltet sich dieser Stammbaum mit dem Erzvater Abraham, nebst Isaak und Jacob, David und Salomon, durch die Feinheit und Zartheit seiner Arbeit, die Schönheit seiner Figuren und den Schwung seiner Arabesken als ein ausgezeichnetes Meisterstück der Schnitzkunst. Das mittlere Feld enthält, umreiht von Scenen aus dem Leben und Leiden des Herrn (der Flucht nach Aegyp-

ten, Jesus und Simeon im Tempel, dem Gange nach Golgatha, der Kreuzigung, der Kreuzabnahme und der Grablegung) die großen vortrefflichen Figuren Marias nebst dem Leichnam ihres göttlichen Sohnes. Schade nur, daß diese Hauptgruppe, die in der Leiche des Herrn so meisterlich das Bild des Todes und im Angesicht seiner Mutter den Ausdruck der selbst im Schmerze gotterfüllten Hoheit ausprägt, nicht aus Holz, sondern aus holzartig angestrichenem Sandstein besteht. — Die oberste Abtheilung des Altares zeigt uns die Himmelskönigin in einer Nische, umgeben von Engeln, Kronen, Guirlanden, Säulchen, Arabesken und anderm Zierwerk von höchst kunstvoller Arbeit. Mit Recht zählt man daher die Schnitzereien des Marienaltars zu dem Großartigsten, was die Kunst in solcher Gattung darbietet. — Ohne besonderen Werth sind dagegen sowohl die Flügelbilder unseres Altares mit acht Darstellungen aus dem Leben Jesu, wie auch jene des ersten Altares vor dem Chore dieses Seitenschiffes, während die Abfahrt und Landung der heil. Ursula mit den 11000 Jungfrauen zu Köln auf den doppelt bemalten Flügelthüren des zweiten Altares und die Brustbilder des Heilands und verschiedener Heiligen unterhalb des Schnitzwerkes als werthvolle Gemälde erscheinen, die Joh. v. Calcar zugeschrieben werden. — Auch die Flügelbilder am dritten und vierten Altar ebendaselbst, St. Sebastians Geißelung und Enthauptung, die Himmelfahrt und das Weltgericht, stammen von einem unbekannten niederdeutschen Meister.

Würdig reiht sich an die erwähnten Schöpfungen der Holzschnitzkunst das Schnitzwerk des Johannisaltars im rechten oder südlichen Seitenschiff der Kirche an. Fast in Lebensgröße dargestellt, bilden die Figuren Marias, Elisabeths oder Mutter Annas mit dem Jesuskinde auf dem Schoose, Josephs und der heil. drei Könige, durch die Kraft und den Ausdruck ihrer Gestalten und den weichen und geschmeidigen Faltenwurf ihrer Gewänder, eine äußerst lebensvolle Gruppe, über welcher Gott Vater, umschwebt von musicirenden Engeln, mit Wohlgefallen als Schirmherr thront. Den obersten Theil dieses Altars ziert eine Marmorplatte, welche, in erhabener Arbeit ausgehauen, die Kreuzigung und über derselben Adam und Eva im Paradiese darstellt. Diese Tafel ist ein Geschenk der holländischen Familie Bram, welche auf einem Gemälde im Chor unseres Schiffes abgebildet erscheint und welcher die Kirche mehrere Kunstgegenstände verdankt. Corn. Jac. Bram, Bürgermeister zu Amsterdam, war nämlich mit Frau und

Kindern zum katholischen Glauben übergetreten und hatte sich, dort vertrieben, in Calcar häuslich niedergelassen. — Die Flügelbilder des Johannisaltars, Züge aus dem Leben des heil. Antonius, seine Versuchung und die Austreibung des Teufels, sowie Gemälde verschiedener Heiligen, und das Tafelbild unterhalb des Schnitzwerkes, Marias Tod, deren Sterbelager 11 Apostel umgeben, während Thomas, der zwölfte, von Außen durch die geöffnete Thür erscheint, sind gleichfalls Werke von Calcar's Meisterhand. Der mittleren Periode dieses Künstlers gehören auch noch einige andere Gemälde an, die wir hier, im Chore des südlichen Nebenschiffes der Kirche, finden. Eine Kreuzigung an der linken Wandseite ist durch ungeschickte Auffrischung leider verdorben; dagegen hat sich das werthvolle Bild aus der altniederdeutschen Schule, Pabst Martin mit zwei Heiligen, über dem Durchgang zum Haupttthor, wohl erhalten. Offenbar von späterer Hand hineingemalt ist indessen das Porträt des Schenkers dieses Kunstwerkes, Matthias Holtsteg, wecher nach Velsen am Tage Maria Magdalenas 1599 als Pfarrer des Städtchens an der Pest starb, die damals dort so gewüthet haben soll, daß nur 30 seiner Bewohner verschont blieben.

Einer späteren Epoche angehörig und mit den beschriebenen Schnitzwerken nicht zu vergleichen, aber, wenn auch von ungleichem Werth, doch nicht ohne Kunstfertigkeit, sind die geschnitzten Bildwerke vier anderer Altäre in den Seitenchören der Kirche. Der erste dieser Altäre auf der Nordseite enthält in 4 Fuß großen Figuren den Täufer und den Evangelisten Johannes, sowie in kleinerer Ausführung die Krönung der Himmelskönigin. Der andere (St. Georgsaltar) stellt, reich in Farben prangend, den Kampf des Ritters Georg mit dem Lindwurm, Märtyrerscenen, die Kreuzabnahme und das Meßopfer dar. Der dritte (St. Jacobsaltar) aber führt uns neun sehr hübsch gearbeitete Darstellungen aus dem Leben Jesu, Marias und Josephs vor, über welchen die Himmelfahrt der heil. Jungfrau als Schluß des Ganzen prangt, während unterhalb des Hauptschnitzwerkes in drei Feldern Johannes auf der Insel Pathmos, der Martyrertod eines Heiligen in siedendem Oel und die Einmauerung eines Klostergeistlichen in einem unterirdischen Verließe dargestellt erscheinen. Das Schnitzwerk des vierten dieser Altäre, auf der Südseite, mit den Figuren Marias und der Apostelfürsten Petrus und Paulus in Nischen, sowie der Taufe im Jordan, besitzt wegen seiner schwerfälligen und gedrungenen Ausführung weit geringeren Kunstwerth.

Der schöne Kronleuchter der Kirche besteht großentheils gleichfalls aus Holzschnitzwerk und stellt die Mutter mit dem Jesuskinde und den Erzvater Abraham dar, dem in bunt verzweigten Arabesken der Stammbaum des Herrn entwächst. — Gleich den Kirchen zu Cleve und Griethausen, besitzt auch St. Nikolai einen ausgezeichneten Tabernakel. Fein und niedlich aus grauem Sandstein ausgearbeitet, mit Thürmchen, kleinen Säulen und Bogen, Giebelchen, Figuren, Blumen und zierlich verschlungenem Laubwerk ausgestattet, bildet dieses Sakramenthäuschen, wie ein solches allerliebstes Bauwerkchen in der Volkssprache genannt wird, ein Meisterstückchen des gothischen Geschmacks. — Die schönen Glasmalereien unserer Kirche, die schon unter dem Einfluß der Zeit und der Menschen viele Beschädigungen erlitten hatten, wurden durch den furchtbaren Sturm des 9. Nov. 1800, bei welchem die schön verzierte Gewölbdecke herabstürzte und die Fenster zertrümmerte, vollends zerstört. — Zu den Schätzen von St. Nicolai gehören auch ihre alten, kostbaren Meßgewänder, die, kunstreich mit Gold und Silber gestickt, Scenen aus der heil. Geschichte veranschaulichen und meistens noch sehr wohl erhalten sind. Sie wurden der Kirche theils von einer burgundischen Herzogin, theils von der erwähnten holländischen Familie Bram zum Geschenke gemacht. — Seit Herzog Adolph I. vom Papste das Recht erworben hatte, einen blos vom römischen Stuhle abhängigen Bischof in seinen Landen zu besitzen, spielte Calcar eine Zeitlang auch die Rolle einer bischöflichen Residenz und seine Kirche die Rolle einer Kathedrale. — Das evangelische Gotteshaus des Städtchens bietet nichts Merkwürdiges. Dagegen ist die heil. Kreuzkirche des nahen Dorfes Wissel beachtenswerth, welche über 1000 Jahre zählt und als die älteste des linken Rheinufers erscheint.

Calcar wird durch einen großen Damm, den die Franzosen angelegt haben, gegen die Ueberschwemmungen des Rheins geschützt, der auch hier schon oft den Versuch gemacht hat, sich sein altes Bett wieder zu erobern*). Ein Kanal mit flachen Ufern, das Kalflack genannt und durch das Leyflüßchen genährt, führt von Calcar zum

*) Bezeichnend für den ehemaligen Lauf des Rheines, auf welchen ich bei Cleve zurückkomme, ist eine Schenkungsurkunde des Grafen Johann, worin derselbe von seinem Alluvium zu Monreberg bei Calcar in dem alten Rhein (ex incremento meo sito juxta Monreberg in loco dicto in den alden Rine) spricht.

Rhein, den er Emmerich gegenüber erreicht. Früher bis in's Innere unseres Städtchens für größere Schiffe fahrbar und hier, am Kesselthor, mit einem Krahnen zum Aus- und Einladen versehen, ist dieser Kanal, 15—25 Ruthen breit, jetzt untief und nur bei hohem Wasserstand schiffbar. Dem Kalflack entspringt auch ein kleines Gewässer, welches wir unter dem Namen Kermesdaal bei Cleve als Flüßchen wiederfinden. — Außer der Flanelleweberei, ist Calcar's Industrie nicht namhaft. Seine Bewohner treiben hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht. Die Stadt liegt inmitten fruchtbarer Felder und Wiesen und hübsche Blumen- und Gemüsgärten umkränzen ihr Weichbild, unter denen das Nützliche mit dem Angenehmen in der niedlichen Gartenwirthschaft zur „Gartenfreude" an der kleinen Kastanienallee nach Altcalcar ganz lieblich vereinigt erscheint.

Pfalzdorf und Louisendorf auf der s. g. gocher Haide, jenes zur Erinnerung an die Gründer, dieses zu Ehren der unvergeßlichen Königin Louise von Preußen also benannt, sind zwei schöne Kolonien von Pfälzern, welche 1741 nach Amerika auswandern wollten, aber zu Amsterdam wieder umkehrten, weil sie kein Schiff zur Abfahrt fanden. Schon ihre Mundart, welche sie treu bewahrten, verräth ihre Abstammung aus jenem Lande, welches den Wahlspruch führt: „Fröhlich Pfalz — Gott erhalt's!"

Mag der Monter- oder Monreberg ein von der Natur, oder, wie J. Schneider will, von Menschenhänden aufgeworfener Hügel sein; wir lassen diese unausgemachte gelehrte „Ansicht" bei Seite liegen und erfreuen uns lieber an der ausgemacht herrlichen „Aussicht", die sich auf dem Gipfel dieses malerischen Höhepunktes entfaltet. Entzückt schweift hier das Auge bis hinauf nach Wesel und hinab nach Elten und Cleve über die reiche Landschaft, welche, belebt vom Rhein, der Ley und anderen Gewässern, mit 50—60 Städten und Dörfern besät, Großartigkeit mit Lieblichkeit und Mannigfaltigkeit in ihrem Bilde vereint. — Ob das Leyflüßchen, ehemals Mond (Mont) geheißen, dem Berge den Namen verliehen oder der Berg, was natürlicher wäre, dem Flüßchen, oder ob in Monterberg das lateinische mons (Berg) nicht zu verkennen sei, wollen wir ebenso wenig entscheiden, als ob Velsen das Rechte getroffen, wenn er seine Benennung aus Montis burgium (Bergschloß) herleitet. Erwähnt sei nur, daß der Name Monreberg urkundlich zuerst in einer am 21. Aug. 1261 daselbst ausgestellten Urkunde des Grafen Dietrich VII. von Cleve und zwar unter der Form Munreberg

erscheint, und daß für die Erklärung desselben auch die Form Munna nicht ohne Bedeutung sein dürfte, unter welcher die Burg nach Driesen 1011 in den Kämpfen zwischen den Grafen Balderich und Wicmann als Festung vorkommt, bis sie 1018 auf Befehl des Kaisers geschleift wurde. — Auch das römische Burginatium (Burcinatium), woselbst eine Abtheilung der 6. Legion (Victrix Pia. Fidelis) ihren Standort hatte, sucht man, gestützt auf das Itinerarium Antonini, theils auf diesem Hügel, theils in dem born'schen Hofe (Op gen Born — Bornatium) unten im Thale. Die günstige Lage des Berges, Reste von Wällen und Gräben, mittels welcher er an den schwächeren Seiten gedeckt war, Alterthümer jeder Art und der 1826 aufgefundene römische Brunnen*) machen es denn auch unzweifelhaft, daß der Monreberg auf seinem Gipfel einst ein Castell der Römer trug, mit dem auf der Niederung zu seinen Füßen ein Lager in Verbindung stand; doch ist, trotz der Verwandtschaft der Benennungen, die Bestättigung der Ansicht noch abzuwarten, ob wir hier jenes Burginatium zu suchen haben, von wo die Legio victrix unter Kaiser Vespasian mit gegen Claudius Civilis auszog. Die blutige Schlacht zwischen den Römern und Batavern in der Gegend des s. g. Todtenhügels, sowie die Ermordung der ausgehungerten römischen Besatzung von Castra vetera in der Nähe Monrebergs habe ich schon unter XIX. bei Xanten erzählt. — Ueber die Zerstörung unseres Castells hat man keine Nachrichten, vermuthet aber, daß dasselbe, wie jenes „alte Lager" 69 n. Chr. schon einmal vernichtet und neu wieder aufgebaut, seinen völligen Untergang 355 durch die Franken, oder 406 durch den Verheerungszug der germanischen Völkerstämme gefunden habe (S. 123).

Nach der Völkerwanderung entstand über den Ruinen des römischen Castells auf dem Monreberg eine stattliche Burg, welche die Grafen und Herzoge von Cleve gern zum Aufenthalt wählten und welche ihren Gemahlinnen öfter als Wittwensitz angewiesen ward. So erhielt Gräfin Mechteld von Geldern 1368 das „Haus auf dem Monreberg" und die darunter liegende Fischerei auf Lebenszeit verschrieben, als mit ihrem Gatten, Graf Johann, der cleve'sche Stamm erloschen war; Margaretha von Berg aber, die Gemahlin des Grafen Adolph I., soll

*) Dieser auf der südwestlichen Seite des Berges gelegene, 153 Fuß tiefe und $19^1/_2$ Fuß breite Brunnen ist aus Tuffsteinquadern mit Mörtelverbindung aufgemauert. Einer Sage über ihr Vorhandensein folgend, that ein Bürger von Cleve, Namens Pastoors, den merkwürdigen Fund am 1. Juli j. J.

1425 hier gestorben sein, und Maria v. Burgund, Herzog Adolphs I. Wittwe, verbrachte von 1448 bis 1463 auf diesem Schlosse ihre Tage. Auch Herzog Johann II. hatte seiner Gattin Mechtilde von Hessen Monreberg als Leibgedinge verschrieben. — Nachdem noch Herzog Johann III. hier 1533 eine wichtige Religionsverordnung für seine Länder erlassen hatte, welche das Kirchenwesen in streng christlichem Geiste einzurichten befahl, und 1539 beim Brettspiel plötzlich einem Schlaganfall erlegen war, hörte Monreberg schon unter seinen Nachfolgern Wilhelm und Joh. Wilhelm, welche Düsseldorf zur Residenz erwählten, auf, ein Lieblingsaufenthalt der herzogl. Familie zu sein*). — Das von Graf Dietrich IX. 1334 auf Monreberg gegründete Canonicatstift war bereits 1341 nach Cleve verlegt worden; seine Kirche hatte sich jedoch erhalten und fand erst mit dem Schlosse selber ihren Untergang, den der cleve'sche Erbfolgestreit und der 30jährige Krieg rasch herbeiführten. Damals war Monreberg stark befestigt und bald im Besitz dieser, bald im Besitz jener der kriegführenden Parteien, welche bekanntlich die Holländer mit dem Kurfürsten von Brandenburg und die Kaiserlichen und Spanier mit dem Pfalzgrafen von Neuburg bildeten. Als 1624 die Kriegsfurie unter Plünderungen und Verheerungen in die cleve'schen Lande einzog, hatte Monreberg eine brandenburg'sche Besatzung. Von den Spaniern unter Heinrich von Berg kaum gewonnen, wurde der Platz schon wieder durch Prinz Hch. Friedrich von Nassau erobert, um noch vor der Einnahme Calcar's von den kaiserlich-spanischen Truppen unter Marquis de Grana 1638 wiederum den Holländern entrissen zu werden. Diese Stadt wurde zwar 1640 von dem hessischen Oberst Rabenhaupt durch eine Ueberrumpelung zurückgenommen; das Schloß aber muß, wie Velsen meint, dessenungeachtet in der Gewalt der Kaiserlichen geblieben sein, weil das Kirchenarchiv der evangelischen Gemeinde die Ueberlieferung enthält, daß die Feldherrn Piccolomini und Isolani damals nach Monreberg gekommen seien und einen Preis von 1000 Thalern auf die Auslieferung des Predigers Wilkius zu Calcar gesetzt hätten**). — Mit den Belagerungen und Eroberungen jenes unheilvollen Krieges folgte dem Verfall des Ansehns unserer Burg bald auch der Verfall ihrer

*) Die alten Gemälde des hohen Saales auf Schloß Monreberg ließ Herzog Wilhelm abreißen und nach Düsseldorf bringen.

**) Dieser verließ zwar, trotz der brüderlichen Warnung eines kathol. Geistlichen, seine Gemeinde nicht, entging aber glücklich jener Nachstellung.

Mauern. Schon 1650 geschah der Abbruch ihrer Kapelle, noch um 1670 aber hatte, wie sich alte Leute erinnerten, ein hoher und fester Thurm einsam dort auf der Höhe gestanden. Im Jahre 1688 soll darauf Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg dem Kloster zu Marienbaum die Ruine geschenkt und die Ordensgeistlichen das abgebrochene Gestein zur Aufführung ihrer Klostermauern verwendet haben. Und so ist denn jetzt längst auch die letzte Spur ihrer Trümmer verwischt und das Andenken des Schlosses lebt nur noch fort in dem Namen des Hügels, dessen Stirne dereinst sein stolzer Bau krönte. — Im Juni 1829 vom Staate nebst etwa 280 Morgen Wald und Ackerland verkauft, wurde Monreberg später das Besitzthum einer Frl. J. Fonck in Goch. Ein Pächterhaus, wo man Erfrischungen haben kann, hübsche Baumgruppen, eine schöne Tannenallee und ein Garten mit wohlangebrachten Ruhesitzen bilden nunmehr die Herrlichkeit dieser merkwürdigen Hügelkuppe, der weder die Geschichte, noch die Kunst, desto treuer aber die reizende Natur ihre Liebe bewahrte. — Bequeme Pfade und ein Fahrweg führen auf den Gipfel des Berges; an seinem Fuße gegen Calcar aber liegt das Gasthaus von Mühlenhoff, eine im Sommer vielbesuchte, gut eingerichtete ländliche Wirthschaft.

XXII.

Schloß Moyland.

Mitten in einer Landschaft, worin sanfte Hügel und üppige Wälder, fruchtbares Ackerland und saftige Wiesen, grasende Rindergruppen und stolze Pferdepaare, buntzerstreute Meierhöfe und baumversteckte Dörfer die lieblichste Abwechslung gewähren, liegt malerisch das Schloß Moyland, das reizende Besitzthum des Freiherrn Steengracht van Oest-Kapelle, eines hohen Verehrers der Kunst und Natur. Die von Ulmen und Pappeln beschattete Landstraße von Calcar abwärts ziehend, gelangen wir in einer kleinen Stunde an einen Punkt, wo uns links ein altes, kleines Kirchlein, rechts ein freundliches Wirthshaus und im Hintergrund das schöne, burgartige Lustschloß entgegenwinkt.

Die Herrlichkeiten Moyland und Till hatten bis zur französischen Revolution ihre eigne Gerichtsbarkeit und noch bis auf unsere Zeit ist der Besitzer Moylands Patronatsherr der seit 1670 bestehenden refor-

mirten Gemeinde, welche, nachdem sie zuvor eine andre benutzt, am 27. Juni 1683 in diesem Kirchlein ihren ersten Gottesdienst hielt. Merkwürdiges bietet sonst das einfache Waldtempelchen nicht. Dagegen aber besitzt die gegenüberliegende Wirthschaft zum „Schloß Moyland" ein Schild, wie wohl ein ähnliches Haus kein ähnliches aufzuweisen haben dürfte. Geschmückt mit dem Gemälde des Schlosses, ist dieses Schild dem Besitzer aber auch sehr theuer. Ganz artige Preise hat man ihm schon dafür geboten. Kein Wunder, wenn vergeblich: Meister Koekkoek, der ebenso joviale, als geniale Künstler, auf den ich bei Cleve zurückkam, hat ja dem Wirthe das Vergnügen gemacht und ihm — sein Wirthsschild gemalt!

Die Park- und Waldanlagen, welche Moyland weithin umkränzen und sich bis auf die nahe Berghöhe ausdehnen, wo den Lustwandler eine liebliche Fernsicht überrascht, sind ebenso reizend, als großartig und namentlich durch herrliche Eichen- und Lindenalleen geschmückt, die das fruchtbare Gelände der Niederung schattig durchziehen. Statüen, Lusthäuschen und Ruheplätze vermehren die Anmuth des schönen Parks, und es erhöht so die Kunst noch das Leben, welches ihre mütterliche Schwester, Natur, fast verschwenderisch hier entfaltet. Das Weichbild des stattlichen Schlosses, dessen nächste Umrahmung ein schöner, mit Blumen, Küchengewächsen, Rasen und Obstbäumen bepflanzter Garten bildet, wird von einem breiten Wassergraben umzogen, während ein zweiter seinen geräumigen Hofbering umschließt und das Gebäude selber, wie eine Nymphenburg, aus dem Gewässer eines kleinen Teiches emporsteigt, in dem sich seine Thürme und Zinnen malerisch spiegeln. — Statt der früheren Zugbrücke führt jetzt eine hübsche unbewegliche Brücke mit eisernen Geländern aus dem Vorhof in den inneren Hofraum des Schlosses, welches ein Viereck darstellt und mit seinen schlanken Mittelthürmen und den massiven Eckdonjons, seiner alten Vorhalle und den schmucken Mauerkronen einen ebenso gefälligen, als imposanten Eindruck macht. Das dicke Mauerwerk, die kleinen Fenster und die vorspringenden Rundthürme lassen in dem stattlichen Bau alsbald ein Werk des Mittelalters erkennen, welches nur wenige Veränderungen im Geschmacke der spätern Zeit, namentlich des s. g. Renaissance-Styles, erfahren hatte, als sein jetziger Besitzer vor wenigen Jahren das Ganze unter Dombaumeister Zwirner's Leitung in der mittelalterlichen Bauart äußerst pracht- und geschmackvoll herstellen ließ.

Die erste Urkunde, welche des Schlosses erwähnt, ist nach Velsen

ein zu Monreberg erlassener Lehensbrief des Grafen Otto I. von Cleve aus dem Jahre 1307. Für den jährlich auf St. Martinstag abzuliefernden Zins von zwei Kapaunen wurde darin ein Herr Jacobus von Egeren sammt seinen Nachkommen mit dem Allodialgut Moyland belehnt. Schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ging jedoch die Herrschaft, und zwar durch die Hand einer Anna v. Wickede an deren Gemahl, den Dynasten Dietrich von Bronckhorst, über, dessen Tochter dieselbe wieder einem Fürsten von Croy als Brautgabe einbrachte. Während des 17. Jahrhunderts kam Moyland durch Kauf in die Hände der Familie von Spaen, welche 1676 auf dieselbe Weise auch die Herrlichkeit Till von dem Edlen Dietrich v. Quadt erwarb und mit dem alten Besitzthum vereinigte. Landtrost Alex. v. Spaen aber verkaufte darauf (1695) beide Herrschaften an den Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg. Als dieser die Königswürde angenommen hatte, erhielt Moyland den Titel: „Das königliche Haus.“ Hieran erinnern noch das Wappen und die Krone, welche damals am Portale des Schlosses und in seinem großen Saale angebracht wurden. Friedrich liebte den ländlich reizenden Punkt sehr und verweilte, sowohl später als König, wie früher als Kurfürst, oft längere Zeit in Moyland. Auch sein Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I., nahm vorzugsweise seinen Aufenthalt auf diesem Schlosse, wenn er die Rheinlande besuchte und im Reichswalde und Thiergarten seine großen Jagden abhielt.

Als den Glanzpunkt in Moylands Geschichte aber bezeichnet mein Gewährsmann das Jahr 1740, in welchem hier die persönliche Bekanntschaft zweier Männer ihren Anfang nahm, welche, wenn auch von ganz verschiedenen Standpunkten, am Mächtigsten auf ihr Jahrhundert eingewirkt haben. Zu jener Zeit hielt sich nämlich Voltaire, der Gelehrte, dessen Geist, wie Belsen sagt, dem glänzendsten Meteore zu vergleichen, in Brabant auf, während Friedrich der Große auf Moyland verweilte und durch Unwohlsein verhindert, den Dichter, wie er es gewollt hatte, selbst in den Niederlanden zu begrüßen, an denselben die Einladung zu einem Besuche auf diesem Lustschloß ergehen ließ. Voltaire traf am 11. September d. J. zu Moyland ein und wurde von Friedrich mit Gunstbezeugungen empfangen, für welche das Herz des Franzosen zu klein, sein Geist aber zu groß war. An den Besuch des Dichters erinnert auf dem Schlosse nichts mehr, an den König aber ein Sessel im Saal mit schöner Stickerei, dessen sich derselbe während seines Aufenthaltes bedient hatte. — Einige Jahre später verkaufte Friedrich die Domäne Moyland und Till an die Familie von Steengracht, die wir als noch gegenwärtige Besitzerin des Schlosses und Gebietes schon kennen gelernt haben.

Durch eine hübsche Pforte, welche von zwei Rittern unter gothischen Thurmdächern bewacht wird, treten wir in das Innere des Lustschlosses, aus dessen Flurhalle breite Treppen zu den oberen Sälen und Gemächern führen. Von dem kunstliebenden Freiherrn mit wahrhaft fürstlichem Aufwand eingerichtet und mit einem Kunstschatz vortrefflicher Gemälde und Statüen ausgeschmückt, herrscht in diesen Räumen eine Pracht und Eleganz, wie sie kaum zur Zeit ihrer königlichen Besitzer den Besucher überrascht haben mag. Jedem anständigen Fremden werden die Hallen und Sehenswürdigkeiten Moylands mit der freundlichsten Bereitwilligkeit gezeigt. Schade nur, daß sein Hauswart (van Duirenvoorde) der deutschen oder französischen Sprache nicht ebenso mächtig ist, als der Artigkeit, mit welcher seine Gattin und später er selber mir bei meinem Besuche im Sommer 1854 das Geleite gab. — Die merkwürdigste Räumlichkeit des Schlosses ist ohne Zweifel sein Saal, der, mit einer reichen Sammlung von Gemälden ausgestattet, der „Gemälde- oder Bildersaal" genannt wird, und dessen über 100 Jahre altes Deckengemälde uns die Völker von vier Welttheilen in Lebensgröße und ihren eigenthümlichen Trachten vorführt. Auch der s. g. „gelbe Saal," welchen unter Anderem Faust's Gretchen von Schlesinger schmückt, und sonstige Gemächer zeigen, daß die Kunst in diesem stillen Winkel der Erde sich eines freundlichen Asyls und eines hohen Mäcens erfreut. Wir finden hier Originalbilder der ausgezeichnetsten Meister aus der alten und neuen Zeit, insbesondere der holländischen und italienischen Schule, wie Rubens, Bloem, Correggio, Jordaens, Morels und Anderen; doch wechselt der Besitzer, der auch in seiner Heimath eine große und ausgezeichnete Sammlung besitzt, nach Belsen von Zeit zu Zeit mit seinem werthvollsten Gemälden zwischen Moyland und Holland, um den Genuß derselben dort und hier möglich zu machen.

Von Moyland scheidend, gelangen wir entweder auf dem Wege, der sich an der Senkung eines waldigen Bergrückens zwischen Alleen und Laubgehölz hinwindet, über Rosenthal, Bedburg, Berg und Thal, oder auf der schnurgraden Landstraße, die sich durch üppige Felder und Wiesen, der niedlichen Hügelreihe des Strichwaldes entlang zieht, über Qualburg in zwei kleinen Stunden zu jenem Städtchen, welches die Holländer so kindlich naiv das „goldige Herzchen von Deutschland" (het guldenen hartje van Duitschland) nennen, — nach dem reizenden Cleve.

XXIII.

Cleve.

Noch einmal, ehe er Deutschlands Gefilde verläßt und nach Hollands Niederungen hinabzieht, beschwört Vater Rhein die Romantik seiner Berge und Thäler, Burgen und Sagen in ihrer Glorie herauf und vor uns liegt — Cleve mit seinem weltberühmten Schwanenthurm, ein reizendes Bergstädtchen, amphitheatralisch umragt von waldigen Höhen, die dem scheidenden Strome heiter die letzten Grüße nachwinken. Der nahe Cleverberg und der gegenüberliegende Eltenberg bilden gleichsam die Porta Rhenana, durch welche der königliche Fluß majestätisch hinauswallt, um die Lande zu begrüßen, die man als die Vormauer für seine Freiheit rühmt, während sie ihm zugleich das Geleite geben nach seinem stolzen Grabe im unermeßlichen Meer.

Aus einem üppigen Wiesengrunde an den Hügeln des Schloß-, Hei- und Kirchbergs malerisch emporsteigend und von einer reizenden Umgebung anmuthig umkleidet, bildet Cleve den herrlichsten Punkt am ganzen Niederrhein und hat eine Lage, die kühn mit Heidelberg um den Preis ringen dürfte, wenn sich der Strom nicht treulos von dieser lieblichen Tochter abgewendet hätte, deren Fuß einst seine Wellen küßten. — Sein Klima ist mild; denn die Temperatur steigt hier im Sommer selten über 20 und sinkt im Winter nicht unter 5° R. herab; doch wird in der schönen Jahreszeit nach Sonnenuntergang der plötzliche Wechsel zwischen Wärme und Kühle oft unangenehm empfunden, wenn Nordwind herrscht, dem Stadt und Landschaft weithin völlig offen stehn. Im Uebrigen ist Cleve's Luft rein und gesund und Leute vom höchsten Alter sind deßhalb schon seit den frühesten Zeiten hier keine Seltenheit. Daher im Hinblick auf die Windmühlen der Reimspruch:

„Hier ist die Luft gesund; hier lebt man von dem Wind:
Hier bleibt man lange frisch und stirbt nicht so geschwind."

Einst die Hauptstadt des berühmten gleichnamigen Herzogthums, jetzt Hauptort des nach ihr benannten Kreises, ist Cleve im Ganzen wohlgebaut, hat ein nettes und gefälliges Aussehn und zählt circa 9000 Einw. Seine Straßen sind, die im Thalgrund hinziehenden ausgenommen, steil und abschüssig, doch meist regelmäßig, hell und freundlich, während die Häuser durchaus holländische Reinlichkeit zur Schau tragen. Majestätisch

ragt über ihren Zinnen der alte Schwanenthurm auf und phantastisch die Ruine einer (1843) abgebrannten Windmühle, der zur Seite, auf dem nahen Mühlberg, eine noch thätige Schwester über dem romantischen Stadtbild rauschend die gigantischen Flügel schwingt. — Früher mit 6 Thoren und Befestigungen versehen, ist Cleve seit 1820 eine ganz offene Stadt und die noch vorhandenen spärlichen Mauerreste, von einer Bauart, als ob die Steine nur aufeinander geschüttet worden wären, erinnern kaum mehr daran, daß der Platz noch zu Anfang des 17. Jahrh. für eine haltbare Festung galt. Gereichte aber der Abbruch jener 6 Thorbauten, deren Namen (Nassauer, Haag'sche, Heiberger, Cavariner, Brücken- und Wasserthor) noch erhalten sind, der Stadt zur Verschönerung, so hat dieselbe in ihrem Mittelthor, welches die Ober- von der Unterstadt trennte, auch eine Zierde verloren. Auf dessen stattlichem Thurme hing nach der Sage einst eine Glocke, die, nur bei Bränden, Hinrichtungen und Aufruhr geläutet, nach der Inschrift „Boose gramme Griet" hieß und deren Klöpfel nur mit Verdruß (met verdriet) anschlug, — eine kostbare Erwerbung für den „Verdruß-Verein" zu Wiesbaden, wenn sie noch vorhanden wäre!

Ansehnliche öffentliche Plätze kann Cleve schon seiner hügeligen Lage halber nicht haben. Erwähnenswerth ist nur der s. g. große Markt, der, 1830 geebnet und mit Bäumen bepflanzt, einer Sage zufolge einst ein Waffenplatz und mit der Schwanenburg durch einen unterirdischen Gang*) verbunden war.

Das merkwürdigste Gebäude der Stadt ist das auf einem Felsenvorsprung an ihrer Südostseite gelegene altberühmte Schloß, die Schwanenburg, ein stattlicher Bau aus verschiedenen Zeiten, aber von so hohem Alterthum, daß der Schleier ihrer Gründung nicht mehr gelüftet werden kann. Der Form des Berges entsprechend aufgeführt, war ihre Bauart unregelmäßig; dagegen hatte sie zwei Höfe, war von drei massiven Warten, dem Schwanen-, Spiegel- und Johannisthurm, gedeckt und gehörte ihrem Umfang nach zu den bedeutendsten Burgen Deutschlands. Gegenwärtig erscheint sie jedoch nicht nur durch mancherlei Zerstörungen bis zur Hälfte verschwunden, sondern durch Neubauten auch vielfach verändert. Selbst von der Mauer, womit der ganze Schloßberg umzogen war, und von den Vertheidigungswerken desselben an seinem Fuße sind nur noch wenige Spuren sichtbar. Nach der Sage soll schon Jul.

*) Spuren eines solchen wurden zu Ende des vorigen Jahrh. entdeckt, aber nicht weiter verfolgt, sondern wieder verschüttet.

Cäsar 56 v. Chr. auf dieser Stelle einen Wartthurm erbaut und dadurch den Grund zu der Schwanenburg gelegt haben. Römer waren hier, dafür zeugen die auf dem Schloßberge ausgegrabenen römischen Urnen, Münzen, Votivsteine rc. und wenn auch die Inschriften nicht ächt sind, welche den großen Dictator als den Gründer der arx Clivensis bezeichnen, so kann doch hier ganz wohl eine arx speculatoria, ein Wachtthurm der Römer, gestanden haben. Mit den Haaren herbeigezogen aber ist die auf einen alten Namen des Schloßbergs „Hertenberg", als entstanden aus Herkels-, d. h. Herkulesberg, gegründete Sage, daß diese Höhe einst einen Tempel des Herkules getragen habe, obgleich jener Halbgott von den Germanen als der Erste aller Helden gefeiert wurde. *) Nicht besser verhält es sich mit der Herleitung des Heibergs aus Heidenberg, auf welchem Augustus einen Tempel des Apollo erbaut haben soll, wenn man auch nicht „Heuberg" schreibt, wie Viele thun.

Ueberwacht von dem stattlichen Schwanenthurm, dessen Spitze in der Höhe von 180 Fuß ein Schwan ziert, wird die alte Schwanenburg ganz besonders verherrlicht als der Schauplatz jener romantischen Sage von dem Schwanenritter Elias Grail und der schönen Beatrix von Cleve, die nicht nur in zahlreichen Poesien, sondern auch in der Malerkunst gefeiert ist, wie namentlich auf der Burg zu Hohenschwangau in Bayern, wo dieselbe in Freskogemälden von M. Neher und L. Quaglio nach Entwürfen von Rubens den Schwanenrittersaal schmückt. Obwohl aber der älteste cleve'sche Chronist, Gerh. van der Schüren (Schuiren — De Horreo), diese herrliche Sage schon 1478 als „Poeterei" (van averaltheit uit de poeterien voorgenommen) bezeichnet und Driesen in seinen „Fünf Büchern Niederrheinischer Geschichten" (1854) der Schwanenburg mit unbarmherziger Hand diesen duftigen Kranz völlig vom Haupte reißt, indem er erklärt, daß der Schwanenritter jedes historischen Grundes entbehre; so will diese tiefpoetische Sage doch, wie jede andre, ihr Recht und ich schreite, mit Fouqué zu reden, ihr nach, schon deßhalb, um das liebe Cleve nicht einer so köstlichen Perle zu berauben. Wie innig diese Sage, die selbst in der Gralssage wiederklingt, in Beziehung steht mit der ältesten deutschen Mythe von der Ankunft des griechischen Helden Ulysses an diesen Gestaden des Rheins und mit anderen alten Sagen, Sköld, Sceaf und Orendel, hat der sagenkundige Simrock erörtert; ich kann hier nur kurz ihren Inhalt mittheilen.

*) Dieser Hertenberg sowohl, als der xantener Hertenkamp verdanken nach G. v. Velsen ihre Namen dem plattdeutschen „Hert" (Hirsch).

Nachdem schon lange Zeit die Nachkommen des aus Troja stammenden edlen römischen Geschlechtes der Ursiner über Cleve geherrscht und diese Familie zur Zeit des Kaisers Justinian II. und des Majordomus Pipin von Heristal um's Jahr 713 in männlicher Linie erloschen war, lebte hier Beatrix, die einzige Tochter Dieterichs von Cleve und seiner Gattin, einer Gräfin von Teisterbant, als die Erbin zweier herrlichen Länder und die Besitzerin wunderbarer Körperreize, von Bewerbern um ihre Hand wahrhaft bestürmt. *) Noch in Trauer über den Verlust der geliebten Eltern und hingezogen zu einem Jüngling, den sie nur in einem Traumbilde gesehen, schlug Beatrix den ungestümen Freiern Herz und Hand aus, lud aber dafür deren Haß so sehr auf sich, daß sich dieselben zu einem Bund der Rache vereinigten und ihre Lande mit Waffengewalt bedrohten. Als nun einst die Schöne, großer Betrübniß voll, von dem hohen Söller ihrer Burg nach dem Rhein und seinen Gefilden blickte, sah sie plötzlich ein Schiffchen auf den blauen Wogen des Stromes daher kommen, gezogen an einer goldenen Kette von einem schneeweißen Schwan und gelenkt von einem schönen jungen Mann, der einen köstlichen Ring an der Hand, an der Seite ein goldenes Schwert und um die Lenden ein prachtvolles Jagdhorn von Elfenbein trug, während an seinem Arme ein reich vergoldeter und mit Edelsteinen verzierter, rother Schild prangte. Die kleine Barke landete vor der Burg, und Beatrix erkannte in dem stolzen Ruderer, Elias Grail (Helias Grailius), den Jüngling, dessen Bild ihre Seele so lange bezaubert hatte. — Der edle Fremdling wurde, unter dem Vorbehalt, daß sie nie nach seiner Herkunft forsche, weil diese Frage sein und ihr Verderben herauf beschwören würde, ihr Gatte, warf mit tapferem Arme alle ihre Feinde nieder und erntete solchen Ruhm und solches Ansehn, daß Kaiser Theodosius ihn zum Grafen und das Land Cleve zu einer Grafschaft erhob. — Drei hoffnungsvolle Söhne segneten ihre glückliche Ehe, und Beatrix fragte nicht nach der Abkunft des Gatten, der ihr Glück, ihre Wonne und ihr Ruhm war. Als aber die Kinder, von den Söhnen andrer Edlen darum angegangen, die Mutter nach dem Titel und Geschlecht des Vaters frugen, und diese dadurch wegen eines Namens für ihre Sprossen besorgt wurde, da regte sich in dem Paradies ihrer Ehe die Schlange, und Beatrix forschte nach jenem unseligen Geheimniß, durch dessen Lösung sie den Gatten für Immer verlieren mußte. Das Schwanenschiff, auf dem Elias einst gelandet, erschien

*) Noch heutzutage sagt man, um die vollendetste Schönheit zu bezeichnen, in dieser Gegend: „Sie ist schön, wie die Prinzessin Beatrix."

auch wieder ihn abzuholen, und Niemand weiß, wohin er gekommen. Der verlassenen Beatrix aber brach der Gram über ihr verscherztes Glück, ehe noch ein Jahr verflossen, das Herz.

Obwohl man dieser Volksüberlieferung vom Schwanenritter, welche auch Alex. Dümas behandelt hat, sogleich ansieht, daß sie eine Sage ist, so liegt derselben doch gewiß auch eine Sache zu Grunde. „Ein wohlgebildeter junger Mann von unbekannter Herkunft, seiner Ritterlichkeit halber von den Majordomen Pipin und Martell geschätzt und wegen der Befreiung des Letzteren aus einem Gefängniß zu Cöln (718) mit der Grafenwürde von Cleve und Teisterbant belohnt, heirathete Beatrix, wurde aber von der Gattin um seiner unbekannten Herkunft willen in der Folge verschmäht, verließ dieselbe, zog mit gegen die Sarazenen und starb an einer Wunde 734 zu Narbonne.“ — So erzählt man den geschichtlichen Kern der Schwanenrittersage, für dessen Wahrheit ich jedoch nicht einstehen will. Die Sage ist eben jener liebliche Duft, der, wie der bunte Staub auf den Flügeln des Schmetterlings, leicht und flüchtig auf den Blättern der Vergangenheit liegt. Greift man sie rauh an, so ist auch der zarte Farbenschmuck der Geschichte verwischt.

Viele Jahrhunderte umlagert nun die Schwanenburg tiefe Nacht. Ein Burgvogt von Cleve, Castellanus de Cleve, und somit eine Burg daselbst, die noch 1368 das „Haus zu Cleve“ genannt wird, erscheint nach Driesen urkundlich zum ersten Male im Jahre 1162. Ausdrücklich als Burg zu Cleve erwähnt finden wir sie zwar schon unter Dietrich V. († um 1198); aber weithin von Ruhm umstrahlt erst als Residenz der alten Herzoge. — Den Grundstein zum jetzigen Schwanenthurm legte Graf Adolph, der Kluge und Siegreiche, welcher 1417 von Kaiser Sigismund mit der Herzogswürde bekleidet worden war, im Jahr 1439 und erweiterte und verschönerte, wiewohl er sonst wenig auf Aeußerlichkeiten hielt, seiner Standeserhöhung gemäß, auch das Schloß, an welchem schon sein Vater verschiedene Bauten ausgeführt hatte. Damals war nämlich der alte Thurm eingestürzt, der an dieser Stelle, wie die nochvorhandene Inschrift sagt, mehr als 300 Jahre vor Gottes (Christus) Geburt gestanden hatte, und von dem ein wohl späterer Zusatz derselben Inschrift dennoch behauptet, daß ihn Jul. Cäsar erbaut habe.*) — Herzog Wilhelm IV. oder Reiche erweiterte, um seiner

*) „In den jair na gaids geboirte MCCCCXXXIX op den VII. dagh van october vyel op deser plaetse en groit toirn van graven Steen die daar meer dan IIIC. jair vair

hohen Gemahlin Maria, Tochter Ferdinands I. und Nichte Karls V., mit welcher er sich 1546 mitten unter dem Getöse der Waffen vermählt hatte, eine würdige Wohnung zu bereiten, das Schloß durch einen prachtvollen Flügel und ein großartiges Portal, welche indessen längst verschwunden sind. — Besonders viel für ihren Ausbau und ihre Wiederherstellung aber verdankte die Schwanenburg seit 1651 dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen, der Cleve oft besuchte und es sein „zweites Potsdam" nannte, und seinem Statthalter, dem Prinzen Joh. Moriz v. Nassau, dessen sinniger und schöpferischer Geist sich um die Stadt und ihre Umgebung hochverdient gemacht hat, wo uns der edle Fürst, so zu sagen, bei jedem Tritte begegnet und in seinen herrlichen Schöpfungen, wie in der dankbaren Erinnerung des Volkes, unsterblich fortlebt. In seinen Hauptflügeln erhöht, mit einem gewölbten Bogengang und einer prächtigen Gallerie ausgestattet, um ein neues Portal (1664) und einen Corridor bereichert, von Außen mit zierenden Erkern geschmückt, im Innern aber fürstlich hergerichtet, entfaltete damals das altberühmte Schloß solche Herrlichkeit, daß „unglaublich viele Fremden kamen, um dasselbe zu sehen, meist Leute von Qualität aus benachbarten Landen." Trotz dieser sorgfältigen Herstellung begann indessen der Verfall der Schwanenburg, bei welcher Einsturz und Abbruch Hand in Hand gingen, schon 1768 von Neuem und zwar nicht blos in ihren Außenwerken, sondern auch in vielen ihrer Haupttheile, sodaß dieselbe gegenwärtig nach alten Beschreibungen und Abbildungen kaum wieder erkannt wird.

Schade war es insbesondre um den Abbruch des uralten Rittersaales (1771), der als ungemein großartig und prachtvoll geschildert wird und gleich merkwürdig war durch seine Erinnerungen aus der Volkssage, als aus der Landesgeschichte. In Cleve geht nämlich auch die Sage von der weißen Frau, die sich in so vielen Burgen und Schlössern Deutschlands zeigt, meist um ein bevorstehendes Unglück anzukünden, und knüpft sich vorzugsweise an diesen Saal. Gedeutet wird dieselbe hier auf die unglückliche Beatrix des Schwanenritters, die im Grabe keine Ruhe fand, sondern, ihren unseligen Vorwitz büßend, als Geist umherwandern muß, um ihrem Lande und ihren Nachkommen als Vorbotin unglücklicher, bisweilen jedoch auch glücklicher Ereignisse zu dienen. — Tief verschleiert, in ein weites Schleppkleid der damaligen Tracht gehüllt, ein Schlüsselbund an der Seite, schreitet sie bei ihrem Erscheinen durch die Hallen der

gaids geboirte gestaen had" ꝛc. „Item ende men seghț dat Julius Cesar had de toirn doin maken die dair voir stondt."

alten Schwanenburg und verschwindet dann wieder, bis neuerdings die Pflicht sie ruft. Sie kam aber nicht blos zur Nachtzeit, sondern auch am hellen Tage und suchte die Bewohner des Schlosses sogar in ihren Zimmern auf. Hatte ihr weißes Gewand schwarze Flecken und schritt sie daher mit gesenktem Haupte und leisem Wehklagen, so stand dem Lande Krieg oder dem Herrscherhause ein Todesfall bevor; glänzte dagegen ihr Kleid fleckenlos in schneeweißer Farbe, so bedeutete ihre Erscheinung ein freudiges Ereigniß. Prediger Joh. Kayser, der Verfasser des „Clevischen Parnassus" (1698), erzählt zwar eine komische Täuschung, die ihm selber widerfuhr, zweifelt aber dennoch nicht am Dasein der weißen Frau, und der nachmalige preußische Staatsminister Jul. Ernst v. Buggenhagen erwähnt in seinen „Nachrichten über die Clevischen Alterthümer und Denkwürdigkeiten" (1795) zwei Erscheinungen derselben, deren letzte 1779, kurz vor dem Frieden zu Teschen, statt hatte. Noch 1815 und 1816 aber wurden Personen amtlich zu Protokoll genommen, welche diesen Schloßgeist gesehen haben wollten. *)

Nachdem Cleve an Brandenburg gekommen, geschahen im Rittersaale unter Pauken- und Trompetenschall die Huldigungen für die neuen Landesherrn, mit denen der Gebrauch des s. g. Gnadenseils, ein schönes, seinem Ursprung nach dunkles und ganz eigenthümliches Herkommen, in Beziehung stand, welches, von Alters her mit der Bedeutung des Schlosses verbunden, bei der letzten öffentlichen Huldigung zu Cleve unter König Friedrich Wilhelm II. am 6. Nov. 1787 zum letzten Male seine Anwendung fand. Nach der Huldigungsfeier wurde nämlich ein zu diesem Zwecke im Archive aufbewahrtes, schwarzweißes Seil von über 100 Fuß Länge durch einen festlich geschmückten Edlen zu Pferd vom s. g. Gnadenstein, einem großen blauen Pflasterstein im Schloßhofe, mehrere Straßen der Stadt entlang geschleift und während dieses Umzuges von allen Personen erfaßt und zurück begleitet, welche für Angehörige oder Freunde eine Begnadigung bei dem Landesfürsten erlangen wollten und erlangten, wenn deren Vergehungen eine solche nur irgend zuließen. — Aber auch eine blutige Erinnerung knüpft sich an den Rittersaal, in welchem Herzog Wilhelm 1543 mehrere seiner Räthe hinrichten ließ, von denen er glaubte, daß sie, bestochen, ihm zu seinem ungünstigen Friedensschluß mit Karl V. zu Venloo gerathen hätten. Nicht

*) Wenn Velsen sich darüber wundert, daß die unglückliche Beatrix vor 40 Jahren noch nicht zur Ruhe gekommen sei, was wird er sagen, daß die weiße Frau im Schlosse zu Homburg v. d. H. noch vor einigen Jahren gesehen wurde? —

minder wurden in seinen Räumen jene politischen Unterhandlungen gepflogen, für welche Cleve im 17. Jahrh. eine der wichtigsten Punkte war.

Für die protestantischen Flüchtlinge aus Frankreich, denen Friedrich Wilhelm 1685 unter den liberalsten Bedingungen in seinen Staaten ein Asyl eröffnete, hatte dieser Kurfürst im südwestlichen Schloßflügel auch einen Betsaal eingeräumt, der, später erweitert, der reformirten französischen Gemeinde zur Kirche diente, bis ihre republikanischen Landsleute 1794 in Cleve einrückten.

Der im Jahre 1777 von Buggenhagen errichtete Antiquitätensaal, früher, seit der König hier die Gesandten von England und Holland in feierlicher Audienz empfangen hatte, Zimmer Friedrichs I. genannt, besaß eine sehr reiche Sammlung von Alterthumsschätzen, Gemälden und musikalischen Instrumenten, die aber theils schon zur Zeit der Revolution (1794) von den Franzosen weggebracht waren, ehe der Saal (1817) einstürzte, theils auf Veranlassung des bekannten Alterthumsforschers Dorow wenige Jahre später den Museen zu Bonn und Münster zugewandt wurden, während nur der geringste Theil derselben an ihrem Fundort, in Cleve, zurückblieb, wo sie doch, vereinigt, so ganz eigentlich ihren rechten Platz und ihre rechte Bedeutung haben würden. — Parkanlagen nahmen die Stätte ein, wo der Ritter- und Antiquitätensaal gestanden hatten, auf deren schattigen Ruheplätzen man die schönste Muße findet, der Vergänglichkeit aller irdischen Pracht nachzusinnen.

Der ehemalige herzogliche Speisesaal, von seinem weißen Marmorboden der Marmor- und später zu Ehren Friedrich Wilhelm's II. der Königssaal genannt, dient, nach modernem Geschmack umgeschaffen, seit 1821 zu den Sitzungen des Assisenhofs, während die Reitbahn, längere Zeit als Mehlwage benutzt, schon um 1780 durch Bürgermeister v. Oven in ein hübsches Privathaus mit Garten umgebaut wurde und nur noch in dem Namen einer nahen Straße fortlebt. — Das werthvolle Gemälde von J. Post, welches die glückliche Vereinigung der Theorie und Praxis darstellend, ehemals jenen Saal zierte und dann in Privatbesitz überging, möchte ich übrigens, in der Zusammenhaltung der Idee des Bildes mit der gegenwärtigen Bestimmung des Saales, eher an eine Laune, als mit Velsen „an eines jener Spiele des Zufalls, die einer höheren Ordnung ähnlich sehen", erinnern lassen. Wie alle Zimmer der Schwanenburg nach der Rheinseite, so gewährt namentlich der Erker dieses Saales eine entzückende Fernsicht. Daher wurden denn auch die Säle und Gemächer, welche nach Osten lagen, von der herzoglichen Familie

und den nachfolgenden Landesherrn bewohnt, die, wie Kurfürst Friedrich Wilhelm, König Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I., bald unter rauschenden Festlichkeiten, bald in ländlicher Zurückgezogenheit, oft und gerne in Cleve weilten, bis mit Friedrich dem Großen die Könige bei ihren Besuchen Cleve's nicht mehr im Schlosse abstiegen und so dessen fürstlicher Schimmer nach und nach völlig erblich. — Auch fanden, außer der bausesten Herstellung der vom Zerfall und Abbruch verschonten Gebäude, der Einrichtung derselben zu Beamtenwohnungen, Collegiensälen für die Landesregierung und andre Behörden 2c. sowie der Verwendung der werthvollsten Reste eingestürzter oder abgerissener Theile zur Verzierung der noch vorhandenen Gebäulichkeiten, in der späteren Zeit an der Schwanenburg keine Bauten mehr statt. Viele Verdienste um die Verschönerung des Schlosses und der Anlagen des Schloßberges, die damals einen wahren Lustgarten bildeten, haben sich auch v. Buggenhagen und der später so berühmte Minister v. Stein erworben, einen vandalischen Namen aber die Franzosen, die nach ihrem Einzug in Cleve (1794), vom dasigen Pöbel wacker unterstützt, Alles, was an das Königthum erinnerte, ihrer Zerstörungswuth und Beutesucht opferten, das Schloß in Magazine und Casernen verwandelten, seine Wappen und Zierwerke zerstörten und die Bilder der Landesherrn öffentlich auf dem großen Markte verbrannten. — Später, nachdem das linke Rheinufer 1798 an Frankreich abgetreten war, wurde zwar der nordöstliche Flügel als Sitz für einige Behörden nothdürftig hergestellt und der südöstliche zum Gefängniß für Verbrecher und Untersuchungsinhaftirte eingerichtet; dagegen fand aber schon von 1805 an der größte Theil der übrigen Gebäulichkeiten seinen Untergang durch Abbruch und darunter namentlich auch der schöne südliche Vorderbau Herzog Wilhelms IV. — Noch gegenwärtig dient die Schwanenburg als Zucht- und Arresthaus, während sich auf der Stätte ihres alten Kanzleigebäudes, welche längere Zeit eine Gartenanlage geschmückt, 1820 die Synagoge und das Schulhaus der israelitischen Gemeinde erhob.

Das merkwürdigste Baudenkmal des Schlosses bildet der kolossale Schwanenthurm, der, den Jahrhunderten und ihren Stürmen trotzend, mit seinen festen Mauern in ungebeugter Majestät aufragt und seine Kuppel hoch in die Lüfte trägt, während er im Laufe der Zeit mehr als die Hälfte der um seinen Fuß gereihten Gebäude in den Staub sinken sah. Zwar traf vor nicht langen Jahren der Blitz auch einmal sein ehrwürdiges Haupt; das Feuer wurde jedoch bald gelöscht, und noch man-

chem Jahrhundert wird er nun in's erbleichende Angesicht schauen. Ueber der zweiten Gallerie des Thurmes erhebt sich eine abgestumpfte, im Jahre 1828, der früheren ähnlich, erneuerte Pyramide, welche auf 8 freistehenden Säulen, deren Spitzbogen 8 vergoldete kupferne Kugeln zieren, eine runde Kuppel trägt. Aus dieser steigt eine 6 Fuß hohe eiserne Stange empor, auf welcher ein aus Kupfer vergoldeter Schwan ruht, unter dessen gesträubten Flügeln sich Schalllöcher befinden, die bei starkem West- oder Nordwind weithin einen dumpfen, zitternden Ton vernehmen lassen. Schwindelnd erscheint diese Höhe, da der Schwanenthurm, 180 Fuß emporsteigend, auf dem höchsten Punkte des Schloßberges liegt; die Mühe seines Ersteigens aber wird herrlich belohnt. Das malerische Bild der Stadt und ihrer Umgebung, die unermeßliche Rheinlandschaft mit ihren zahlreichen Dörfern und Gehöfen, Thurmspitzen und Alleen, der majestätische Strom mit seinen Uferstädten und Schiffen, der Clever Höhenzug mit seinen Bergen und Thälern, Hügeln und Schluchten und der weitausgedehnte Reichswald mit seinen altehrwürdigen Erinnerungen liegen hier in bunter Abwechslung ausgebreitet vor den Augen des entzückten Schauers. — Wer einmal vom Schwanenthurm im Anblick dieses paradiesischen Winkels der Erde geschwelgt hat, ohne das Bangen, mit welchem die verwittwete Gräfin Margaretha am 7. Juni 1397 hier der Schlacht bei Kellen zwischen ihrem Bruder, Herzog Wilhelm von Berg, und ihren Söhnen Adolph und Dietrich wegen des Zolles zu Kaiserswerth zusah, der wird sich nicht wundern, daß Cleve bereits seit drei Jahrhunderten, so oft und so begeistert in Bild und Wort verherrlicht wurde, wie kaum eine Stadt ihres Ranges und zwar von Holländern sowohl, als von Deutschen. Schon in den blosen Titeln dieser Schilderungen und Beschreibungen, wie: „Parnassus Cliviensis“ und „Clevisches Paradies“ (Joh. Kayser — 1698), „Cleefsche Lusthof“ (door Christoffel de Vries — 1698), „Kleefsche Arkadia“ (in Dicht-Maat door Claas Bruin — 1730), „Amusements dex aux de Cleve“ oder „Vergnügungen und Ergötzlichkeiten bei den Wassern zu Cleve“ (Dr. Joh. Hch. Schütte — 1748) rc. und des Bilderwerkes: „Het verheerlykt Kleefschland“ (door J. de Beyer en P. van Liender — 1792) spricht sich diese Begeisterung für die anziehende Stadt und ihre reizende Umgebung aus. Von Holländern war denn Cleve während der schönen Jahreszeit früher auch wahrhaft überfluthet und sie glaubten dann, wie man von ihnen sagt, Deutschland gesehen zu haben; gegenwärtig aber erfreut es sich ihrer Gunst nicht mehr in so hohem Grade, da ihre Besuche jetzt tiefer in

unser herrliches Vaterland hinein gehen, wie namentlich nach der reizenden Hauptstadt des stammverwandten Nassau.

Unter Cleve's 6 Kirchen ragt die katholische Hauptpfarrkirche, welche auf einem hübschen freien Plätze des Kirchbergs liegt, als die schönste und merkwürdigste hervor. Bis 1810 wurden neben ihr die Todten bestattet, jetzt sind die Grabhügel geebnet und die muntere Jugend tummelt sich hier unter dem Schatten der Linden, welche das Gotteshaus in üppigen Reihen umgrünen. Gegründet 1341 von Graf Dietrich (IX.) dem Frommen, auf der Stelle, wo zuvor die kleine, mit einem Ablaßbriefe begnadigte Johanniskirche gestanden, und als Ruhestätte für den Leichnam der heil. Margaretha bestimmt, welchen der fromme Graf von den Mönchen zu Camp geschenkt erhalten hatte, wurde der Bau der neuen Collegiatkirche *) erst nach 80 Jahren unter Herzog Adolph vollendet, im Umkreis derselben aber durch das Kanonicatstift, welches von Monreberg hierher übergesiedelt war, zugleich auch der Grund zu einem neuen Stadttheile gelegt, indem sich den Wohnungen der Chorherrn bald eine Menge von Häusern anreihte. — Die St. Victorskirche, wie sie, obwohl der Schutzpatronschaft der Apostelfürsten Petrus und Paulus geweiht und später mit dem Titel „zur Himmelfahrt der heil. Jungfrau" (Ad divam virginem assumtam) verherrlicht, jetzt gewöhnlich genannt wird, ist ein einfach schönes Bauwerk des gothischen Geschmackes, hat zwei stattlich hohe Thürme (184 Fuß) mit trefflichem Geläute und imponirt, 210 Fuß lang und 77 breit, durch ihre Größe und ihren Umfang. — Hat das Aeußere der Kirche seit 1794 durch rohe Zerstörungssucht sein meistes Zierwerk verloren und konnten die drei Bilder an ihrem Hauptportal nur durch eine hölzerne Umblendung gerettet werden; so wurde damals, wo die Franzosen sie in ein Heu- und Strohmagazin verwandelten, auch ihr Inneres gänzlich verwüstet und aller Schätze beraubt, welche der eingeführten „Vernunftreligion" widersprachen. — Innerlich bereits geschmackvoll hergerichtet, wird die schöne Pfarrkirche, auch äußerlich in baufesten Stand gesetzt und mit ihrem früheren Schmuckwerk wieder ausgestattet, noch lange Jahrhunderte als kostbares Denkmal des frommen Sinnes der Vorzeit und der Pietät der Gegenwart zur Verherrlichung Dessen dienen, der seine „Säulen sich aufgebaut und seine Tempel gegründet."

*) Eine lat. Inschrift an der rechten Wand des Chores über den Frescobildern der Grafen Dietrich IX., Johann II. und Adolph, sowie des Herzogs Adolph, erzählt die Gründung des Stiftes und die Erbauung der Kirche durch diese Fürsten.

Das 60 Fuß hohe Gewölbe ihres Schiffes ruht auf 20 kolossalen Rundsäulen und ihre Seitenwände sind mit den großartigen Statüen der 12 Apostel in reicher Vergoldung geschmückt. Seit der Aufhebung des Stiftes (1802) ist das schöne kupferne Gitterwerk von gothisch durchbrochener Arbeit, welches den für die Kanoniker bestimmten Chor von der übrigen Kirche abschied, entfernt und durch ein einfaches, aber hübsches Säulengeländer ersetzt worden. Doch erinnert hier an die Stiftsherrn noch ein Chorstuhl mit sehenswerthem gothischen Schnitzwerk. — Der neue Hochaltar, vor welchem zwei betende Engel in goldner Gewandung prangen, mit seinen reichvergoldeten Thürmchen, Nischen und Statüen, ist ein prachtvolles Werk des Bildhauers Stephan aus Köln. — Der Kreuz- und Marienaltar zeichnen sich durch ihre vortrefflichen alten Holzschnitzereien aus, die der Vergolder Stephan, vielleicht nur allzu glänzend in Gold und Farben, neu aufgeschmückt hat. Das Schnitzwerk des Marienaltars, dessen Flügelthüren Gemälde tragen, stellt in zahlreichen Figuren die Geburt des Herrn, seine Anbetung durch die Hirten und Weisen, sowie die Verspottung und Bemitleidung des schwermüthigen Königs Saul dar, Scenen, die sich um die Hauptfiguren in der Mitte des Ganzen, Maria mit dem Jesuskinde, gruppiren, während in einem Laubgewinde mit Figuren und Zierwerk der Stammbaum des Herrn erscheint, darüber aber die Himmelfahrt der Gottesmutter und die Dreieinigen, mit der Krone die Himmelskönigin erwartend. — Das Schnitzwerk des Kreuzaltars, dessen Flügelthüren mit Laub und Blumen geziert sind, gehört zu den gelungensten und schönsten Denkmälern dieser Kunst und enthält, neben dem reichverzierten Stammbaum Jesu, mit König David beginnend, Scenen aus dem Leben und Leiden des Herrn. — Bemerkenswerth ist in der Taufhalle im rechten Seitengang der Kirche das Taufbecken, dessen Deckel ein Rundtempelchen mit gothischem Thurm- und vergoldetem Blumenwerk bildet, unter welchem man die Taufe Jesu durch Johannes erblickt. Gegenüber im linken Seitengang befindet sich die Trauhalle mit zwei alten Oelbildern und zwölf kleinen Statüen der Apostel, die, aus Holz und mit Gyps überkleidet, als alte Kunstwerke Berücksichtigung verdienen. Mehrere Gemälde von J. v. Calcar, welche einst der Stiftskirche zur Zierde gereichten, sollen nach der Ueberlieferung aus Unwissenheit oder Rohheit zu Latten verschnitten und beim Bewurf der Gewölbdecke verwendet worden sein, während andre, namentlich das Gemälde der Schlacht im Cleverham (1411) zwischen Graf Adolph und Herzog Reinhold von Geldern, nach Köln gebracht worden sind.

Von den Grabmälern der alten clevischen Grafen und Herzoge, deren Gruft die Pfarrkirche umschließt, verdient besonders Erwähnung der Sarkophag des Grafen Adolph VI. († 1394) und seiner Gemahlin Margaretha († 1425), der 1805 aus der Mitte des Chores an dessen linke Seitenwand versetzt, dafür aber die Ruhestätte der Seligen durch eine Marmorplatte bezeichnet wurde, welche die Stadt laut Inschrift (piis Manibus praestabat Clivia) ihren frommen Manen widmete. Auf dem kolossalen steinernen Grabmal selbst, das, außer 14 farbigen Wappenschildern, in den gothischen Nischen seiner Seitenwände, früher auch durch die Statüen ihrer 16 Kinder geschmückt war, ruhen Adolphs und Margarethens lebensgroße Figuren mit zum Gebet gefalteten Händen, der Graf, den clevischen Schwan zu Füßen, in voller Rüstung, die Gräfin in langem, weitem Gewand, den bergischen Löwen unter der Sohle, beide die Häupter durch kleine, gothisch verzierte Baldachine überwölbt. Da auf den ersten Anblick die Inschrift *) dieses Sarkophags befremdet, welche Adolph zuerst als Bischof von Münster und Köln, dann als Gatte Margarethens und als Vater von 16 Kindern bezeichnet; so sei bemerkt, daß dieser Graf als Bischof von Münster 1363 zum Erzbischof von Köln erhoben ward, aber schon im folgenden Jahre aus dem geistlichen Stande ausschied, um sich mit Margaretha zu vermählen. — Auch das Grabmonument Johanns II., der den seltsamen Beinamen Proletarius führte, an der linken Seitenwand des Chors sei erwähnt, welches die lebensgroßen Bilder des Herzogs und seiner Gemahlin mit Wappen und andern Verzierungen in Umrissen auf Kupferplatten eingeschnitten, darstellt.

Die von Graf Dietrich VIII. von 1285 bis 1291 erbaute kathol. Mönchen- oder Minoritenkirche erscheint in architektonischer Hinsicht nur durch ihr Alter beachtenswerth, hat aber eine freundliche Lage und ein ansprechendes, mehrere werthvolle Kunstschätze bergendes Inneres. Als ausgezeichnet in seiner Art fällt uns zunächst das reiche und schöne Schnitzwerk ihrer Kanzel in die Augen, welches, wie das Treppengeländer, theilweise ganz aus Schnitzarbeit besteht, theilweise so künstlerisch leicht und frei und doch so natürlich treu gehalten ist, daß z. B. die Blumenguirlande, gleich einem lebendigen Blumenkranz, um den Kanzeldeckel zu schweben scheint. Eine kostbare Zierde der Kirche ist ferner das

*) . . . „Alcph van der Mark, der Bisschop was te Münsteren en te Ceulen, wart daarnae Greve te Cleve, en nam te Wive Margareta, een Dochter van den Berghe Die hadden tesamen XVI Kinderen . . . . .“

Gemälde am Hochaltar, die Anbetung der drei Könige, ein Werk von Erasmus Quellinus aus Antwerpen (1607—1678), welches in Erfindung, Ausführung und Färbung die Meisterschaft des Künstlers bewährt, der einer der vorzüglichsten Schüler des großen Rubens war. Durch eine List des Küsters, der das köstliche Bild mittels Schmutz und Staub unscheinbar machte und unter werthlosen Plunder mischte, entging dieser Kunstschatz den räuberischen Händen der Franzosen und blieb der Kirche erhalten, der schon vor längerer Zeit ein holländischer Künstler, wie erzählt wird, vergeblich 10,000 Gulden dafür bot. Auch einige hübsche Glasmalereien und das Schnitzwerk der Stühle im Chor verdienen Beachtung. Die dem Chef dreier Hauptmannschaften zu Cleve, Lutfrid v. Oesterwick († 1552), von seinen Enkeln gewidmete kupferne Gedenktafel trägt in ihrer Inschrift die sinnige Sentenz: „Tu, quisquis es, viator, Manibus bona precare, sicque vive, ut, et cum vixeris, vivas", welche den Wandrer erinnert, dem Abgeschiedenen Gutes zu wünschen und so zu leben, daß er lebe, auch wenn er gelebt habe.

Die unterstädtische oder große evangelische, ehemals reformirte Kirche entbehrt nicht nur der günstigen Lage, sondern auch der Freundlichkeit, welche das Gotteshaus der Minoriten auszeichnet. Ende des 16. Jahrh. erbaut und 1677 um die Hälfte vergrößert, trägt sie an der Außenseite eine große, aufgeschlagene, eiserne Bibel mit den Worten aus Ev. Joh. 5, 39 und eine Steinplatte mit der Aufschrift: „Sei Thäter des Worts und nicht Hörer allein". Merkwürdigkeiten hat diese Kirche auch nicht aufzuweisen, eine prachtvolle Taufschüssel ausgenommen, die als Pathengeschenk des großen Oraniers, Moriz von Nassau, jenes heldenmüthigen Kämpfers für die Freiheit der Niederlande, für welche, wie van Kampen rühmt, das Blut der Nassauer in Strömen floß, an Joh. Moriz von Nassau-Siegem, dessen Ruhm, wie Velsen sagt, fortleben wird, so lange es ein Cleve gibt, nicht nur geschichtlichen, sondern durch ihre schöne Arbeit auch nicht geringen künstlerischen Werth besitzt. Von Silber und stark vergoldet, mit Scenen aus der altestamentlichen Geschichte, Engelsköpfen, Arabesken, Blumen, Guirlanden und dem Wappen Nassau-Oraniens geschmückt, hat Joh. Moriz diese Schüssel, laut ihrer lateinischen Inschrift, 1604 zur Erinnerung an seine Taufe empfangen und dieselbe 1665 der reformirten Kirche zum Taufgebrauche gewidmet, nachdem er eine Kanne von ähnlicher Arbeit dazu hatte anfertigen lassen. — Nachdem die Franzosen dieses Gotteshaus bis 1796 theils zum Heumagazin und Pferdestall, theils zum Schlachthause benutzt

und nicht wenig verwüstet hatten, wurde es im genannten Jahre seiner heiligen Bestimmung zurückgegeben, 1820 neu hergerichtet und seit 1829, nach der Vereinigung der Reformirten und Lutheraner, zur evangelischen Hauptkirche erhoben.

Die kleine evangelische oder oberstädtische, ehedem lutherische Kirche hat eine weit vortheilhaftere Lage, als ihre größere Schwester, und zeichnet sich, obwohl klein, nicht minder durch zweckmäßige Einrichtung, als freundliche Einfachheit aus. Erbaut 1619 — 1620 und als „Tempel der allerheiligsten Dreifaltigkeit" (templum s. s. Trinitatis) geweiht, verdankt sie ihre Entstehung hauptsächlich dem verdienstvollen ersten Prediger der seit 1611 gegründeten lutherischen Gemeinde, Sebastian Hornung, der mit eiserner Ausdauer Deutschland, Dänemark, Schweden und die Niederlande durchreiste und eine Summe milder Gaben sammelte, die nicht nur zur Aufführung der Kirche, sondern auch zum Bau einer Pfarr-, Lehrer- und Küsterwohnung ausreichte. — In den Grabgewölben unter diesem Gotteshaus fand General von Gaudi seine Ruhestätte, der gegen 1790 als Commandant von Wesel den Clevern das theure Privilegium der Militärfreiheit durch Unterhandeln entziehen wollte, zur größten Freude der Stadt und des Landes aber eines plötzlichen Todes starb und sein den Bürgern verhaßtes Vorhaben mit in's Grab nahm. — Auch dieses Kirchlein benützten die Franzosen 1794 eine Zeitlang zum Heu- und Strohmagazin.

Die 1682 aus einem Privathause geschaffene Mennonitenkirche auf dem großen Markt erscheint eigentlich nur als ein Betsaal der Mennonitengemeinde, als deren Gründer man einen gewissen Moorbeck und zwei Brüder Leendert und Paulus aus Holland bezeichnet.

Die Synagoge der Juden, deren schon früher Erwähnung geschah, auf einem der schönsten Punkte der Stadt gelegen und hübsch mit Bäumen umpflanzt, gereicht durch ihre gefällige Bauart nicht nur der Umgebung des Schlosses zur Zierde, sondern ist auch in ihrem Innern auf's Freundlichste ausgestattet.

Die Kirch- oder vielmehr Todtenhöfe aller kirchlichen Gemeinden Cleve's, unter denen der Begräbnißplatz der Israeliten am s. g. Judensteg nichts Merkwürdiges bietet, liegen gegenwärtig außerhalb der Stadt. — Von dem ehemaligen Gottesacker an der kath. Pfarrkirche war schon die Rede. — Aus dem alten Kirchhof der Minoriten neben dem Kloster erwuchs später ein Gemüsgarten. — Der von der reformirten Gemeinde, die unter ihren Predigern auch den gelehrten Werner Teschen-

macher, den Verfasser der Annales Civiae etc. zählte, 1678 – 1810 benutzte Leichenhof an der Stechbahn aber, ein Geschenk des damaligen Ministers Freiherrn von Blaspiel, wurde, verbunden mit dem Todtenacker der Lutheraner bei der kleinen oberstädtischen Kirche, 1830 wieder in eine Gartenanlage verwandelt, wie er aus einer solchen hervorgegangen war. —

Der 1810 angelegte neue Friedhof sämmtlicher christlichen Gemeinden, zur linken Seite der vom Cleverberg nach Bellevue herabziehenden Lindenallee, welcher der Stadt von dem damaligen Maire Hopmann zum Geschenk gemacht und später bis zu einer Ausdehnung von fast 6 preußischen Morgen erweitert wurde, hat eine sehr hübsche Lage. Drei eiserne Gitterthore führen in diesen Hain der Ruhe, der, mit Wandelgängen, Baumpflanzungen und Ruhesitzen ausgestattet, manches sehenswerthe Grabmal enthält. Das an seine Anlage erinnernde stattliche Denkmal in der Mitte des Gottesackers vom 1. Sept. 1811, eine abgestumpfte Pyramide mit einem durchbrochen eisernen Kreuze, ist zwar wenig geschmackvoll, desto reicher aber an lateinischen Inschriften aus der Bibel, die sich auf den Tod beziehen, untermischt mit dem sinnigen Distichon:

„Decepto clamat mundo mors, alma ministra
Numinis: Ah, Christo vivere, disce, mori.“

(„Wenn dich getäuschet die Welt, ruft Tod, der erhabene Diener
Gottes: Ach, lerne allein leben und sterben dem Herrn.“)

Dem Friedhof gegenüber, an der rechten Seite der Allee, liegt das schöne, 1838 erbaute städtische Leichenhaus, welches zugleich als Wohnung des mit der Aufsicht über den Kirchhof betrauten Todtengräbers dient. –

An Klöstern hatte Cleve auch keinen Mangel. Das umfangreiche Minoritenkloster war, wie die gleichnamige Kirche, von Dietrich VIII. gegründet und von ihm und seinen Nachkommen reichlich mit Einkünften und Vorrechten bedacht worden, und besaß einen ausgezeichneten Garten, in welchem die Mönche namentlich die Zucht der feinsten Obstsorten betrieben. Die Franzosen bedienten sich 1794 seiner Gebäude zu einer Bäckerei und zu einem Schlachthaus. Nach der Aufhebung des Klosters (1802) bildete sein Gotteshaus seit 1804 die zweite kath. Kirche der Stadt; in seinen übrigen Räumlichkeiten aber wurde eine Fabrik verschiedner Stoffe angelegt, die, anfangs blühend, durch die Beschränkung der Baumwolleinfuhr von französischer Seite schon bald wieder sank und endlich ganz einging. Nachdem alsdann seit 1815 noch die 1775 gestiftete Freimaurerloge zur „Hoff-

nung" in seinen Speisesälen eine Zeitlang ihre Versammlungen gehalten, wurden seine verödeten Räume in der neusten Zeit zu einem Hospital und Kloster der barmherzigen Schwestern eingerichtet. Geschichtliche Denkwürdigkeiten knüpfen sich an das Minoritenkloster nicht, wohl aber eine, von Velsen mitgetheilte, interessante Anekdote über Friedrich den Großen. Als nämlich dieser König, nach der glorreichen Beendigung des 7jährigen Krieges, während seines Aufenthaltes in Cleve eines Tages an den Minoriten vorüberritt und ihn die Mönche mit dem ambrosianischen Lobgesang begrüßten, wandte sich der Monarch mit den Worten an den Bruder Guardian: „Er habe aus den öffentlichen Rechnungen ersehen, daß das Kloster vom Staate alljährlich Lieferungen an Holz und Getraide beziehe, worauf sich dies gründe?" Der Pater antwortete: „Es seien Vermächtnisse der Vorgänger Sr. Majestät, der Grafen und Herzoge von Cleve, um dafür Seelenmessen zu deren Erlösung aus dem Fegfeuer zu lesen." Der König fragte weiter: „Ob seine Vettern denn noch immer nicht erlöst wären, das sei ja wohl schon ein paar Jahrhunderte her, und wie lange die Geschichte denn noch dauern werde?" Der Guardian, entschlossen, erwiderte: „Bis Dato seien ihm von dorther darüber noch keine Nachrichten zugegangen; wenn aber solche anlangen sollten, werde er nicht verfehlen, Se. Majestät unverzüglich per Staffette davon in Kenntniß zu setzen. — Der König ritt weiter, während er lachend bemerkte: „Laß er das gut sein, ich merke schon, er ist bei den Jesuiten in die Schule gegangen."

Auch die Anekdote, wie Friedrich der Große den aus lächerlichem Beamtenstolz entsprungenen Rangstreit der Gattinnen der beiden höchsten Beamten eines Städtchens enschied, soll nach Velsen der Stadt Cleve angehören und daher bei dieser Gelegenheit eingeschaltet werden. Als sich nämlich hier einst zwei Beamtenfrauen zur Kirche und anderen öffentlichen Orten den Vortritt streitig machten, und die Sache an den König gelangte, entschied derselbe ihren Streit in derb-lakonischer Weise mit den Worten: „Die größte Närrin geht voran."

Das auf der Stechbahn gelegene, unter Kurfürst Friedrich Wilhelm 1652 erbaute Kapuzinerkloster diente, nachdem es die Franzosen 1794 in ein Lazareth verwandelt, nach seiner Aufhebung (1802) längere Zeit als Gensdarmerie-Caserne und enthält nun, nebst dem 1830 zu seiner Seite aufgeführten Neubau, Lehrerwohnungen und eine katholische Knaben-, sowie eine evangelische Knaben- und Mädchenschule.

Aufgeführt von 1428—1440, sank das Augustiner-Nonnenkloster „Berg Sion" 1528 durch eine Feuersbrunst in Asche, erhob sich aber bald wieder in neuer Gestalt. Unter der französischen Regierung wurden die Zellen der Nonnen zu Amtslokalen und Beamtenwohnungen umgeschaffen, und seit 1817 zogen die lateinischen und griechischen Musen in die Räume des Klostergebäudes ein. Seine Kirche verwandelte sich in die Aula, seine Zimmer in die Lehrsäle und sein geräumiger Vorhof in den Turnplatz eines Gymnasiums im antiken und modernen Sinne des Wortes. *)

Das adelige Fräuleinstift Bedburg verdankt seinen Namen und Ursprung dem nahen Kirchspiel Bedburg, von wo das Stift unter Herzog Johann II. nach Cleve verlegt und hier ein neues, schönes und geräumiges Stiftsgebäude aufgeführt wurde, nachdem die Nymwegner 1499 im geldern'schen Kriege das dortige Stiftshaus zerstört hatten. Dem Prämonstratenser-Orden angehörig, wurde diese mit reichlichen Einkünften versehene Anstalt unter Genehmigung des Pabstes Leo X., 1519 in ein freiweltliches adliges Fräuleinstift umgewandelt und 1802 gleichfalls aufgehoben. Die Einkleidung der Stiftsfräulein geschah jedoch immer in der Stiftskirche zu Bedburg. — In der Haag'schen Straße gelegen, diente das Stiftsgebäude zur französischen Zeit als Sitz des Unterpräfekten, von 1816—1821 zur Wohnung des Präsidenten der königlichen Regierung und seitdem als Postlokal und Wohnung des Postdirektors.

Wie überhaupt die Städte am Niederrhein, so war auch Cleve reich an Wohlthätigkeitsanstalten verschiedener Art. Es hatte ein Bürgerwaisenhaus, einen Armenhof, ein Armen-Siechhaus und einen Hof für arme Diener der herzogl. Familie. Diese sind jedoch sämmtlich nicht mehr vorhanden und nur die gegenwärtige städtische Armen-Arbeits-, Verpflegungs- und Kranken-Anstalt in der „Münze" hat sich unter allen Wechseln erhalten, wenn man aus dem Namen, den das Gebäude führt, dessen Bestimmung auch keineswegs erräth. Mancher von den Armen, der sich der Wohlthaten dieses Hauses erfreut, fühlt sich vielleicht glücklicher, als Viele von Jenen, die sich an den Schätzen bereicherten, welche von hier einst in die Welt gesandt wurden. — Ursprünglich einem ähnlichen edlen Zwecke dienend, wie heute wieder, und etwa zu Anfang des

*) Der Platz zu den gymnastischen Uebungen wurde jedoch im Frühjahr 1838 in den s. g. Sternbusch, an der Straße von Cleve nach Goch, verlegt. — Von dem Standbild des Eumenius Rhetor, welches 1820 in der Aula des Gymnasiums aufgestellt wurde, und diesem sagenhaften Gründer der Schule zu Cleve selber wird später die Rede sein.

vorigen Jahrh. erbaut, bildet das in der Unterstadt gelegene Armenarbeitshaus ein Viereck, welches einen geräumigen Hof umschließt. Als die alte Münze auf der Stechbahn ihrem Zwecke nicht mehr entsprach, wechselten beide Gebäulichkeiten durch einen Kaufstausch zwischen Stadt und Staat ihre Rollen und die Armenanstalt wurde in das Münzgebäude, die Präge aber in das Armenhaus verlegt. Nach dem 7jährigen Kriege, wo in Cleve keine Münzen mehr geschlagen wurden, stand die Münze eine Zeitlang leer, bis dieselbe, von König Friedrich Wilhelm II. (1778) der Stadt zurückgeschenkt, ihrer ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben wurde. Noch liest man über dem Haupteingang eine lateinische Inschrift, welche der Magistrat und der Bürgermeister von Oven „als ein Denkmal der Frömmigkeit und Huld des besten und geliebtesten Königs" am 11. November 1786 aus Dankbarkeit setzen ließen. — Unter der französ. Regierung wurde das Armenhaus in eine Caserne und einen Pferdestall verwandelt und diente 1813 und 1814 als Militärhospital für die durchziehenden Truppen. Aus seinem verwüsteten Zustand im Jahre 1825 mit einem Kostenaufwand von circa 25,000 Thalern wieder hergestellt, erhielt es 1827 die Bestimmung, welcher seine Räume gegenwärtig noch gewidmet sind. — Die Anstalt zählt durchschnittlich 100 Häuslinge und ist verbunden mit einer Armen-Mittel- und einer Armen-Freischule.

Obgleich aber im Sturm der Zeiten manche Wohlthätigkeitsanstalt Cleve's unterging, so trieb doch der Sinn für Gemeinnützigkeit hier auch wieder manche neue, schöne Blüthe. So bildete sich 1815 ein Frauenverein zur Pflege preußischer, bei Waterloo verwundeter Krieger, dem so reichliche Gaben zuflossen, daß er seine wohlthätige Wirksamkeit nachher in dem Unterricht und der Bekleidung armer Mädchen fortsetzen und 1836 eine Warteschule für kleine Kinder dürftiger Taglöhner und Handwerker errichten konnte. Leider hat sich in dieses schöne Institut später der Geist religiöser Unduldsamkeit eingeschlichen, und der Verein selber sich sofort im Jahre 1844 aufgelöst. — Eine öffentliche Leihanstalt zur Bewahrung Bedrängter vor den Klauen niedriger Wucherer und eine damit verbundene Sparkasse wurde am 1. Juli 1825 in's Leben gerufen. Ein Begräbnißverein trat im August 1827 zusammen und die s. g. Kranken- und Sterbelade „zur Hoffnung," ein Verein von Handwerkern zur gegenseitigen Unterstützung bei Krankheiten und Beerdigungen, im Juni 1837. — Ein Hülfsverein zur Besserung der Sträflinge im hiesigen Arresthause entstand im Jahre 1829; die städtische Krankenanstalt in der „Münze" aber wurde im September 1836

eröffnet. — Im Juni 1837 gründete der Localgewerbverein eine Freischule für Handwerker, und zu gleicher Zeit begann ein Frauenverein zur Unterstützung armer Wöchnerinnen seine schöne Wirksamkeit, während ein Brandcorps und eine Feuerlöschordnung schon im Mai d. J. eingeführt worden waren. — In der Krankenpflege der Stadt sind nun seit einem Jahrzehent katholischer Seits eine Anzahl barmherziger Schwestern thätig, die aus dem Mutterhause zu Münster für das im ehemaligen Minoritenkloster 1845 eröffnete St. Antoniushospital berufen wurden, und evangelischer Seits einige Diakonissinnen aus der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth.

Ehemals der berühmte Versammlungsort der Landstände von Cleve und Mark, unter denen Cleve Nobilis hieß und die erste Stimme besaß, und die Stätte eines Gerichtstages des Magistrates, der wöchentlich dreimal gehalten wurde, läßt uns das Rathhaus keinen weitern Blick auf seinen Ursprung zurückthun, als etwa 160 Jahre. Seine nach Velsen im September 1813 durch eine neu ersetzte alte steinerne Treppe trug eine schon im klassischen Alterthume gefeierte Sentenz in folgender Fassung als Inschrift:

„Cunctis velle placere, cave, namque omnibus unquam
Nemo satisfecit, nemo satisfaciet.“
(Hüte dich Allen gefallen zu wollen, da Alle noch jemals
Keiner befriediget hat, Keiner befriedigen wird.)

Im Jahre 1833 wurde das Rathhaus im Innern neu umgebaut und gewann dadurch ein schönes Ansehen und eine zweckmäßigere Einrichtung; 1854 aber wurde es durch einen neuen großartigen Saalanbau erweitert, der als Concertsaal dienen soll. — Von den Gemälden und Bildern, welche in seinen Räumen Aufbewahrung fanden, haben mehrere für Cleve in örtlicher und geschichtlicher Beziehung keinen geringen Werth. Darunter zwei auf Holz gemalte Abbildungen der Grafen Dietrich IX. und Johann II., Adolph I. von der Mark und Herzog Adolph I., sowie 7 andere Bildnisse von clevischen Grafen und Herzogen. Ferner eine schöne Ansicht von Cleve (Kupferstich von 1653), ein Porträt des Prinzen Moriz*) und eine werthvolle Abbildung der letzten Huldigungsfeier in Cleve (unter Friedrich Wilhelm II.) und des letzten Zuges am Gnadenseil von Maler Laquay.

*) Wenn auch nicht jenes Originalbild, welches von dem Prinzen der Stadt Rees zum Geschenk gemacht und von dem dasigen Magistrat als Beitrag für den Antiquitätensaal zurückgeschenkt wurde!

Unweit der Schwanenburg, an der südöstlichen Seite der Stadt prachtvoll gelegen, nimmt der Prinzenhof mit seinen herrligen Anlagen unter den Privatgebäuden Cleve's den ersten Rang ein. Prinz Moriz hatte sich dieses Lustschloß durch den Maler und Baumeister P. Post mit Zuziehung seines Freundes, des holländischen Generals v. Dopp 1664 erbauen lassen und bewohnte nun abwechselnd das Schloß und diesen reizenden Landsitz, welcher, nach seiner Würde als kurfürstlich brandenburgischer Statthalter, auch die Statthalterei genannt zu werden pflegte, besonders als sein Nachfolger in diesem Amte, der Erbprinz Friedrich von Hessen-Cassel, der nachherige König von Schweden, seit 1703 hier für einige Jahre seine Residenz aufschlug. — Friedrich der Große schenkte 1754 den Prinzenhof dem Kammerpräsidenten v. Bessel. Von diesem ging er nach mehrmaligen Veräußerungen 1792 an die Frau Gräfin von Lippe-Meinerzhagen über; seit 1811 aber bildete er ein neidenswerthes Besitzthum des Grafen Carl von Lippe-Biesterfeld, der die Anlagen des Lustschlosses noch durch den Ankauf des schon von Kayser in seinem „Clevischen Parnaß" verherrlichten v. Hymmen'schen Gartens erweiterte. — In einfach edlem Style geschmackvoll aufgeführt, umgürten die Gebäude des Prinzenhofs kreisförmig einen großen Hofraum und haben im Wesentlichen keine Veränderungen erlitten, während sein im steifen französischen Geschmack angelegter Garten im Herbste 1814 nach dem Plane des Hofrath Weyhe zu Düsseldorf in einen englischen Park umgeschaffen wurde. Die reizende Abwechslung seiner Anlagen und seine herrliche Fernsicht machen den Prinzenhof, dessen Besuch mit größter Liberalität gestattet wird, zu einem Lieblingspunkt der Einheimischen und Fremden. — Die Könige Fr. Wilhelm I. und Fr. Wilhelm II., sowie die Helden Prinz Eugen und Marlborugh sollen hier, wie Belsen rühmt, mit Entzücken verweilt haben. Auch nahmen der französ. Marschall Macdonald und Zerno Soubow, der General der donischen Kosaken, kurz hintereinander auf diesem Lustschloß ihr Absteigequartier. — Interessant ist die von jenem Autor mitgetheilte Anekdote, wie sich Prinz Moriz eine entsprechende Straße von der Statthalterei nach der Stadt schuf, zu welcher nur ein unbequemer Weg durch die Gartenanlage entlang des Flüßchens Kermesdaal führte. Als nämlich der Prinz das Nassauerthor anlegen wollte, machten ihm die Stiftsherrn allerlei Schwierigkeiten. Verdrießlich über diese Hindernisse bei einer so zweckmäßigen Anlage und nicht zur Aufgabe seines Planes geneigt, nahm er seine Zuflucht zu einer List. Er ließ nämlich ganz in der Stille ein Thor anfertigen und dann die Canonici eines Abends zu sich einladen.

Während sich nun die Herrn bis tief in die Nacht hinein bei dem fröhlichen Gelage gütlich thaten, brachen Handwerksleute in die Mauer rasch die nöthige Oeffnung und setzten das neue Thor ein. Die Stiftsherrn mußten am andern Morgen zum bösen Spiele gute Miene machen; die neue Pforte blieb und wurde, wie die dort beginnende doppelreihige Lindenallee, dem Prinzen zu Ehren mit Nassau's Namen geschmückt.

Ursprünglich die „Konradsburg" und späterhin das „von Strünckede'sche Haus" genannt, wurde Bellevüe in der neueren Zeit das liebliche Besitzthum des Barons v. Smeth, der ihre schönen Parkanlagen beträchtlich erweiterte und geschmackvoll umschuf. Seine erste Vergrößerung und geschlossene Abrundung verdankte dieses hübsche Landhaus nach Velsen einem Wolkenbruch. Derselbe ergoß sich nämlich am 7. August 1763 über die Stadt Cleve, besonders über die Umgegend zwischen dem Cleverberg und Bellevüe und zerstörte den Sandbergsweg und die Wolfsstraße, welche, beide entlang des Hauses laufend, nicht mehr hergestellt, sondern dessen damaligem Eigner, dem Freiherrn v. Spaen, abgetreten und von demselben mit seiner Besitzung vereinigt wurden. Bellevüe selber war indessen durch jenen Wolkenbruch, der hier einen Theil der Bergwand hinweggerissen hatte, in so große Gefahr gekommen, daß ihr Gebäude nur durch die Anstrengung vieler Menschen gerettet werden konnte, die das Haus durch schleunige Unterstützung mit Holzstämmen und Reiserbündeln vor dem Einsturz schützten. — Friedrich der Große, welcher Cleve zweimal besuchte, nahm seine Wohnung beide Male in diesem netten Landhaus. Als nun v. Spaen eines Tages bei einem Spaziergang mit dem König durch die Anlagen seines Besitzthums das Gesuch stellte, ihm die waldige Höhe südlich von Bellevüe in Erbpacht zu geben, lehnte Friedrich diese Bitte ab mit der lakonischen Bemerkung: „Er (v. Spaen) werde immer einen Grenznachbar behalten müssen."

Unter Cleve's Gebäuden fällt dem Fremden alsbald auch das Atelier und Belvedere des berühmten Landschaftsmalers Koekkoek mit seiner schimmernden Minerva in die Augen. Auf der höchsten Stelle des Gartens oberhalb seines Hauses an der Cavarinerstraße geschmackvoll aufgeführt, bietet dieses Belvedere von seinem platten Dache eine köstliche Aussicht über die Stadt, den Thiergarten und die Rheinniederung gegen Holland und bildet die künstlerische Werkstätte des Mannes, der sich eines mehr als europäischen Rufes erfreut. — Bernhard (Barend) Cornelius Koekkoek, einer der vorzüglichsten neueren Landschaftsmaler, wurde 1803 zu Middelburg in Seeland geboren und Cleve zählte ihn seit 1834 zu

seinen Bewohnern. Seine Bilder sind außerordentlich gesucht und zeichnen sich aus durch ihre Treue in der Darstellung der Natur, die der Meister bis in's Kleinste wiedergibt, aber mit einer so seltenen poetischen Auffassung, daß uns aus seinen Werken ein eigenthümlich künstlerisches Leben und ein eigenthümlich künstlerischer Hauch anweht. — Koekkoek gründete 1841 in Cleve eine Malerschule, die alljährlich um Pfingsten eine Gemäldeausstellung zu milden Zwecken anordnete. Auch ein Kunstverein war die Frucht seines Wirkens und mancher wackere Schüler ging aus der unter seiner Leitung blühenden Anstalt hervor. — Ueberhaupt darf man von Cleve rühmen, daß es dort nicht an Kunstsinn fehlte, und daher finden wir denn auch noch manches werthvolle Gemälde, wie das bereits erwähnte „Theorie und Praxis" von Post und Meister Wihelm's Bild der „unbefleckten Empfängniß Mariä" bei Hrn. Bessel, in den Händen hiesiger Privaten.

Wenn sich der freundliche Besucher Cleve's, nach einer längeren oder kürzeren Wanderung durch dessen Schönheiten und Merkwürdigkeiten, erholen und erfrischen will, findet er auch dazu Anstalten genug. Die Stadt hat nämlich, da ihr zahlreicher Fremdenverkehr dieselben in hinlänglicher Zahl in's Leben gerufen, an Gasthäusern keinen Mangel und sind davon, in alphabetischer Ordnung, ersten Ranges: Goldner Adler — Berliner Hof — Römischer Kaiser — Hotel Laferriere (das schon erwähnte frühere v. Oven'sche Haus) — Hotel Maywald (Prinz Moriz von Nassau) — König von Preußen — Hotel Stirum und Thiergarten. Das Hotel Maywald, an der Nassauerallee vor der Stadt, oberhalb des Prinzenhofes, hat eine herrliche Lage und gewährt aus seinen Zimmern, wie aus der bedeckten Säulenhalle auf der Terrasse vor dem Hause, die schönste Fernsicht über die weite Rheinthalung und das Flüßchen Kermesdaal zu unseren Füßen, welches, mit Vogelhäusern, Nachen und Gondeln belebt, sich teichartig dahinzieht und mit dem Spoygraben vereint. — Das Gasthaus zum Thiergarten (Robbers), in den reizenden Anlagen des neuen Thiergartens, auf der entgegengesetzten Seite vor der Stadt, erfreut sich gleichfalls einer lieblichen Lage und Aussicht. Entstanden aus der ehemaligen Wohnung des Fontänemeisters, bildet dieser Gasthof an den Sonntagen während der schönen Jahreszeit einen Hauptbelustigungsort für die heitere Welt der Stadt und ihrer Umgebung. — Das Hotel Stirum in seiner Nähe war zur Zeit, da Cleve, wenigstens am Niederrhein, als Kurort einigen Ruf genoß, das Badehaus und der Gasthof der Brunnengäste. Friedrich der Große hatte auf seiner Stätte 1746 einen bret-

ternen Brunnensaal und 1749 ein stattliches Brunnenhaus mit kuppelförmigem Dache erbauen lassen, welches in der französ. Zeit von dem Grafen von Stirum angekauft und in einen reizenden Landsitz verwandelt wurde, bis der jetzige Eigenthümer (Arntz) das Haus wieder als Gasthof eröffnete.

Tiefer am Fuße des Springenbergs, im s. g. „Erlenbüschchen", liegt, von malerischen Baumgruppen umschlossen, das 1845 erbaute schöne und großartige Schützenhaus mit der „Schützenwiese", die Uebungs- und Vergnügungsstätte der hiesigen Schützengesellschaft, welche, unter dem Wahlspruch: „Ordnung, Eintracht, Freude" 1830 gegründet, seit Juni 1831 den Prinzen Friedrich v. Preußen zu Düsseldorf ihren „Protektor" nannte und alljährlich am zweiten Sonntag nach dem 2. Juli auf dem Schützenhaus und in den Anlagen des dazu gehörenden Lustwäldchens ein glänzendes Schützenfest begeht. *) — Ein ähnlicher Verein zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte eine mehr militärische Einrichtung, feierte aber auch schon ein derartiges Volksfest auf der Wallwiese vor dem Brückenthor.

Als der schönste Stadttheil Cleve's erscheint die Nymweger Straße vor dem Cavariner- oder alten Rheinthor mit ihrer hübschen doppelreihigen Lindenallee, ihren Gärten und Landhäusern. Zur Linken dieses Baumgangs, der, ein Werk des Prinzen Moriz, bis zum Dorfe Donsbrüggen führt, liegt am Fuße der Anhöhe, welche ehemals Lamersberg hieß, ein Garten, der jetzt zwar nichts Merkwürdiges mehr bietet, aber wegen einer Erinnerung an jenen unvergeßlichen Fürsten dem Fremden nicht ungezeigt bleibt. Lamers, der damalige Besitzer dieses Gartens, zu welchem der nach ihm genannte Berg mit seinen schönen Anlagen gehörte, ließ nämlich nach Velsen auf sein Gartenthor die Verse:

„Als de Boom is groot,
So is de Pooter dood"

setzen, die den Gedanken aussprechen, daß sich der Pflanzer von Baumanlagen seiner Pflanzungen selbst nicht erfreue. — Moriz, der in dieser Inschrift eine gewisse, um die Nachwelt unbekümmerte Selbstsucht zu finden glaubte, darüber unwillig und besorgt, daß seine herrlichen Schöpfungen nach seinem Tode vernachlässigt würden, wenn sich der Stadt eine solche Gesinnung bemächtige, lud den Eigenthümer des Gartens zu sich und be-

*) Früher wurde das Schützenfest, dessen Feier Velsen beschreibt, theils im Hotel Stirum, theils in Berg und Thal begangen. Mit demselben ist ein 8tägiger Jahrmarkt verbunden.

kehrte ihn während der Tafel gesprächsweise so freundlich zu einer besseren Ansicht, daß Lamers es beifällig hinnahm, als er bei einem Spaziergang mit dem Prinzen nach Tisch jene Inschrift auf dessen Veranlassung in die Verse:

„Bouwen, graven, planten laet uw niet verdrieten,
So sult gy, en die naar uw kommen het genieten“

umgewandelt fand, die ermahnen, uns das Bauen, Graben und Pflanzen nicht verdrießen und die Nachkommenden unsere Schöpfungen genießen zu lassen. — Neben diesem Garten steht nun ein schönes Landhaus, umkränzt von den lieblichsten Gartenanlagen, die sich bis zur Höhe des Hügels hinanziehen, an welchen sie sich schmiegen, und weiterhin, in der Nähe des Hohlweges „Gruft,“ vier hübsche andre, unter denen die Villa nova als ein wahrer Prachtbau erscheint, obwohl sie alle ihrem Erbauer, Herrn Weinhagen, Ehre machen und der Stadt zur Zierde gereichen. Dort stand ehedem auch ein hölzernes Portal mit einer abgestumpften Pyramide, deren Inschrift dem Besucher der schönen Anlagen des Thiergartens zum Voraus die Versicherung gab: „Grata nobis otia parat.“

Wie schon der Name andeutet, aus einem Kloster entstanden, bildet das Lustschloß Gnadenthal mit seinen ausgedehnten Gärten und Anlagen ein reizendes Besitzthum des Freiherrn von Hövell. Probst Heinrich Rässins oder Räscop zu Utrecht hatte 1456 das Kloster auf dem ehemaligen Allodialgut Ganswykshof für die Augustinermönche zu Uedem erbauen lassen und Gnadenthal genannt. Nach seiner Zerstörung im niederländischen Kriege (1590) kehrten die Brüder in ihre Heimath zurück, ihre Nachfolger aber vertauschten 1670 das Gut Ganswyk an den Freiherrn Werner Wilhelm von Blaspiel. Dieser ließ das verwüstete Besitzthum wieder in Stand setzen, während sein Sohn, der Minister Joh. Moriz von Blaspiel, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts das schöne und großartige Gebäude aufführte, welches gegenwärtig noch dasteht. Dagegen hat der in dem damaligen steifen französischen Geschmack angelegte Garten nebst der ganzen Umgebung des Lustschlosses unter dem jetzigen Eigner an Schönheit sehr gewonnen.

Aus dem Fuße des Springenbergs, von einer hübschen Säulenhalle überwölbt, hervorperlend, war die cleve'sche Mineralquelle, ein Stahlbrunnen, früher höher geschätzt, als heute. Nachdem Dr. Schütte im Jahr 1742 die Quelle mit vieler Mühe und großen Kosten entdeckt und gefaßt hatte, begann er, dieselbe als Heilmittel anzuwenden, und der Besuch des jungen Bades steigerte sich bald bis auf 400 Gäste fürstlichen

und bürgerlichen Standes. Schütte führt darunter namentlich die Helden des 7jährigen Krieges, Prinz Heinrich von Preußen und Herzog Ferdinand von Braunschweig, an, und auch Friedrich der Große trank während seines Verweilens in Cleve das Wasser jener Quelle mit „allerhöchster Approbation" kurmäßig jeden Morgen. Was er, bei dem die Stadt wegen ihres Privilegiums der Militärfreiheit nicht sonderlich in Gunst stand, für das Bad gethan, habe ich bereits erwähnt. — Cleve erfreute sich indessen als Kurort nur einer sehr kurzen Glanzperiode, um wieder in desto längere Vergessenheit zu versinken. Während der Kriege mit Frankreich wurden seine Badeanlagen zerstört, vernachlässigt und endlich ganz aufgegeben. Ihr Begründer erntete, statt des verdienten Dankes, Spott und Hohn; der Mineralbrunnen aber war zuletzt kaum mehr dem Namen nach bekannt. Erst seit 1844 wandte sich ihm die öffentliche Aufmerksamkeit wieder zu und so erstand, begünstigt durch eine namhafte Unterstützung von Seiten des Staates, die gegenwärtige Trinkhalle, welche nach dem Entwurf des Bauraths Umpfenbach im Sommer und Herbst 1845 und das neue Badehaus, welches nach dem Plane des Rendanten Weinhagen in demselben Jahre, beide mit geschmackvollen Anlagen umgeben, aufgeführt wurden. — Das Wasser der cleve'schen Mineralquelle hat bei einer Temperatur von 7° R. ähnliche Bestandtheile und Wirkungen, wie die entsprechenden Quellen zu Schwalbach, Pyrmont, Eger und Spaa. Hell und klar, etwas nach Schwefelwasserstoffgas riechend, metallisch schmeckend und einen gelblichen Oker absetzend, enthält dasselbe nach Belsen als Hauptbestandtheile: Kohlensaures Natron, Kieselsäure, kohlensauren Kalk, kohlensaure Magnesia und kohlensaures Eisenoxydul und soll sich besonders in folgenden Leiden wirksam erweisen: In Krankheiten des lymphatischen Systems, vorzüglich skrophulösen Uebeln, in allen Krankheiten der Verdauungswerkzeuge aus Schwäche, wie Verstopfung und Durchfall, Verschleimung und Säuren, in Krankheiten aus gesunkener Lebensthätigkeit des Blutes, insbesondere Bleichsucht, und in Krankheiten aus Mangel an Thätigkeit des Nervensystems, namentlich Hypochondrie und Hysterie. — Wenngleich nun aber viele von den genannten Leiden in dem benachbarten Holland endemisch sind und mein Gewährsmann (1845) daran die Hoffnung knüpfte, daß der clevische Mineralbrunnen, wie ehemals, auch in der Folge werde von dorther am meisten besucht werden; so wollte es bis jetzt dennoch nicht gelingen, das Friedrich-Wilhelms-Bad, wie es dem König zu Ehren genannt wurde, dem duftigen Kranze der deutschen Bäder einzureihen, und seine Heilquelle als

eine Quelle des Heils für die leidende Menschheit und den gesunkenen Wohlstand Cleve's aus dem Dunkel einer fünfzigjährigen Vergessenheit emporzubringen.

Als ein kleines Gewässer dem Kanal Kalflack in der Nähe von Calcar entspringend, aber, durch den Zufluß aus Quellen und Gräben verstärkt, an dem s. g. Flack bei Qualburg plötzlich eine ansehnliche Tiefe und Breite gewinnend, windet sich das Flüßchen Kermesdaal am Fuße des die Stadt amphitheatralisch umsäumenden Höhenzugs hin, fließt mit kaum bemerkbarer Strömung an Cleve vorüber und mündet hier bei der Brücke in den Spoykanal, der, gegen das Haus Nellewartje hinabziehend, sich dort in zwei Arme theilt, von welchen der unfahrbare sich unterhalb Rindern durch die Vosseschleuße, der schiffbare aber bei Brienen durch die Spoyschleuße in den alten Rhein ergießt. Dieser Strom wälzte, wie unverkennbare Spuren seiner verlassenen Strombette darthun, dereinst seine gewaltigen Fluthen an den Höhen von Xanten, Calcar und Cleve entlang und zog von dieser Stadt, in deren „Cavarynerstraße" man noch einen Namensanklang an „Fischer" findet, doppelarmig quer durch den Gau Düffel oder Duiffelt, angeblich vom römischen Duofluvius (Zweistrom), urkundlich (720 und 793) aber Pagus Dublen genannt, nach Nymwegen und Schenkenschanz. Das linke Ufer des königlichen Stromes bildete damals der altberühmte Reichswald, dessen Höhen sich in seinen Gewässern spiegelten. Nach alten Ueberlieferungen soll der Rhein diesen Lauf in Folge einer furchtbaren Ueberschwemmung unter dem römischen Kaiser Diocletian (um's Jahr 284 n. Chr.) verändert haben; es muß jedoch dieses Ereigniß erst später eingetreten sein, da noch in einer Urkunde von 891 Ortschaften, wie Spaldorp, Niel und Bimmen, als auf seinem rechten Ufer gelegen vorkommen. Außerdem hat nach Driesen der Sprengel des Bischofs von Utrecht, der sich nur östlich vom Rhein ausdehnte, während das Gebiet der Erzdiözese Köln sich westlich von demselben hinstreckte, niemals diesen Strom überschritten, und dennoch standen die Kirchen zu Kellen, Griethausen, Brienen und Rindern unter jenem Bisthum und lagen mithin am rechten Gestade des Rheins, der damals zwischen Kellen und Rindern auf der rechten und Cleve und Qualburg auf der linken Seite dahinströmte. Die Veränderung seines Bettes kann also nicht, wie Belsen will, jedenfalls vor dem Auftreten der Römer in diesen Gegenden erfolgt sein. Wann jedoch der Strom den lieblichen Höhen von Xanten, Calcar und Cleve Lebewohl sagte, und wie oft

er seine Laufbahn wechselte, das läßt sich wohl nicht mehr ermitteln. Indessen floß er schon im Jahre 1085, in welchem der ehemalige Rittersitz Schmithausen bei Kellen als „Rheinzollhaus" vorkommt, rechts an diesem Dorfe vorüber, wo noch gegenwärtig eine Fähre über einen zurückgebliebenen Arm oder Strang des Flusses führt, welcher der „alte Rhein" genannt wird und sich unterhalb Schenkenschanz mit dem großen neuen Rhein vereinigt. Jenes Zollhaus bestand noch 1348, schon 1355 aber spricht Graf Johann von Cleve in einer Schenkungsurkunde von seinem „Alluvium" zu Monreberg bei Calcar „in den alden Rine" und 1402 muß Emmerich bereits eine Uferstadt des Rheines gewesen sein, weil ihr der Graf und nachmalige Herzog Adolph von Cleve damals das Privilegium der Befreiung von den Zöllen zu Büderich, Lobith und Huissen ertheilte. — Uebrigens dürfte neben diesen Thatsachen die Ansicht nicht ganz unberücksichtigt bleiben, daß, gleich allen unseren Flüssen, auch der Rhein früher weit mächtiger gewesen sei, als gegenwärtig, und daher diesen Theil seiner Niederung ebenso in mehreren Armen durchzogen habe, wie noch jetzt das Flachland Hollands, wo der Vogel oft tiefer wohnt, als der Fisch des nahen Meeres und die Firsten der Häuser überragt sind von den Schnäbeln der Schiffe. — Mag indessen der Rhein sein hiesiges Bett verlassen haben, wann er will; er strömte in gewaltiger Ausdehnung dahin, wo jetzt die kleinen Gewässer des Kermesdaals und Spoygrabens ihren Lauf haben, die längst versiecht wären, wenn sie nicht jenen gleichsam neuen Ursprung und verstärkenden Zufluß empfingen, dessen ich vorhin gedacht habe. Und doch war dieses Flüßchen und dieser Graben bestimmt, unsrer Stadt den Verlust des königlichen Stromes freilich nicht zu ersetzen, aber doch minder schmerzlich zu machen, indem für Cleve in ihren Wellen eine Lebensfrage entweder zu Wasser werden, oder deren Verwirklichung, gleich einer strahlenden Aphrodite, aus denselben emporsteigen sollte.

Schon Prinz Moriz, dessen Namen, wie Velsen sagt, ein Clever nicht aussprechen kann, ohne in Dankbarkeit seiner unsterblichen Verdienste zu gedenken, hatte, in der Absicht, zwischen Cleve und Nymwegen eine sogenannte Beurt- oder Rangschifffahrt zu gründen und dadurch den Wohlstand der blühenden Stadt noch mehr zu erhöhen, im Thiergarten die Anlage eines Kanals nach dem Rhein begonnen, sein am 20. Dez. 1679 erfolgter Tod aber diesem Unternehmen, das bis zu dem später erbauten königlichen Jagdschloß Wasserburg gediehen war, ein Ende gemacht, um es für immer ein Stückwerk bleiben zu lassen, welches übrigens, zu beiden Seiten mit hübschen Lindenalleen bepflanzt, den schönen Anlagen zur hohen

Zierde gereicht, in deren Mitte es seinen Anfang nimmt. Erst unter Kurfürst Friedrich III. sah man den Plan des Prinzen Moriz wieder in Aufnahme und an einem für die Stadt gelegeneren Platze und in minder kostspieliger Weise zur Ausführung kommen, indem zu dem Kanalbau größten Theils der alte Spoygraben benutzt, in entsprechender Breite und Tiefe aufgeräumt, mit einer Durchlaßschleuße versehen, und die aus dieser Anlage entspringenden Vortheile der Stadt überlassen wurden. — Schon seit den frühesten Zeiten vorhanden, hatte der alte Spoygraben wohl nur zur Ableitung der Gewässer von den Feldern und Wiesen gedient, die der Rhein zu überfluthen pflegte, und war für die Schifffahrt*) nur von geringer Bedeutung gewesen; jetzt aber drängte sich, besonders im Frühjahre, Mast an Mast auf ihm und Segel an Segel, um Landesprodukte auszuführen und die Magazine der Stadt zu beiden Seiten des Kanals mit fremden Waaren wieder zu füllen. Bei Brienen bildete der Spoykanal unmittelbar vor der Schleuße einen ausgedehnten Hafen, in welchem oft der größte Theil der niederländischen Handelsflotille überwinterte, deren Mannschaft dann des Sonntags in Kähnen nach Cleve fuhr, um dort dem Gottesdienste beizuwohnen. — Aber nur kurze Zeit währte die damals blühende Schifffahrt Cleve's und der damit verbundene Handel. Schon 1740 durchbrach der Rhein die Dämme und verschlammte den Kanal an vielen Stellen; die theuere alte Durchlaßschleuße wurde für die nunmehr breiter gebauten neuen Rheinschiffe zu schmal; noch andere Hindernisse gesellten sich dazu und der lebhafte Verkehr begann daher nothwendig zu sinken. Den Todesstoß gab ihm indessen erst die furchtbare Ueberschwemmung des Jahres 1809, welche die Kammerschleuße an der Spoy zerstörte, das Fahrwasser des alten Rheines versandete und die Schifffahrt völlig zu Grund richtete, einen und den anderen Kohlennachen abgerechnet, der sich mühsam durcharbeitete, um das Dasein des Spoykanals nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen. — Erst 1836 brachte der für das Wohl der Stadt so besorgte Bürgermeister Onderreyck die Wiederschiffbarmachung desselben von Neuem in Anregung, 1843 wurde deren Ausführung auf Staatskosten, gegen Verzicht der Stadt auf die ihr von Kurfürst Friedrich III. gewährten Anrechte, durch eine Kabinetsordre des Königs genehmigt und im Jahre 1848 war das Werk auch zu Stande gebracht; einen Ersatz für seinen verlornen Wohlstand fand Cleve indessen

*) Am 4. Dezember 1658 passirte Prinz Moriz als der Erste die damals neu angelegte Spoyschleuße auf seiner Reise von Cleve nach dem Haag.

durch diese erneuerte Anlage eben so wenig, als in den Hoffnungen auf seine Mineralquelle, obwohl man auch eine Struve'sche Mineralwasseranstalt damit verband.

Die Südseite des ehemaligen Mittelthores*), durch dessen Abbruch (1826) Cleve ein schönes und merkwürdiges Denkmal der Vorzeit verlor, schmückte einst über dem Thorbogen ein Gemälde, welches den Rhetor Eumenius darstellte und oberhalb von einer langen Inschrift mit goldenen Buchstaben, unterhalb aber von den Worten: „Eumenius Rhetor. Romanus. Scholae Clivensis Conditor" (der Redner Eumenius, ein Römer, der Gründer der clevischen Schule) begleitet war. — Geboren zu Augustodunum, dem heutigen Autun, in Gallien im 3. Jahrhundert n. Chr., gründete Eumenius, nach einer lange für geschichtlich gehaltenen sagenhaften Ueberlieferung, auf Veranlassung des Kaisers Diocletian in der damals römischen Stadt Cleve die erste Schule und unterrichtete die unwissende Jugend in der lateinischen Sprache und den römischen Sitten. Er empfing von den Cäsaren Diocletian und Galerius einen jährlichen Gehalt von 600,000 Sesterzien (25,000 Thlr.!), welchen er jedoch den Bewohnern von Cleve zum Geschenke machte, um Schulen zu erbauen. Aus Dankbarkeit gegen diese Großmuth ließ die Stadt das Bild des Wohlthäters in Stein aushauen und aufstellen. — Diese Statue des Eumenius, nach welcher das Gemälde am Mittelthor ausgeführt war, stand bis 1771 im Rittersaale der Schwanenburg, dann auf dem Rathhause, später (1777) im Antiquitätensaal des Schlosses und ziert seit 1820 die Aula des Gymnasiums. Aus feinkörnigem Sandstein gemeißelt, mißt das Standbild 3 Fuß und 9 Zoll Höhe, ist mit einer Toga, die aber eher einem Mönchsgewande gleicht, bekleidet und an den Lenden umgürtet. Auf seinem Haupte sitzt, einem Priesterkäppchen ähnlich, eine niedrige Mütze und seine Fußsohlen ruhen auf Sandalen. In der beschädigten Linken der Statue lag, wie man vermuthet, ein Zuchtstab (ferula), in ihrer Rechten aber hält sie eine flache Schüssel mit kleinen Unebenheiten, in denen man

---

*) Zur Linken dieser Stadtpforte waren die Verse:

„Vita viatoris quasi transitus: omnia finem
Quidquid et immundus mundus honorat, habent.
Transivere patres, simul hic transibimus omnes;
In coelo patriam, qui bene transit, habet" —

angebracht, in welchen das menschliche Leben mit dem Durchgang durch ein Thor verglichen wird und deren letztes Distichon auch zu Eppstein im Taunus als Steininschrift über dem Eingang zum dasigen Todtenhof steht.

bald Goldstücke, bald Brödchen, und Schütte sogar einen Fisch mit vergoldeten Schuppen entdeckt haben will. „Dieses Standbild, welches wahrscheinlich erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstanden ist, und von welchem schon Dithmar in seinen Anmerkungen zu „Teschenmacher's Annalen" sagt, es gleiche eher einem Priester, als einem Rhetor, hat durchaus keinen Kunstwerth, und das anscheinend Ehrwürdige wird komisch, wenn man in demselben nur das Document einer gelehrten Selbsttäuschung erkennt." Nach meinem Gewährsmann ist nämlich hinreichend erwiesen, daß nur eine unrichtig verstandene Stelle in der Rede „De restaurandis scholis", welche Eumenius vor dem Statthalter Galliens hielt, zu der Sage Veranlassung gab, die ihn als conditor scholae Clivensis bezeichnet. Velsen, der diese Ansicht mittheilt, nennt daher das Standbild des Eumenius Rhetor und jene eiserne Votivtafel, welche den Dictator Julius Cäsar als aedificator oder fundator arcis Clivensis aufführt, nachdem sie lange für die größten Zierden der Sammlung classischer Alterthümer gegolten, — antiquirte Kuriositäten und ruft aus: „Hätte man uns doch, statt dieser clevischen Alterthümer, die römischen gelassen!*) — Wenn aber den Clevern in dieser Weise auch der Ruhm streitig gemacht wird, schon so frühe eine Schule besessen zu haben; so ist doch gegenwärtig in dieser Stadt, trotz der nichts weniger als reichlichen Mittel, wie überhaupt im „Staate der Intelligenz", für das Unterrichtswesen vorzügliche Sorge getragen, nachdem dasselbe unter der französischen Herrschaft, wo dem reformirten Gymnasium das letzte Stündlein schlug, sehr im Argen gelegen hatte. — Da indessen die verschiedenen Lehranstalten, mit Ausnahme der katholischen Mädchenschule in dem 1841 angekauften und umgebauten Hause der Mühlenstraße, vom Gymnasium herab bis zur Kleinkinderschule, im Verlauf meiner Darstellung bereits erwähnt wurden; so habe ich nur noch anzuführen, daß die Hauptelementarschulen Cleve's confessionell getrennt und, neben den zahlreichen öffentlichen Schulen, auch noch zwei Privat-Erziehungsanstalten für Mädchen höherer Stände, unter Leitung des Herrn Huyssen und der Frau Wittwe Richard, erblüht sind.

Während Cleve im Laufe der neuern Zeit an Schönheit sehr gewonnen hat, ist sein Wohlstand in eben diesem Grade gesunken. Früher

*) Bei dieser Gelegenheit mache ich auf die sehenswerthe Sammlung von Conchilien, Raritäten und Antiquitäten des Herrn Zahnarztes Lehman Joseph Son aufmerksam, zu welcher der greise Besitzer jedem Fremden mit dankenswerther Bereitwilligkeit den Zutritt gestattet und ihm zugleich den gefälligen Erklärer macht.

die Haupt- und Residenzstadt eines der ansehnlichsten Herzogthümer Deutschlands und die Besitzerin kostbarer Privilegien, der Versammlungsplatz des aufwandliebenden Landtages zweier Länder und dem Range nach die dritte Stadt des preußischen Staates, der Sitz einer Regierung mit zahlreichen Behörden und der Wohnort einer reichen Welt- und Klostergeistlichkeit, der Lieblingsaufenthalt vornehmer holländischen Familien und der Zielpunkt zahlloser Wanderer, bildet Cleve, von 1816 bis 1821 noch selber die Hauptstadt eines Regierungsbezirks, gegenwärtig nur noch den Hauptort des nach seinem Namen genannten Kreises im Regierungsbezirk Düsseldorf und hat daher an Wohlstand und Bedeutung unendlich Viel eingebüßt. Mit dem Einzug der Franzosen am 19. Oktober 1794 war sein goldenes Zeitalter dahin und sein ehernes, wie Velsen sich ausdrückt, brach herein, um den alten Glanz und die alte Herrlichkeit nie wieder aufblühen zu lassen. Die s. g. clevischen Diamanten, Quarzstücke, die, in den umliegenden Sandhügeln häufig gefunden, zuweilen von solcher Reinheit und solchem Feuer waren, daß sie, gut geschliffen, selbst ein Kennerauge kaum von den orientalischen zu unterscheiden vermochte*), führten zwar lange diesen Namen, sind aber nicht minder blos leere Klänge bitterer Erinnerung an die glanzvolle Vergangenheit, als der Name Goldstraße, den noch gegenwärtig eine Straße führt, und der Titel, welcher Cleve als das gelobte Land des Ackerbaues rühmt, der Stadt jedoch nur die Ehre einbrachte, von ihrer fruchtbaren Umgebung das Feld bei Kellen die „clevische Kornkammer" genannt zu wissen. — Bald nach der Wiederkehr unter „Preußens glorreiches Scepter", als 1815 der Sitz eines königl. Oberlandgerichtes und 1816 der Sitz einer königl. Regierung nach Cleve verlegt wurde, schien zwar das glänzende Gestirn seiner Vergangenheit wieder über der Gegenwart aufgehen zu wollen; aber es verschwand auch wieder, wie ein Meteor, welches die Nacht plötzlich erhellt, um sie dann nur desto finsterer erscheinen zu lassen. Es ist daher kein Wunder, daß es der Stadt, deren reiche Erwerbsquellen versiecht sind, nicht an Armen fehlt, und es macht einen eigenthümlichen Eindruck auf den Fremden, wenn er dort Kinderchen von 2—3 Jahren sich mit Holz-

*) So sandte, wie eine Anekdote erzählt, Prinz Moriz einmal einen großen und gut geschliffenen clevischen Diamant an einen Juwelier zu Amsterdam, um denselben fassen zu lassen. Der Goldarbeiter, den Stein für ächt haltend, vertauschte denselben gegen einen kleineren, aber ächten Diamanten und schickte diesen dem Fürsten zurück. Moriz, ein großer Kenner, bemerkte sogleich den Tausch und hatte seinen wahren Spaß an dem Selbstbetrug des Juweliers.

schuhen einherschleppen sieht. Aber diese Fußbekleidung ist billig; denn hier unten beschäftigen sich die Landleute im Winter, während die Feldarbeiten ruhen, mit der Schnitzerei von Holzwaaren. — Cleve's Erwerbsquellen, seine Baumwolle-, Seiden-, Hut-, Strumpf-, Tabak-, Leder- und Tapetenfabrikation, seine Schifffahrt und sein Handel, seine Industrie und seine Gewerbe, sein Ackerbau und seine Viehzucht, sein Fremdenverkehr und seine Beamtenzahl, sind, wie der Ruf seiner Mineralquelle, lange nicht erheblich genug, um die tiefen Wunden zu heilen, welche dem Wohlstand und der Bedeutung der Stadt durch so viele Verluste geschlagen wurden. — Derweil indessen Cleve an Wohlhabenheit zurückschritt, ist es seit 50 Jahren an Seelenzahl nicht unbedeutend vorangegangen. Die Stadt zählte nämlich nach Velsen 1792 — 5,265, 1807 — 4,919, 1816 — 6,511, 1825 — 7,184, 1834 — 7,190 und 1842 — 8,232 Seelen. Gegenwärtig aber beläuft sich die Zahl ihrer Bevölkerung auf 9,000. — Der Charakter der Einwohner Cleve's erinnert halb an Holland, halb an Deutschland, wie die Klänge ihrer platten Sprache. Neben dem holländischen Phlegma, welches die sprüchwörtlich gewordene holländische Reinlichkeit und die dadurch genährte Bequemlichkeit liebt, findet man bei dem Clever zugleich auch jenes heitere und lebensfrohe Wesen, durch welches die Rheinländer vor allen ihren deutschen Brüdern von der Natur so sehr bevorzugt sind. An Festen und Gelegenheiten zur Bethätigung dieser Lebenslust hat er denn auch keinen Mangel, und sein glänzendes Schützenfest liefert Beweises genug, daß er es versteht, ein Fest im vollsten Sinne des Wortes zu feiern. Zeigt er aber, wie aus Velsen's Schilderung der clevischen Erwerbsquellen durchblickt, weniger Unternehmungsgeist, als die zahlreichen Fabrikstädte am Niederrhein, so darf man die Erfahrung nicht außer Acht lassen, daß es auch anderen ehemaligen Residenzstädtchen nicht besser erging, die, seit Jahrhunderten an ihre Höfe gewöhnt, sich nach deren Verlust nicht so leicht in den Umschwung der Dinge zu finden wußten. Der neue Aufschwung, nach längerem Siechthum, wird indessen gewiß nicht ausbleiben, wo eine Stadt und deren Bewohner so viele treffliche Eigenschaften in sich vereinigen, wie das reizende Cleve, für welches darum, neben der eigenen neubelebten Thätigkeit, durch die zu erbauende Eisenbahn sicherlich kein eisernes Zeitalter hereinbrechen wird. — Die Mildthätigkeit, der Kunstsinn und die Geselligkeit bewähren sich als Hauptzüge des Charakters der Clever besonders in den zahlreichen Vereinen, welche diesem schönen Kleeblatte

hier ihr Dasein verdanken. Außer den bereits da und dort angeführten Vereinen zu wohlthätigen, künstlerischen und geselligen Zwecken, habe ich noch des Carnevalsvereins und des unter Mitwirkung des damaligen Unterpräfekten v. Keverberg 1809 gegründeten Musik- und Singvereins, der jetzigen Liedertafel und der städtischen Harmoniegesellschaft zu gedenken. Wohl werden als besonders glänzend die Concerte der französischen Zeit geschildert; aber heute nicht minder erfreuen Cleve's Sänger und Musiker auf den herrlichen öffentlichen Vergnügungsorten, während des Sommers im Freien und während des Winters in den Sälen, die heitere Welt der Stadt durch ihre Leistungen, die gegen jene gerühmten tonkünstlerischen Aufführungen nicht zurückstehen. — Auch wandernde Schauspielergesellschaften schlugen Thaliens Tempel immer gerne in Cleve auf, das übrigens schon um's Jahr 1780 auch ein eigenes Liebhabertheater hatte. — Die geschlossenen Gesellschaften der Stadt, Casino und Concordia, waren stets mit größter Bereitwilligkeit jedem anständigen Fremden zugänglich und außer den Bällen auch an den Sonntagabenden des Winters von Damen besucht; ihre hübschen und zweckmäßig eingerichteten Locale aber fand man mit Zeitschriften, sowie deutschen, holländischen, englischen und französischen Tageblättern, immer reichlich ausgestattet. Neben diesen beiden entstand die Harmonie, eine ausschließlich dem Bürgerstande angehörige Gesellschaft.

Fragen wir nach dem Ursprung der Stadt, über welche, von ihrer reizenden Lage und Umgebung entzückt, der Herzog von Burgund, als er im spanischen Erbfolgekrieg (1702) durch Cleve kam, geäußert haben soll, sein König, Ludwig XIV., würde 80 Millionen Livres darum geben, wenn er damit für Versailles eine solche Gegend erkaufen könnte; so blickt uns die Geschichte mit tiefem Schweigen an und nur die Sage hilft durch ihre liebliche Kunde der ernsten Schwester, dem neugierigen Frager gegenüber, aus der Verlegenheit. Und wir lauschen gerne auf das freundliche Kind, auch wenn es uns Kindisches vorerzählt, und unterdrücken das Lächeln, welches die Lippen des gestrengen Herrn Historikers beim Anhören solcher wunderlichen Dinge umspielt. — Begeistert und steigert sich der Patriotismus nach der Herrlichkeit des Geburtsortes oder Vaterlandes, so darf es uns nicht befremden, wenn cleve'sche Autoren schon in dem römischen Dichter Horaz (Carm. Buch 4, Ode 2. V. 35, dessen Worte: „Sacrum clivum" freilich leise auf Cleve's Namen „Clivia" anzuklingen scheinen, sich aber auf den heiligen Hügel des Capitols in Rom beziehen), ihre geliebte und schöne Vaterstadt zu finden glauben und die Abstammung

der Grafen von Cleve aus dem römischen Patriziergeschlecht der Ursiner herleiten, weil in den Jahrbüchern Gregors von Tours ein gewisser Ursus unter der Königin Brunhilde vorkommt und das clevische Wappen Aehnlichkeit hat mit dem Familienwappen der Ursiner. — Schon der Name „Clivia", gebildet aus dem lateinischen clivus (Hügel), meint Velsen, deute auf den römischen Ursprung der Stadt hin und es wäre, wenn Cleve sein Dasein etwa einer Ansiedlung der Colonia Trajana verdanke, welche manche Alterthumsforscher in dem nahen Dorfe Kellen finden wollten, alsdann, nächst dem Schlosse, die Unterstadt ursprünglich der älteste Theil. Damit würde auch die alte Kunde übereinstimmen, nach welcher Cleve durch die furchtbare Ueberschwemmung des Rheines zur Zeit des Kaisers Diocletian fast gänzlich zu Grunde gerichtet wurde, indem nur der im Thale gelegene Stadttheil von einem solchen Verderben habe betroffen werden können. Nach dieser Urberschwemmung aber hätten sich sodann die Einwohner Cleve's nicht mehr in der Tiefe, sondern auf den Höhen angesiedelt. Das ehemalige Mittelthor zwischen der Ober- und Unterstadt sei damals ein Außenthor gewesen und die zerstörte Unterstadt erst neu wieder erstanden, als Graf Adolph einem Theile der Einwohner von Kellen gestattet habe, sich auf dieser durch die Aenderung des Stromlaufes und die Anlage von Dämmen besser geschützten Stätte anzubauen. Aber das sind nur Vermuthungen! Will man den Kern derselben erschließen, so ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, daß Cleve entstanden ist aus einer Colonie der Welteroberer jenseit der Alpen, wie seine meisten Schwesterstädte am linken Ufer des Rheines. — Der übrigen Sagen über die Gründung der Schwanenburg, mit welcher das Dasein der Stadt enge zusammenhängt, habe ich früher schon gedacht. — Das Wappen Cleve's führt drei Kleeblätter in rothem Felde. F. M. Völker's „Wegweiser durch Cleve" (1826) beschreibt das einst am Mittelthor abgebildete Stadtwappen also: „Dieses Wappen ist ein herzförmiges rothes Schild, worauf sich drei vergoldete Kleeblätter um einen versilberten Herzschild befinden. Zum Schildhalter hat es eine männliche Figur in Panzerrüstung mit vergoldeten Bügeln; den Helm ziert eine gräfliche Krone, auf derselben sitzt ein weißer Schwan, an dessen Halse das so eben beschriebene Schild im Kleinen hängt. An beiden Seiten hat der Helm Arabesken zur Verzierung, die außen roth und innen vergoldet sind. Der Schildhalter hält in stehender Stellung das Wappen mit ausgereckten Armen an zwei blauen Bändern; in der rechten Hand hat er zugleich einen Speer und an der Seite einen Degen mit vergoldeter Scheide." — Dieser Schildhalter hat

offenbar Bezug auf den Schwanenritter Elias Grail. Das Wappen selber lassen Einige von dem Klee hergenommen sein, der hier früher, auch ohne Anbau, in großer Menge gewachsen sein soll, Andre von der Kleeblattform der Stadt, deren drei Hügeltheile die Blätter und deren Unterstadt zu dem Ganzen den Stiel bildet. Ob nicht etwa der Anklang von „Cle" im Namen Cleve (Cleef oder Kleef bei den holländischen Autoren) auf „Klee" in der Wahl dieses Wappenzeichens eine Rolle spielte, will ich nicht entscheiden.

Aus Cleve's älterer Geschichte, die eher als eine Geschichte seiner Grafen und Herzoge, denn als eine Geschichte der Stadt erscheint, theile ich nur die interessantesten Züge mit. Der Ursprung des alten cleve'schen Herrschergeschlechts ist dunkel; kaum aber lichten sich die Wolken der Vergangenheit, so tritt uns dasselbe auch schon, von Macht und Ruhm umstrahlt, entgegen, und Cleve war nicht die geringste unter jenen 5 mächtigen Grafschaften (Berg, Cleve, Jülich, Mark und Mörs), welche das Erzbisthum Köln umgränzten und aus ihren fürstlichen Häusern von 1131—1368 zwei Bruno, zwei Adolphe, zwei Engelberte, einen Friedrich, einen Walram und einen Dieterich auf dem erzbischöflichen Stuhle glänzen sahen, während ihre weltlichen Abkommen, ausgezeichnet in den Künsten des Krieges und Friedens, den Niederrhein beherrschten.

Niklas Vogt erzählt in seinen „Rheinischen Geschichten und Sagen: „Balduin II. kämpfte mit glücklichem Erfolg gegen die Normänner, nahm ihnen Duisburg und andere eroberte Städte wieder weg, schlug sie in verschiedenen Treffen und vertrieb sie von den Ufern des Rheines. Sein Sohn Arnold I. aber focht unter König Heinrich's I. Fahnen gegen die Hunnen, und, als bald darauf die Muselmänner die ganze Christenheit bedrohten, zog Dietrich III. oder der Streitbare gegen sie zu Feld und behauptete in allen Schlachten die Ehre der deutschen Nation. Durch diese den Kaisern und dem Reiche geleisteten Dienste erhielten sie Duisburg, Kaiserswerth, Wesel und andere Ortschaften, welche zuvor Reichsstädte waren, und ihre Nachfolger Arnold II. und Dietrich IV. erwarben sich als Beherrscher ihrer Erbländer den Namen Väter des Vaterlandes." Nach Driesen aber war der erste Graf, welcher auf dem linken Rheinufer, im nachmaligen clevischen Gebiete vorkommt, Balderich, der, nebst seiner Gemahlin Adela*), einer Tochter des Grafen

*) Diese Adela, von welcher ein Zeitgenosse, der Mönch Alpertus, sagt: „Nichts unerträglicher, als eine reiche Frau", ließ ihren Dienstleuten wegen ganz leichter

Wichmann von Hamelant, des Stifters der Abtei Elten, 1021 kinderlos in der Verbannung und Ungnade des Kaisers starb, nachdem sein ganzes Leben fast nur aus einer Fehde bestanden hatte. Mit einem bedeutenden Theile von dessen Besitzungen, namentlich mit Cleve, wurde dann, nach einer handschriftlichen Chronik in der Abtei Klosterrade bei Herzogenbusch aus dem Jahre 1154, der ältesten Urkunde, worin unsere Stadt erwähnt wird, von Kaiser Heinrich II. ein Edler Namens Rutger belehnt, und es stammen darnach die cleve'schen Grafen aus Flandern. Wie der Chronist erzählt, lebten nämlich dort zwei edle und mächtige Brüder, Gerard und Rutger. Beide traten in den Dienst des römischen Kaisers, der jenen in Wasenberg, diesen in Cleve einsetzte (qui locavit Rutgerum apud Clive) und ihnen so viel Land zu Lehen gab, daß sie und ihre Nachkommen die Ersten (Principes) unserer Gegend wurden. Von einem dieser Brüder stammte Albertus († 1122), der Stifter von Klosterrade, und Dietrich v. Cleve, welche die Urenkel jener beiden flandrischen Brüder waren und um das Jahr 1104 lebten. Dieser Dietrich (III.) kommt übrigens bereits 1093 urkundlich als Graf von Cleve (de Clive) vor*).

Städtische Verfassung erhielt Cleve am 25. April 1242 unter Graf Dietrich VI., der wegen seiner Tapferkeit der „clevische Wolf" genannt wurde, und seinem Sohne Dietrich dem Erstgebornen (Primogenitus). Nach dem Rathsbeschluß ihrer Freunde (ex consilio amicorum) und nach eidlichem Gelöbniß allen ihren Bürgern in der Stadt Cleve (in oppido Clive) ertheilt, war dieselbe mit mannigfachen Rechten und Freiheiten, insbesondere mit einem Schöffengericht, ausgestattet; dagegen mußten aber die Bürger den Grafen auch ihren Beistand gegen Feindes Angriff auf eigene Kosten versprechen. — Eigenthümlich war, wie in Wesel, die damalige Bestrafungsart der Schöffen, welche ungerecht geurtheilt hatten. Der Schuldige mußte nämlich dem Grafen 200 xantener Solidi bezahlen und es wurde der vordere Theil seines Hauses zerstört. — Unter Dietrichs († 1260) 58jähriger Regierung erscheint Cleve als eine der bedeutendsten Grafschaften am Niederrhein. Als daher Dietrich VIII.

Vergehen Nasen und Ohren abschneiden. Eine Rheinüberschwemmung spülte ihre in St. Peter zu Köln beigesetzte Leiche fort.

*) Daß die Grafen von Cleve auch Grafen von Teisterbant waren, ist nach Driesen nur eine Sage, die wahrscheinlich durch ihr Verhältniß zur teisterbant'schen Herrschaft Heusden veranlaßt wurde, als deren „Lehensherrn" sie bis 1334 erscheinen.

in Folge seiner Streitigkeiten mit dem Landgrafen von Hessen nach dem Spruche des Reichshofes durch Rudolph von Habsburg in die Acht erklärt wurde, konnte er sich lange Zeit dem König so hartnäckig widersetzen, daß dieser endlich 1286 den Erzbischof Siegfried von Köln auffordern mußte, den Grafen nunmehr mit dem Kirchenbann zu belegen, „damit denjenigen, den die Strenge des weltlichen Schwertes nicht schrecke, die Macht der kirchlichen Zucht zum Gehorsam bringe.“ Im Jahre 1290 söhnte sich Dietrich, indem er der königlichen Hoheit ehrfurchtsvoll nahte (regalis magnificentiae praesentiam reverenter accedens), in Erfurt nicht blos persönlich mit dem König aus, sondern vermählte sich zugleich mit dessen Nichte, Margaretha von Kiburg. Treu und hilfreich zeigte sich der Graf besonders auch gegen Kaiser Adolph von Nassau, ohne zu ahnen, daß Cleve dereinst noch einen Nassauer seinen Beglücker nennen würde. Am 19. November 1298 verlieh ihm König Albrecht zum Zeichen besonderer Gunst das Recht, in den bisherigen Münzstätten seiner Herrschaft nach kölnischem Münzfuße prägen zu lassen. Als Dietrich 1305 starb, finden wir das cleve'sche Gebiet abermals beträchtlich erweitert.

In Flandern und Brabant, dem Markte von Europa und dem Stapelplatz des Welthandels, hatten sich zu jener Zeit, wo der Gebrauch von Wechselbriefen noch nicht stattfand, sowohl reiche Juden, als Lombarden niedergelassen, welche sich hauptsächlich mit Geldwechseln und Geldausleihen gegen hohe Zinsen und gute Unterpfänder befaßten. Mit mancherlei Vorrechten und Freiheiten begabt, von den Lasten und Diensten der übrigen Stadtbürger befreit, siedelten sich „Genossenschaften“ dieser lombardischen oder toskanischen Handelsleute bald auch in vielen Städten unserer niederrheinischen Grafschaften an, wo sie auf eine bestimmte Anzahl von Jahren, gegen eine jährliche Abgabe an die Kasse der Fürsten, die Erlaubniß erlangten, ihr Gewerbe zu betreiben. Vorschüsse, die sie den Grafen, zu deren Domänen das Wechselrecht gezählt wurde, machten, und die Einträglichkeit ihrer Jahrgelder gaben Veranlassung, die Niederlassung der Lombarden und Juden zu begünstigen, und so finden wir denn, wie in Goch und Emmerich, derartige Gesellschaften bereits vor 1335 unter Graf Dietrich IX. († 1347) auch in Cleve (Lombardiers te Kleef) angesiedelt, 1359 in dem Landfrieden zu Arnheim aber auch schon Bestimmungen getroffen, um den Wuchergeist der Lombarden und Juden in Schranken zu halten.

Die Regierung des Grafen Johann II., der, zuvor Domdechant in Köln und dann vermählt mit Mechteld, der Schwester Herzog Reinalds III.

von Geldern, seinem Bruder folgte und am 19. November 1368 den cleve'schen Stamm in männlicher Linie beschloß, war fast ein beständiger Krieg. Damals brach nämlich in Geldernland der langwierige Bruderkampf (1350 bis 1364) zwischen den Hekeren, der Partei Reinalds, und den Bronkhorsten, den Anhängern Eduards, aus, in welchem Johann auf der Seite seines Schwagers stand und denselben auf's Kräftigste unterstützte. Städte wurden erobert und wieder verloren, Waffenstillstände geschlossen und nicht gehalten, Dörfer eingeäschert und Felder verheert, kurz, der Krieg wüthete und ergoß sein Verderben nicht minder über Cleve, als über Geldern. — Auch der zu Arnheim geschlossene Landfrieden trug die gewünschten Früchte nicht; die Feindseligkeiten dauerten fort. Reinald wurde zwar in dem Gefechte bei Tiel am 25. Mai 1361 gefangen und leistete zu Gunsten seines Bruders Eduard am 28. Mai auf die Herzogswürde Verzicht; aber während er in festem Gewahrsam gehalten wurde, trat Johann II. an die Spitze der Freunde des Herzogs und setzte den Krieg gegen Eduard, der dem Grafen überdies die Mitgift seiner Gemahlin vorenthielt, mit Erbitterung fort, überfiel unvermuthet dessen Land und drang bis in's Herz desselben vor. Ein Schiedsgericht zur Schlichtung der Streitigkeiten blieb ebenso erfolglos, als ein 7wöchentlicher Waffenstillstand, der am 4. Juni 1363 zwischen Johann und Eduard geschlossen ward. Um seinem Feinde die Spitze zu bieten, verschmähte der Graf selbst nicht den Verrath. Es war ihm nämlich, wie Driesen erzählt, gelungen, Otto, Herrn van Loenen, und Henric Boet, Eduards Geheimschreiber, durch Geld und Versprechungen zu gewinnen, und diese schmiedeten den Plan, Nymwegen und die Burg an den vier Ecken in Brand zu stecken und dieselbe zugleich mit dem Herzog dem Grafen zu überliefern. Die Nacht vor dem Osterfeste war zur Ausführung der That bestimmt. Johann sollte still aus Cleve ausrücken, unter dem Schutze der Nacht sich der Stadt nähern und sie unter der Verwirrung und dem Entsetzen der Bürger überrumpeln. Ein heftiges Ungewitter mit Donner und Blitz schreckte jedoch entweder den Grafen ab, den Zug zu unternehmen, oder ließ ihn vom rechten Weg abirren und zurückkehren. Ein Schreiben, welches die Verräther an ihn sandten, um den Grund seines Zögerns zu erfahren und ihn zur Eile aufzufordern, wurde aufgefangen und dem Herzoge übergeben, Otto van Loenen enthauptet, Boet aber, der den Brief geschrieben, geviertheilt. — Indessen kam am 23. April 1364 ein Friedensvertrag zwischen Johann und Eduard zu Stande, in welchem der Graf diesen als Herzog von Geldern anerkannte, und zugleich ein Schutz- und Trutzbündniß,

welches aufrichtig gehalten worden zu sein scheint. Denn als Eduard einige Jahre später sich auf seinem neugebauten Schlosse zu Goch aufhielt, ein Kahnführer aber, der sein geheimes Gemach gegen die Niers entdeckt hatte, den gräulichen Plan faßte, ihm eine tödtliche Wunde in den Unterleib beizubringen, und sein Vorhaben dem Grafen von Cleve mittheilte, wies dieser ihn mit Abscheu zurück und ließ den Herzog vor dem Mörder warnen.

Als mit Johann II. 1368 das cleve'sche Haus erlosch, erhob sich um die Erbfolge in der Grafschaft ein Streit zwischen dem uns schon bekannten Erzbischof Adolph von der Mark, einem Enkel Dietrichs IX., Dirk (Dietrich) van Hoorne, dem Herrn von Perweys, einem Neffen der Grafen Dietrich, Otto und Johann, und Otto, dem Herrn von Arkel, einem Enkel des Grafen Otto († 1309). Die gegründetsten Ansprüche, wie es schien, hatte Adolph, da dessen Mutter, Margaretha von Cleve, noch am Leben war; Otto von Arkel *) wurde in den seinigen unterstützt durch Herzog Eduard von Geldern, den nach dem Besitze der Grafschaft gelüstete; Dietrich von Perweys aber, der vertraute Freund und Rathgeber des verstorbenen Grafen Johann und der Günstling der verwittweten Gräfin Mechteld, hielt das Schloß zu Cleve, Cranenburg, Orsoy und andere feste Plätze besetzt. Während nun Otto sein Lager in der Ebene vor Cleve aufschlug, lagerte Adolph, unterstützt von seinem tapferen Bruder Engelbert, auf den Höhen, welche die Stadt an der Südwestseite umziehen. — Die Bürger Cleve's erklärten sich für Adolph, öffneten ihm die Thore und leisteten ihm die Huldigung. Vergeblich machten jetzt die beiden andern Bewerber gemeinschaftliche Sache und suchten unter Eduards Hilfe ihren Ansprüchen mit den Waffen Geltung zu verschaffen. Sie wurden zurückgetrieben und mit einer Geldsumme abgefunden; die Gräfin Mechteld aber erhielt alle ihre Kleinodien und beweglichen Güter, die sich auf dem „Hause von Cleve" befanden, das Geschütz und Pulver (**Geschutte ende Donre**) ausgenommen, welches bei Johanns Ableben daselbst vorhanden war. — Adolphs Hof zeichnete sich durch Glanz, seine Regierung sowohl im Frieden, als im Krieg durch Glück aus. Er bestättigte,

*) Als 1311 wegen der Erbfolge in Cleve zwischen Graf Otto's ältester Tochter Irmgard, der Gemahlin Johanns von Arkel, und ihrem Oheim Dietrich IX. Streitigkeiten entstanden waren, hatte man dieselben durch einen Vertrag dahin entschieden, daß, wenn Irmgard einen Sohn bekommen würde, diesem die Nachfolge in Cleve unbestritten zustehen sollte. Auch auf jenen Vertrag gründete nun Otto seine Ansprüche.

sagt Vogt, den Städten ihre alten Freiheiten und gab ihnen neue; er schützte seine Länder durch Bündnisse und Vertreibung der Räuber und pflanzte sein Geschlecht am Rheine fort, das schon in seinem Sohne glänzen sollte, wie nie zuvor. Die Stände des Landes hatten daher eine gute Wahl getroffen, als sie, mit Bewilligung des Pabstes und Kaisers, diesen geistlichen Fürsten zur weltlichen Herrschaft beriefen, und er den Krummstab gegen die schöne Hand der Gräfin Margaretha von Berg vertauschte. In den Feindseligkeiten zwischen Geldern und Cleve (1370), in dem geldern'schen Erbfolgekrieg nach dem Tode Herzog Eduards und Rainalds († 1371) und in seinem Kampfe mit Köln wegen des Besitzes von Linn (1382), dessen ich S. 39 gedacht habe, zeigte Adolph, daß er ebenso gut das Schwert und den Helm, als den Bischofsstab und die Tiara zu tragen verstand.

Nach Adolphs I. Tod (1394) folgte ihm sein Sohn Adolph II., der Kluge und Siegreiche, den wir schon bei Wesel (S. 104) kennen lernten. Kaum hatte dieser die Regierung angetreten, als zwischen den Grafen von Cleve und der Mark und ihrem Onkel, Herzog Wilhelm von Berg, wegen der Erbrente ihrer Mutter aus dem Zoll zu Kaiserswerth ein heftiger Krieg ausbrach. Der Herzog und seine Verbündeten rückten 1397 mit ansehnlicher Streitmacht plündernd und sengend durch die cleve'schen Lande gegen Cleve heran und drohten, den Grafen selbst aus seiner Hauptstadt zu vertreiben. Auf der Ebene bei dem Dorfe Kellen wartete ihrer, weit geringer zwar, aber siegesmuthig und so geordnet, daß es sich im schlimmsten Falle hinter die Mauern der Stadt zurückziehen konnte, das Heer der Märker und Clever, während Eilboten abgegangen waren, um die Bürger von Wesel zum Kampfe aufzubieten, und die Mutter und Schwester der kämpfenden Parteihäupter, Gräfin Margaretha, den Schwanenthurm erstiegen hatte, um von dortherab wahrzunehmen, ob den Bruder oder die Söhne das Glück der Schlacht krönen würde.

Wilhelm, stolz auf die Anzahl seiner Truppen, machte den Angriff und brachte die Clevischen zum Weichen. Viele von ihnen suchten schon nach der Stadt zu entkommen, als Adolph sich unter einem Hagel von Geschossen dem anstürmenden Feinde entgegen stellte und ihn so lange aufhielt, bis Wesel's Bürgerschaft herangeeilt war, um ihn zu unterstützen. Rasch waren nun die Schlachtreihen der Clever wieder hergestellt und die Weseler griffen die Bergischen auf den Seiten und in dem Rücken an, während Adolph sich mit den Seinen auf das Mitteltreffen des Feindes warf, um dessen Kern zu durchbrechen. Die Anführer, wie die Gemeinen,

fochten mit Löwenmuth und der Kampf war blutig und allgemein, dafür aber der Sieg auch so entscheidend und so glorreich, daß er den Namen des Grafen Adolph am ganzen Rhein mit Ruhm überstrahlte. Das Heer des Herzogs wurde völlig geschlagen und zerstreut. Ein großer Theil seiner Mannschaft blieb todt auf dem Platze, Wilhelm selbst aber und Rainald, der Bruder des Herzogs Wilhelm von Geldern, nebst vier Grafen, 600 Rittern und 2000 Gemeinen, fielen gefangen in die Hände der Sieger und mußten ihre Freiheit theils durch das Abtreten von Ländern und Städten, theils durch schweres Lösegeld erkaufen, wie Rainald die seine für 100,000 Schilde. — Dietrich von der Mark, Adolphs Bruder, nahm sogar eine Zeitlang Besitz von den bergischen Landen, und Junggraf Johann von Salm trat dem Grafen von Cleve für seine Loslassung die Burg und Stadt Ravestein, sowie das Land von Herpen ab, mit welchem Adolph am 6. November 1397 durch die Herzogin von Brabant belehnt wurde.

Die altberühmte Chronik der Stadt Limburg a. L. erzählt die Schlacht bei Kellen also: „In demselbigen Jahr (1397) im Junio auf den andern Tag nach Bonifacii, war ein großer Streit vor Cleve im Niederland. Das geschahe also: Der Hertzog von Berg ward Feind des Graffen von der Marck und des Graffen von Cleve, und zog in das Clevische Land mit Fünff Hundert Rittern und Knechten. Die brandten unstete, und herrscheten gar sehr. Da begegnete ihm der vor genannte Graff von der Marck und von Cleve vor der Stadt zu Cleve, und hatten bey Vier Hundert Ritter und Knechte, und dazu Burger und ihr Land-Volck, deren waren auch bey Vierzehen Hundert Mann, und stritten auch gar feindlichen, und blieben todt bey Vier Hundert, so ein als ander. Und die Graffen von der Marck und von Cleve behielten das Feld, und fiengen den Hertzogen von dem Berg, und einen Hertzogen von Jülich, und dazu einen Grafen von Sayn, und einen Herrn von Westerburg. Also wurden gefangen Graffen, Herren, Ritter, Knechte und Mitreiter, bey Neun Hundert Gewapneter, und bey Hundert Knaben, und gewonnen ihm an mehr dann Sechzehen Hundert Pferd in demselben Streit. Auch ertruncken beynahe Sechzig Knaben, die wolten die Pferd von dannen führen, da sie sahen, daß ihre Herren niederlagen, und das Feld verlohren hatten. Auf diesen Streit seynd nachfolgende Verse gemacht:

Vidi Montensem Ducem vitiasse Clevensem
Terram cum viris multis ad praelia diris.
Quos tunc Marchenses Clevenses dure per enses

Vincunt bellando, captando, compedicando,
Annis millenis ter centenis nonagenis
Et sex finitis septeneque Junie ritis."

Wichtiger, als die Erwerbungen aus dieser Schlacht, war die Vereinigung der Grafschaft Mark mit Cleve nach dem Tode Dietrichs, der, laut einer alten Grabinschrift, welche Fiedler's (S. 95) erwähntes Programm und Stovermann's Annalen mittheilen, den 25. Mai 1406, nach Driesen aber schon im März 1398 eintrat, während die limburger Chronik berichtet: In demselben Jahre (1397) ward der Edle Graff von der Marck erschossen von seinen Feinden in Westphalen vor Lüneburg."

Nachdem nun Herzog Rainald von Geldern, welcher 1402 seinem ritterlichen Bruder gefolgt war, die bereits 1371 an Cleve verpfändete Stadt Emmerich an Adolph abgetreten hatte, machte dieser auch noch, an andere Besitzungen aus der Erbschaft des Herzogs Wilhelm Ansprüche und so entbrannten 1404 und von Neuem 1411 Feindseligkeiten zwischen Cleve und Geldern, welche, obwohl Adolph damals das Land der Lymers erwarb, durch ihre Verheerungen der Grafschaft mehr Schaden brachten, als Nutzen. Das Andenken an diese Kämpfe, namentlich an die Schlacht in Cleverham (1411), bewahrte bis auf die neuere Zeit nicht blos jenes Gemälde, dessen ich schon (S. 172) gedacht habe, sondern auch ein Rittersperr und eine Mütze, welche Graf Adolph nebst andern Siegeszeichen in der Stiftskirche zu Cleve hatte aufhängen lassen, weil er mit dieser Waffe dem Herzog den Helm und die Helmmütze von dem Kopfe gestoßen hatte.

Auch der Zwiespalt zwischen dem seit 1417 zu dieser Würde erhobenen Herzog Adolph und seinem nach Rainalds Tod (1423) zum Herzog von Geldern ausgerufenen Tochtermann Arnold von Egmond hatte, wie es in der Beilegungsurkunde dieses Zwistes durch Herzog Philipp von Burgund aus dem Jahre 1437 heißt, „viel Unfug, Krieg, Auflauf, Raub, Brand, Todtschlag und anderen Schaden, unsägliches Elend und Unglimpf" im Gefolge. — Lebens- und Besitzansprüche gaben die Veranlassung zu Adolphs Streitigkeiten mit Arnold, dessen Sache der Schwiegervater anfänglich wacker vertreten hatte, als er sammt seinem Lande 1431 von Kaiser Sigismund mit dem Reichsbanne belegt worden war. Des Tochtermanns Niederlage bei Linnich an der Roer im November 1444, zu deren Andenken Herzog Gerhard II. von Jülich und Berg das Kloster der Kreuzbrüder zu Düsseldorf und den St. Hubertusorden stiftete, erlebte Adolph noch; seine ferneren Schicksale nicht, obwohl er noch die

Wolken hatte heraufsteigen sehen, welche Arnolds alte Tage durch die Feindseligkeiten seiner nächsten Angehörigen trübten. — Herzog Adolph starb nämlich 1448 und wurde in der Gruft auf der Graveninsel zu Wesel beigesetzt (S. 98).

Seine Tochter Katharina, Herzogin von Geldern, war ein böses, arglistisches und herrschsüchtiges Weib, welches, von ihrem Gatten Arnold getrennt, zu Lobith lebte und sich mit ihrem ungerathenen Sohne Adolph gegen den alten Herzog erhob, als die Städte des Landes, nach seiner Rückkehr aus Jerusalem, wohin er (1450—1452) eine Wallfahrt gemacht hatte, mit ihm in Streitigkeiten geriethen. Arnold züchtigte zwar den treulosen Sohn und schloß im Okt. 1459 mit ihm einen Vertrag und einen Vergleich mit seinem ränkevollen Weibe, als deren Schiedsrichterin die verwittwete Herzogin Maria von Cleve ernannt worden war; allein die Feindseligkeiten währten fort, und Adolph und Katharina setzten am 9. Januar 1465 ihren ruchlosen Werken die Krone auf, indem sie nach Driesen den alten Gatten und Vater verrätherischer Weise zu Grave überfielen, aus seinem Bette rissen und ihn unbekleidet in kalter Winternacht nach dem 4 Stunden entfernten Zollhause zu Lobith schleppten.

Herzog Johann I. von Cleve, der schon 1449 als Vermittler in Arnolds mißlichen Angelegenheiten aufgetreten war und kurz vor diesem Ueberfall sein Freundschaftsbündniß mit dem unglücklichen Schwager erneuert hatte, mißbilligte vergebens jene Missethat seiner Schwester Katharina und seines Neffen Adolph und forderte vergebens die Freilassung des gefangenen Herzogs, der aus Furcht, daß er in dem nahen Lobith von Herzog Johann befreit werden möchte, auf das Schloß Buren gebracht worden war und dort in strenger Haft gehalten wurde. Arnolds erzwungener Verzicht auf die Regierung zu Gunsten seines Sohnes im November 1465 konnte natürlich nicht zum Frieden führen. Neue Fehden folgten. Unaufhörlich beunruhigten die Clevischen die Ufer des Rheins und der Yssel, während die Geldern'schen 1467 einen Einfall in Cleve machten, bei welchem sie große Beute davon trugen. — So war nicht nur der gegenseitigen Verwüstung der Länder und Städte kein Ende; sondern es wurde wegen der Stadt Wachtendonk, die für Johann in diesen Kämpfen von besonderer Wichtigkeit war, am 23. Juni 1468 sogar eine blutige Schlacht geschlagen.

Um den Clevern, welche der zahlreichen Besatzung jenes Platzes Mund- und Kriegsvorrath zugeführt hatten, den Rückzug abzuschneiden, warf sich Adolph mit 6000 Fußknechten und 800 Reitern bei Stralen

seinem Oheim entgegen, der mit 5000 Mann zu Fuß und 2400 zu Pferd dahergezogen kam. Die Heere stellten sich, wie Driesen erzählt, in Schlachtordnung und beide Befehlshaber gaben mehreren ihrer Getreuen, um sie anzufeuern, den Ritterschlag. Adolph bestieg sein Schlachtroß und sprach zu seinen Mannen: „Laßt Euch nicht schrecken durch den Trompetenschall und das Kriegsgeschrei der Clevischen! Haltet muthig Stand und thut, was Euch befohlen wird! Mit Hülfe Gottes und der seligen Jungfrau, unter deren Losung wir streiten, soll uns heute Ehre und Gut zu Theil werden!" — Dreimal griffen die Clevischen an; dreimal wurden sie mit Verlust zurückgeschlagen. Auch viele Geldern'schen fielen; ihr Bannerherr wurde von Kugeln getroffen und Herzog Adolph selber an zwei Stellen durch Pfeile. Endlich aber flohen die Clever; ihr Bannerträger wurde gefangen, und viele Fahnen ließen sie auf dem Schlachtfelde zurück, während Herzog Johann selbst sich nur mit Mühe durch die Flucht zu retten vermochte.

Der Waffenstillstand zu Gent am 9. Dezember d. J. gab dem Herzog von Geldern nicht blos Wachtendonk zurück, sondern auch das Recht, die an Cleve verpfändeten Besitzungen wieder einzulösen. Schon 1470 aber stand Johann neuerdings auf Seiten Herzog Karls des Kühnen von Burgund gegen Adolph, der selbst auf eine Zuschrift Pabst Pauls II. vom 12. September 1470 seinen schmählich gefangen gehaltenen Vater nicht freigegeben hatte. — Arnolds endliche Loslassung, die im Oktober desselben Jahres erfolgte, und sein Tod, der ihn am 23. Februar 1473 durch einen Schlagfluß seiner dürftigen Lage entzog, brachten übrigens den Frieden nicht zurück. Geldern blieb seinem jungen Herzog, der inzwischen in Gefangenschaft gerathen war, getreu, und Karl der Kühne überzog daher schon im Mai 1473 das Land mit Krieg. Während desselben war Herzog Johann v. Cleve abermals sein Bundesgenosse und half ihm namentlich Nymwegen belagern und erobern, um nachher der Stadt für 80,000 rhein. Gulden die Verzeihung des Burgunders zu vermitteln, für sich selber aber Wachtendonk, Elten, Angerloe, Goch und Lobith, sowie die Herrlichkeit Düffel zu erwerben, welche schon sein Vater Adolph II. von Arnold in Pfandschaft genommen und er selber 1449 von seinem Schwager als solche bestättigt erhalten hatte. Das cleve'sche Gebiet wurde durch diese Besitzungen ansehnlich erweitert, während Karl der Kühne am 6. November 1473 von Kaiser Friedrich III. die Belehnung mit dem Herzogthum Geldern empfing.

Kaum war Karl 1477 unter den Mauern von Nancy geblieben, als die Feindseligkeiten von Neuem begannen, obwohl auch Herzog Adolph,

den die Flamänder aus seinem Gefängniß befreit und an die Spitze eines Heeres gestellt hatten, im Juni desselben Jahres vor Tournay fiel. Seine Mutter Katharina wurde Regentin von Geldern und Erzherzog Maximilian von Oestreich, seit dem 18. Aug. 1477 mit Karls Erbtochter, Maria von Burgund, vermählt, mußte die Ansprüche seiner Gattin auf dieses Land mit den Waffen zu behaupten suchen. Cleve, welches der Sache Oestreichs den kräftigsten Beistand leistete, sah sich daher abermals in langjährige Kämpfe verwickelt, da Herzog Johann sich verpflichtet hatte, dem Erzherzog mit seiner ganzen Macht bei der Unterwerfung des Geldernlandes behülflich zu sein. Kaum hatten die Clevischen nach einer 10tägigen Belagerung am 20. Januar 1479 das Blockhaus zu Praest erobert, als der greise Herzog Friedrich der Gute von Braunschweig, der die Sache seiner „Zukünftigen", Katharina, vertrat, dem Herzog von Cleve einen Fehdebrief zusandte, dessen ganze Ausführung sich übrigens auf einen Streifzug in die Gegend von Herzogenbusch beschränkte. Bald darauf fiel Lobith in die Hände der Clever, und die Braunschweiger führten ihren schwachsinnigen Herzog in sein Land zurück. — Auch das Manifest, welches der Bischof von Münster, Heinrich von Schwarzenburg, als Schirmvogt des Geldernlandes, am 28. September 1479 erließ, und welches besonders gegen den Herzog von Cleve, als Haupturheber aller bisherigen Wirren, gerichtet war, blieb wirkungslos. Dagegen hatten die Clevischen im Monat Juni bei der Belagerung von Geldern, wohin sich Katharina zurückgezogen, viel Geschütz, Hauptbüchsen und Feldschlangen, verloren, als die Nymweger zum Entsatz der Stadt herbeigeeilt waren; rächten aber diesen Verlust während der Belagerung von Wageningen, indem sie im Mai 1480 bei Heusden 400 nymweger Bürger mit zwei ihrer Bürgermeister erschlugen, während die Stadt und das Domcapitel von Münster sich schon im März gegen ihren Bischof erklärt und dem Herzog Johann die weltliche Hoheit über das Bisthum übertragen hatten.

Geldern war dem Erzherzog Maximilian großentheils unterworfen, als Herzog Johann I., welcher, wie sein Vater, mit dem Beinamen des „Klugen und Siegreichen" geehrt wurde, am 5. September 1481 sein Leben beschloß und Johann II. die Regierung der clevischen Lande antrat, um alsbald in eine feindliche Stellung gegen Oestreich zu gerathen. Utrecht, der Zufluchtsort der Hökschen, einer Partei, welche nach Driesen von Maximilian in Holland allenthalben verfolgt wurde, wandte sich nämlich an Herzog Johann II. und dieser versprach der Stadt, die

bald auch der Sammelplatz der Feinde des Erzherzogs aus Geldern wurde, Zufuhr von Lebensmitteln und Kriegsvorrath. Zwei Jahre hatten cleve'sche Heerschaaren das Land durchstreift und Städte und Schlösser erobert, ohne daß Oestreich diesen Feindseligkeiten hatte Einhalt thun können. Als aber Maximilian Utrecht bezwungen hatte, und im Oktober 1483 den Krieg gegen Cleve zu eröffnen befahl, da wartete Herzog Johann den Angriff nicht ab, sondern bewahrte sein Land vor diesem Unheil, indem er am 15. Dezember desselben Jahres unter nicht geringen Opfern mit dem Erzherzog Frieden schloß.

Johann II., welcher den seltsamen Beinamen Proletarius führte, starb am 15. Januar 1521 und liegt, wie wir (S. 173) hörten, in der Stiftskirche begraben, die er zur Pfarrkirche erhoben hatte. Sein Sohn Johann III., welcher sich 1511 mit Maria, der einzigen Tochter und Erbin Herzog Wilhelms VIII. von Jülich und Berg, vermählt hatte, vereinigte nun zwar alle niederrheinischen Herzogthümer mit seinem Hause; doch war seitdem Cleve auch bald nicht mehr die alleinige Residenz der Herzoge, sondern mußte diese Ehre schon unter Wilhelm IV. mit Düsseldorf theilen, während Johann Wilhelm, der letzte Herzog von Jülich-Cleve-Berg, ausschließlich in jener Stadt wohnte. — Eine clevische Prinzessin theilte dagegen den königlichen Thron von England. Johanns III. Tochter Anna wurde nämlich 1539 mit Heinrich VIII. vermählt. Leider war jedoch diese Ehe keine glückliche und die Königin verbrachte, schon im folgenden Jahre von ihrem Gemahl geschieden, still und eingezogen ihre Tage auf einem Landgute zu Chelson, wo sie am 16. Juli 1557 ihr Leben beschloß. — Ihrer Mutter Maria († 1543) widmete der Kanzler Heresbach (S. 96), der Lehrer und Erzieher des Erbprinzen und nachmaligen Herzogs Wilhelm IV., ein Grabdenkmal, welches nach Fiedler folgende elegische Inschrift trug:

„Stirpe fui felix, terris et prole superstes,
His ego nunc cunctis sum spoliata bonis.
Veste quid ex bysso corpus decorasse vel auro
Profuit? In terris vermibus esca cubat.
At stat sola salus sperando fidere Christo;
Caetera vanescunt: pulvis et umbra, nihil."

Herzog Johann, der wie ich schon (S. 156) erwähnte, 1533 eine neue Religionsverordnung erlassen hatte, welche das Kirchenwesen nach strengchristlichen Grundsätzen einzurichten befahl, war schon 1539 am 6. Februar plötzlich einem Schlagfluß beim Brettspiel erlegen und hatte

also das Schicksal seiner Tochter Anna nicht mehr erlebt. — Sein Sohn Wilhelm IV., mit dem Beinamen des „Reichen", am 26. Juli 1546 mitten im Getümmel des Krieges vermählt mit Maria, der Tochter Ferdinands I. von Oesterreich, erweiterte, obwohl er abwechselnd in Cleve und Düsseldorf residirte, die alte Schwanenburg und erwarb sich nach Velsen große Verdienste um das darniederliegende Justiz- und Finanzwesen der seinem Scepter anvertrauten Länder, während er nach Beck eine Patrimonialschuld von 633,481 Thalern hinterließ. Seine Tochter Maria Eleonore war (14. Oktober 1573) dem Herzog Albrecht Friedrich, deren Tochter Anna aber dem Kurfürsten Joh. Sigismund von Brandenburg vermählt, und darauf gründete dieses Haus seine Ansprüche auf die Erbfolge in den niederrheinischen Herzogthümern, wie Pfalz-Neuburg und Pfalz-Zweibrücken ihre Anwartschaften auf ihre Mütter und Markgraf Karl von Oestreich-Burgau auf seine Gemahlin stützten, welche gleichfalls Töchter Wilhelms IV. waren. — Der blutigen Erinnerung, welche sich an die Regierung des Herzogs knüpft, habe ich (S. 167) bereits gedacht. Er selbst beschloß sein Leben 1592 in Blödsinn.

Wilhelms IV. Sohn und Nachfolger Joh. Wilhelm III., zum geistlichen Stande bestimmt, Probst zu Xanten, Domherr zu Köln und zuletzt Administrator des Bisthums Münster, hatte sich, von seinem priesterlichen Gelübde entbunden, bereits am 16. Juli 1585 mit der durch ihre nachherigen Schicksale so berühmt gewordenen Prinzessin Jacobea, Tochter des Markgrafen Philibert von Baden, vermählt und seine Hochzeit unter außerordentlichem Prachtaufwand und achttägigen glänzenden Festlichkeiten zu Düsseldorf gefeiert. — Was diesen rauschenden Lustbarkeiten, Banketten, Feuerwerken, Fackeltänzen, Turnieren, Rheinlustfahrten ꝛc., verherrlicht durch die Anwesenheit des Herzogs Alexander Farnese von Parma, vieler fürstlichen Personen, des ganzen niederrheinischen Adels und eines kaiserlichen Gesandten, folgte, bildet nicht blos eine der traurigsten Episoden in der clevischen Fürstengeschichte, sondern war auch für das Land selbst von so betrübenden Folgen, daß wir um so mehr einen Augenblick bei den damaligen Verhältnissen verweilen müssen, als von meinem Vorgänger in der Beschreibung Düsseldorf's die Schicksale der unglücklichen Jacobea nicht erwähnt und nur ihres Grabes (S. 18) in Kürze gedacht wurde.

Ein Weib von seltner Schönheit, vereinigte die Markgräfin Jacobea alle Vorzüge einer ausgezeichneten Erziehung. Früh verwaist, hatte sie

nicht in der angenehmsten Lage am bayerischen Hofe gelebt und war unter den dortigen Einflüssen zum katholischen Glauben übergetreten. Ihrem Verlobten, Graf Philipp von Manderscheid, mußte sie entsagen, als für den Herzog Joh. Wilhelm um ihre Hand geworben wurde. Jugendlich und lebhaft, empfänglich für die zarteren Regungen der Liebe und berechtigt zum Genusse der Freuden des Lebens, fand die junge Herzogin am Hofe zu Düsseldorf nichts, was ihren Wünschen entsprechen konnte. — Die glänzenden Festlichkeiten ihrer Vermählung waren gleichsam die letzten Anstrengungen der erbleichenden Herrlichkeit eines verwelkenden Fürstenstammes gewesen, die, wie ein ersterbendes Licht, noch einmal recht hell aufflammte, um dann desto rascher zu erlöschen und die plötzliche Dunkelheit desto empfindlicher fühlen zu lassen. Unter den Landständen, die nach der Verfassung berechtigt waren, bei den Vermählungen ihrer Fürsten ein Wort mitzureden, hatte eine Partei die Verbindung Joh. Wilhelms mit der Markgräfin mißbilligt. Ihr Schwiegervater war schon seit mehreren Jahren blödsinnig, und auch bei ihrem Gemahl entwickelte sich allmählich eine Geistesabwesenheit, die nach und nach in Wahnsinn überging und seine Bewachung nöthig machte. Mit der Schwester des Herzogs, Prinzessin Sibylle, hatte sich Jacobea aus einer geringfügigen Ursache verfeindet. Dazu war ihre Ehe kinderlos und das Erlöschen des Herzogsstammes voraussichtlich. Auch hatte man die Fürstin als heimliche Anhängerin ihres alten Glaubens im Verdacht. Die finanziellen Verhältnisse des Hofes und Landes waren zerrüttert und in der Hofhaltung herrschte sogar ein schimpflicher Mangel. Alle diese Dinge konnten der jugendlichen Herzogin eine Verbindung nur verleiden, zu welcher sie mit den glänzendsten Aussichten überredet worden war. — Unter den obwaltenden Verhältnissen befanden sich nur Die wohl, welche das Ruder führten, und es ist daher nicht zu verwundern, daß der Haß dieser Leute die junge Gebieterin noch um so mehr traf, als dieselbe, während der anhaltenden Krankheit ihres Gatten, anfing, sich um die Regierungsangelegenheiten zu bekümmern. Besonders feindselig aber traten ihr, im Bunde mit der Prinzessin Sibylle, entgegen der Kanzler Nicol. von der Broill, der Hofmarschall von Waldenfels und der Haushofmeister Dietr. von der Horst. — Als Einleitung zu dem beginnenden Trauerspiel, dessen Opfer, Jacobea von Baden, den Verfasser des „malerischen und romantischen Rheinlands (Simrock), wie er sagt, bestimmen soll, bei Düsseldorf zu verweilen, wenn einst ihr tragisches Geschick einen Dichter begeistert hat, wurden nun zunächst allerlei zweideutige Gerüchte über die Herzogin in Umlauf gesetzt, wozu allerdings

ihr freieres, der strengen Hofsitte weniger entsprechendes Wesen, ihr jugendlicher Frohsinn und der Mangel an Klugheit bei der Wahl ihres Umgangs die entfernte Veranlassung und zugleich den Deckmantel für die erfundenen Verläumdungen gegeben haben mochten. Tausendfache Kränkungen mußte Jacobea so erdulden und sich überall zurückgesetzt sehen; ja, man ging selbst so weit, sie in einer Art von Gefangenschaft zu halten, damit der Schein noch mehr gegen sie spreche. — Nach diesen Ränken trat endlich Prinzessin Sibylle öffentlich gegen die Herzogin auf und übergab nicht nur den Landständen eine Klageschrift gegen dieselbe, sondern sandte auch eine Beschwerde an Kaiser Rudolph II. mit der Bitte, die Sache zu untersuchen und die Schuldige zu bestrafen. Hauptanklagepunkte des in 90 Artikeln abgefaßten Anklageaktes waren Jacobeas früheres Verhältniß zu dem Grafen Manderscheid, die Beschuldigung übler Behandlung ihres Gemahls, Theilnahmslosigkeit bei dessen traurigem Zustand, Abhaltung der Prinzessin Sibylle vom Besuchen ihres Bruders, heimliche Bereitung und Verabreichung seltsamer Speisen an ihren Gatten, unerlaubter und vertraulicher Umgang mit Ritter von Uphofen und ihrer Dienerschaft, besonders aber ehebrecherisches Verhältniß zu ihrem Kämmerer Dietr. v. Hall. — Und so erschien denn am 27. April 1595 eine kaiserliche Kommission in Düsseldorf und hielt eine Untersuchung ab, welche das augenscheinlichste Gepräge der Parteilichkeit trägt. Auf höchst einseitige Aussagen von Zeugen, unter denen die Anklägerin Sibylle selbst auftritt, wurden fast alle Klagepunkte als erwiesen angenommen und dann der Angeklagten 14 Tage zu ihrer Vertheidigung bewilligt. — Im Gefühle ihrer Unschuld und gekränkten Hoheit reichte Jacobea mehrere Schriften ein, beschwerte sich über die Einseitigkeit des Verfahrens und drohte, sich wegen dieser parteiischen Untersuchung, wie auch wegen der schlechten Verwaltung des Landes und der Vergeudung der Staatseinkünfte persönlich an den Kaiser wenden zu wollen. — Wie nun das arglistige Gewebe weiter gesponnen wurde und wie man das unglückliche Opfer aus dem Wege zu schaffen suchte, erklärt sich zum Theil durch ein Schreiben des Leibarztes Dr. Solenander aus Büderich vom 6. Januar 1595 an den Hofmarschall von Waldenfels.

„Des Herrn Kanzlers und einiger Räthe funestum consilium, heißt es unter Anderem darin, ist handgreiflich wider Gott und alle Billigkeit; die Herzogin ist noch nicht gehörlicher Maßen verurtheilt; einen aber mit dergleichen Trank und Süpplein hinzurichten, ist ärger und unverantwortlicher, als Jemanden mit dem Schwerte tödten lassen. Ich gewiß wollte lieber meines Amtes, ja Lebens verlustig werden, als dazu behülflich sein,

und meiner bisher von Gott reichlich gesegneten Kunst solchen gräulichen Schandfleck anhängen, und aus einem Hofapotheker einen Abdecker und Buttel machen helfen. Es haben die Deutschen bis hierher solche schädliche Künste vor ein großes Bubenstück gehalten, Gott verhüte, daß dergleichen welsche Praktiken ja nicht bei uns eingeführet und wir dadurch bei der Christenheit infam gemacht werden; denn ob die Herzogin Jakobe zum Tode nach rechtmäßiger Ueberweisung verdammt, ist mir ganz unwissend, ich habe von keinem Urtheile gehöret, viel weniger etwas gesehen, werde mich auch die übrigen wenigen Tage meines Lebens hierzu nicht bereden lassen. Data est medicina ab ipso Deo mortalibus in salutem, non ad internecionem etc."

Auf dieses sprechende Schreiben antwortete der Hofmarschall dem biederen christlichen Arzte unter Anderem:

„Wenn ich Euer Schreiben dem Collegio der Herren Räthe gezeiget, würdet Ihr in große Ungelegenheit gerathen sein; weil ich Euch aber von vielen Jahren her gekannt und aufrichtig befunden, so habe ich Euer hierunter verschonet, vermahne Euch aber ernstlich, Ihr wollet hiervon keine Rede auskommen, noch Euch der Sachen im geringsten merken lassen, sondern so lieb Euch das Leben selbst ist, Alles in höchster Verschwiegenheit halten; denn von Niemanden als Euch nur kann hiervon etwas auskommen, und man würde Euch gewaltig nachtrachten, wo Ihr Euch im geringsten verlaufen, oder etwas proparliren (ausplaudern) würdet. Erinnert Euch selbsten hierbei, daß man der Fürsten Heimlichkeiten verschweigen soll; Ihr sollet weiter in dieser Sache nicht angesprochen werden, wenn Ihr nur schweigen könnt, und Euch selbsten kein Unglück auf den Hals ziehet. Es wird diese Sache von hochgelehrten und verständigen Leuten geführt, die auch wohl wissen und reiflich erwägen, was nützlich und gut ist. Nehmet Eure Reden wohl in Acht, und glaubet frei, daß dieß eine Sache sei, daran viel hanget, und wovon nicht ein Jeder urtheilen kann. Lebet wohl, und zerreißt das Schreiben angesichts. Ich habe mehrer Sicherheit halben meinen Jungen mitreiten lassen, der Euch mein Schreiben selbst einhändigen soll rc."

Am Morgen des 3. Sept. 1595 fand man die Unglückliche, welche noch den Abend zuvor wohl und munter war, — todt in ihrem Gemache. Sie wurde am 10. September in der Kreuzherrnkirche beigesetzt. Von den zu ihrem Begräbniß eingeladenen Landständen und höheren Beamten erschien Niemand. Die ganze ärmliche Begleitung bestand in einigen wenigen Hofdienern. — Als die Kreuzherrnkirche im Jahre 1819 eine andere Be-

stimmung erhielt, wurde der Sarg der unglücklichen Herzogin aus dem Grabgewölbe genommen und in der Lambertuskirche beigesetzt. Die Vermuthung ihrer Ermordung hat sich bis auf unsere Zeit erhalten, wenngleich ihr bis jetzt noch die Gewißheit fehlt. — So schließt Wilhelmi, mein Gewährsmann für diese traurige Episode, welcher bald eine noch trübere Zeit folgte, wo ein doppelter Krieg seine verheerende Geißel über unsere verwaisten Lande schwang. Das Volk aber hält Jacobea für die weiße Frau, welche nach der Sage im Schlosse zu Düsseldorf noch bis auf die neuere Zeit zu erscheinen pflegte.

Als Joh. Wilhelm 1609 verschied, traten nicht weniger als sieben Erbansprecher für die hinterlassenen Provinzen auf, und so brach denn der jülich'sche Erbfolgestreit aus, der, in den dreißigjährigen Krieg verflochten, dem Verstorbenen erst am 30. Oktober 1628 ein feierliches Begräbniß gewährte, während er selber erst im Jahre 1666 nach blutigen Kämpfen seine endliche Ausgleichung fand und zwar durch eine Theilung der herzoglichen Besitzungen zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg, wie dieselbe schon am 11. Mai 1624 von dem Kurfürsten Joh. Sigismund und dem Pfalzgrafen Wolfg. Wilhelm zu Xanten verabredet worden war*). — Brandenburger und Niederländer, Kaiserliche und Spanier hatten sich in den unglücklichen Ländern getummelt und Leichen und Trümmer, Noth und Armuth, Unfrieden und Haß zurückgelassen; noch 1651 standen jene beiden Fürsten einander kriegerisch gegenüber, und der westphälische Friede war, wie allerwärts, so besonders hier ein blüthenloser Strauch: da leitete durch kräftige Vermittlung anderer hohen Häupter eine persönliche Zusammenkunft der Streitenden auf dem Felde zu Angerort einen Waffenstillstand ein, dem Vergleichsverhandlungen folgten, die indessen erst unter den Nachfolgern der Erben, Pfalzgraf Phil. Wilhelm und dem großen Kurfürsten Friedr. Wilhelm, im Jahre 1666 ihr Endziel erreichten. — Den freundlichen Leser mit den düsteren Bildern dieses unseligen Erbfolgestreites verschonend, erwähne ich nur, daß Cleve bereits am 4. April 1609 von dem brandenburgischen Bevollmächtigten Stephan v. Hartefeld durch Anschlagen des kurfürstlichen Patents und Wappens, sowie durch Vereidung der Beamten und Bürger in Besitz genommen worden war, und daß Graf van den Berg die Stadt 1624 eroberte, um sie im September desselben Jahres wieder an Prinz Moriz von Oranien zu verlieren.

*) Nach derselben' bekam Pfalz-Neuburg die Herzogthümer Jülich und Berg, nebst der Herrschaft Ravenstein, Brandenburg aber Cleve, Mark und Ravensberg.

Während dieser Periode der Zerstörung und Verödung hatte Cleve das Glück, in dem bereits öfter erwähnten Fürsten Joh. Moriz v. Nassau den Mann zu finden, der die Wunden zu heilen verstand, welche der lange Krieg der Stadt und ihren Bewohnern geschlagen hatte. Geboren am 15. Juni 1604 auf dem Schlosse zu Dillenburg im Herzogthum Nassau und gestorben am 20. Dezember 1679 auf seinem kleinen Landhause zu Berg und Thal bei Cleve, wurde dieser ehrwürdige Mann, nachdem er schon seit dem 10. Jahre auf den Universitäten Basel und Genf seiner geistigen Bildung obgelegen und sich seit dem 14. auf den Waffenfeldern der damaligen Zeit zum Feldherrn emporgeschwungen, dann aber von 1636—1644 die westindische Compagnie Hollands in Brasilien als Generalgouverneur ruhmvoll verwaltet hatte, 1649 von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm als Statthalter der neuen brandenburgischen Besitzungen am Niederrhein ernannt, und mit ihm begann, wie alle Beschreibungen dieser Stadt rühmen, für Cleve, das er zur Residenz erkor, ein wahres goldenes Zeitalter.

Seit „Casparis *Barlaei* rerum per octennium in Brasilia et alibi gestarum sub praefectura illustrissimi J. Mauritii Nassaviae Comitis historia (MDCLX)“ noch von verschiedenen Autoren behandelt und namentlich auch von dem berühmten holländischen Dichter Vondel verherrlicht, steht das Leben und Wirken dieses ausgezeichneten Fürsten so thatenreich da, daß es, abgesehn von der Pietät gegen meinen fürstlichen Landsmann, die mir verbietet, seiner nur in kurzen Umrissen zu gedenken, die Fülle des Stoffes unmöglich macht, dem Leser hier ein würdiges Bild von Johann Moriz vorzuführen, während andererseits es der Raum nicht erlaubt, auch nur eine kurze Lebensbeschreibung des trefflichen Mannes an dieser Stelle einzuschalten. Ich verweise daher auf das schöne Denkmal, welches Driesen demselben in jener ausführlichen Biographie gesetzt hat, deren ich (S. 46) bereits gedacht habe.

Dem Fürsten Joh. Moriz verdankt Cleve die herrlichsten Schöpfungen für seine Verschönerung und seinen Wohlstand, und der Kurfürst, welcher ihn 1635 bei der Belagerung von Schenkenschanz kennen und schätzen gelernt hatte, besaß in ihm nicht nur in der Verwaltung seiner neuen Provinz, sondern auch bei diplomatischen Sendungen und Verhandlungen einen ebenso gewandten, als getreuen Diener, dessen Verdienste er (1652) durch seine Ernennung zum Meister des Johanniterordens in Sonnenburg anerkannte, wie Kaiser Ferdinand III. ihn durch seine Erhebung in den Fürstenstand des Reiches ehrte.

Hatten die Franzosen schon 1678 furchtbar in Cleve gehaust, so lohnten sie leider auch die Großmuth schlecht, mit welcher Friedrich Wilhelm, nach Aufhebung des Ediktes von Nantes, wie wir S. 168 hörten, seit 1685 den Flüchtlingen aus jenem Lande Aufnahme gewährt hatte. Nachdem die Stadt bereits bei dem Rückzug des französischen Heeres aus Holland (1702) manche Verheerung erlitten, wurde sie besonders seit 1794, trotz der Parole: „Krieg den Palästen, Frieden den Hütten!" von den Bannerträgern der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit so hart heimgesucht, daß, wie Velsen sagt, mit dem Tage ihres Einzugs (19. Okt.) das eherne Zeitalter über Cleve hereinbrach. — Hand in Hand mit dem clevischen Plebs zerstörten jene „Ohnehosen" Alleen, Anlagen, Alterthümer und Alles, was an das Königthum erinnerte und ihnen nicht als — Beute dienen konnte. Doch, wir haben von diesem Vandalismus im Verlauf unserer Schilderung schon zu viel gehört und gehen daher auch über diese düsteren Erinnerungen hinweg, um lieber eines komischen Vorfalls zu erwähnen, den mein Gewährsmann erzählt. — Als nämlich Holland von den Franzosen erobert war, lagen 1795 eine Zeitlang auch holländische Truppen in Cleve, unter welchen das Ausreißen ungemein im Schwunge war. Ihr General Daendels wohnte bei Robbers im Thiergarten und hatte eine starke Wache. Da sah er eines schönen Morgens, statt eines Soldaten, seinen Gastwirth in militärischem Aufzuge vor seinem Quartier den Wachtdienst versehen, und als der General sich erkundigte, was dies bedeute, ließ Robbers ihm sagen, da die ganze Wache Reißaus genommen, dem Generale aber doch eine Schildwache gebühre, so habe er sich einstweilen diesem Dienste unterzogen. — Ob daher das deutsche Sprüchwort stammt: „Er geht durch, wie ein Holländer," wird nicht mitgetheilt.

Nach dem preßburger Frieden (1805) gehörte Cleve zu dem Großherzogthum Berg, welches Napoleon zu Gunsten seines Schwagers, des Marschalls Joachim Mürat, geschaffen und, als dieser 1808 König von Neapel geworden, dem Kronprinzen von Holland, Napoleon Ludwig, verliehen hatte. Für diesen bis zu seiner Großjährigkeit im Namen des Kaisers verwaltet, bildete das Land und die Stadt einen Theil des Roerdepartements und kam 1814 an Preußen zurück, unter dessen Scepter der Glanz seiner Rolle, wie wir sahen, von Jahr zu Jahr immer mehr erblich.

Selten hat indessen wohl ein Städtchen gleichen Ranges so vielen Männern von Auszeichnung das Dasein gegeben, als Cleve, das unter Graf Dietrich IX. auch als Schauplatz der Sage von „Otto dem Schütz"

verherrlicht erscheint, die G. Kinkel in seinem gleichnamigen Gedichte so schön besungen und viele Andere noch in Prosa (Beck's Lebensbilder, Spangenberg's Adelspiegel ꝛc.) und Poesie (Gustav Schwab, Karl Simrock, Fr. Steinmann ꝛc.) dargestellt haben. — Von Seydlitz, den einige Autoren hier geboren werden lassen, war schon bei Calcar (S. 147) die Rede. Der ausgezeichnete General verlebte wenigstens seine Jugend in Cleve. Dagegen erblickten die Generallieutenants Hch. Christoph Karl Herm. Graf v. Wylich und Lottum (1773—1830) und v. Diest in unserem Städtchen das Licht der Welt und eine große Reihe namhafter Rechtsgelehrten und Staatsmänner, wie Sack, bekannt durch seine treffliche Verwaltung des Niederrheins in den Jahren 1814 und 1815, und seine beiden Brüder, v. Bernuth, v. Dankelmann († 1830), Fokke, v. Grolmann, Gericke v. Herwynen, v. Hymmen, Maaßen, v. Müntz, v. Reymann, v. Rappard, Sethe, drei Brüder v. Schlechtendahl, Zabel ꝛc. — Um die Landwirthschaft seines Vaterlandes hat sich rühmlich der Clever Gersenbeck verdient gemacht, als Geograph Berghaus. — Ehemals Officier im Lützow'schen Freicorps, erwarb sich Pet. Casp. Wilh. Beuth (geb. 1782 in Cleve) mit Schinkel und Rauch unsterbliche Verdienste um das Gewerbewesen seiner Heimath und des ganzen preußischen Staates. Den Gewerbfleiß als die Grundlage des Nationalreichthums und der Nationalkraft betrachtend, gründete er 1820 den „Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen," dessen Vorsitzender er über 30 Jahre war, rief 1821 das blühende königliche „Gewerbe-Institut" ins Leben und brachte insbesondere den „Maschinenbau" in seiner Heimath in Anregung und Aufschwung, wie er denn auch als vorzüglichster Urheber der „Handelsgesetzgebung" vom Jahre 1818 gilt, die den Eckstein des preußischen „Zollvereins" bildet. — Die bekannten Philologen Herold und Moriz Axt wirkten wenigstens in Cleve. Auch war es die Vaterstadt des ausgezeichneten Schauspielers Bohs, eines Freundes von Schiller, und des berühmten Malers Govert (Gottfried) Flink oder Blink (1616—1660), der einer der besten Schüler von Rembrandt war und die Gemälde zur Ausschmückung des weltberühmten Rathhauses zu Amsterdam ausführte.

Eine Chronik von Cleve wurde 1841 angelegt, die, wie Belsen sagt, für die Zukunft wichtig werden kann.

XXIV.

Cleves Umgebungen.

(Der Cleverberg. — Materborn. — Hau. — Bedburg. — Qualburg. — Kellen und Schmithausen. — Donsbrüggen. — Cranenburg.)

Ueber Cleve's reizende Umgebungen, bei denen Natur und Kunst, Hand in Hand, einen Lustgarten geschaffen haben, der an Großartigkeit, Abwechslung und Schönheit seines Gleichen sucht, müßte man ein ganzes Buch schreiben, wenn man ein vollkommnes Bild der herrlichen Thäler und Höhen, Waldpartien und Gartenanlagen, Ruhepunkte und Fernsichten entwerfen wollte, von welchen das Städtchen malerisch umkränzt wird. Wir können jedoch aller dieser Herrlichkeiten nur in Kürze gedenken, so sehr es uns auch freuen würde, dem Vergnügen, welches uns bei der Durchwanderung jenes niederrheinischen Paradieses beseelte, zum Lobe der freundlichen Dreihügelstadt mit poetischer Begeisterung Worte zu verleihen. — Der malerische Gebirgszug, in dessen Mitte sich Cleve auf drei nach der Rheinebene auslaufenden Hügeln erhebt, ist der schon öfter erwähnte Reichswald. Amphitheatralisch das Städtchen umsäumend, bietet derselbe grade an dieser Stelle die reichste Abwechslung von Bergen und Hügeln, Thälern und Schluchten und hat sich, seit Preußens Wiederbesitz durch Oberforstmeister v. Mülmann trefflich bewirthschaftet, von den Verheerungen der letzten Kriegsjahre besser erholt, als die mannigfaltigen Anlagen, welche, in Cleve's Umgebung sein Weichbild durchziehend, einen neuen Johann Moriz bedürften, um in ihrem vollen Schmucke wieder zu erstehn.

Wandeln wir die Nassauer-Allee, welche die Franzosen wegen ihrer Schönheit Allée-Royale genannt hatten, hinaus und der Park- und Gartenanlagen, welche das Gebiet vom Prinzenhof bis Belle-Vüe schmücken, entlang, so empfängt uns der alte Thiergarten, eine Reihe von Waldpartien, die man unter diesem Namen zusammenfaßt, weil hier unter Prinz Moriz eine Zeitlang ein Wildpark bestanden hatte.

Da wir der Landhäuser und Gärten bereits bei den Gebäuden Cleve's Erwähnung gethan, so ist der erste Punkt, den wir nun zu begrüßen haben, der Cupido. Die eiserne Statüe des Liebesgottes mit Pfeil und Bogen, welche, von Johann Moriz auf einer Feldschlange aufgerichtet, diese Benennung veranlaßte, ist zwar schon seit 1702 verschwunden, der Name der Stätte jedoch, auf der wir weilen, und das todtbringende Ge-

schütz, bei dem vier umgestülpte Bombenkessel als Ruhesitze dienen, sind erhalten und laden zu der Betrachtung ein, ob die Wunden schmerzlicher sind, welche Mars, oder jene, welche Amor schlägt. — Anmuthiger ist die Aussicht von dem s. g. Flack, das in seiner Nähe ein liebliches Echo birgt und mit seinem sanften, fast melancholischen Landschaftsbilde den Uebergang zu einem Hügel vermittelt, dessen reizendes Panorama und Geschichte in unserer Seele die heiterste Stimmung weckt. Kyck in de Pot oder Kiek in de Pott lautet sein seltsamer Name, der freilich geschmacklos erscheint, wenn man ihn, wie Velsen, ohne die Anekdoten betrachtet, welche sich daran knüpfen.

Prinz Moriz, so erzählt eine clevische Ueberlieferung, ging früh Morgens nach diesem Höhepunkt spazieren. Rauchte der Schornstein (Pot) des unten liegenden Hofgutes noch nicht, dann war dies ein Zeichen, daß der Bauer noch schlief, und der Fürst ließ ihn sofort durch seinen Bedienten wecken, weil er die Schläfrigkeit haßte. Daher die Benennung, welche so viel heißt, als „Guck in den Schornstein". Eine andere Anekdote, nach welcher ein an's Fenster gestellter Topf (Pott) als Rendezvouszeichen gedient haben soll, wenn die Bäuerin allein zu Hause war, erklärt den Namen für „Guck in den Topf." Die Anti-Topf- und Schornsteingucker aber sagen, die Gegend, auf welche man von diesem Hügel herabschaue, werde wegen ihrer topfähnlichen Vertiefung Pott genannt. — Sieben Baumgänge führten ehedem zu diesem Punkte, der, jetzt noch durch zwei Alleen zugänglich, eine schattige Linde mit geschmackvollen Ruhesitzen trägt. Freudenfeuer flammten einst bei festlichen Veranlassungen von hier in die Thalfläche hinaus, wie jetzt in das Herz des Schauers hinab, wenn sein Auge sich entzückt am Anblick der herrlichen Natur.

Der Sternbusch mit seiner von acht kleineren umgebenen Linde, von welcher acht dichtbelaubte Gänge strahlenartig ausliefen, erfreut sich der Schönheit nicht mehr, durch welche er früher seinem Namen entsprach. — Den Freudenberg, einst „Ruisberg" und „Maselberg" genannt, pflegte Johann Moriz als jenen schönen Ort zu bezeichnen, der weder in Frankreich, noch in Italien seines Gleichen habe. Hier hatte er sich ein Landhaus erbaut, welches, mit einem Spiegelsaal ausgestattet, zu Ostern 1669 durch eine Feuersbrunst eingeäschert, aber bald wieder neu aufgeführt, seiner reizenden Lage und Aussicht halber ganz besonders die Gunst des Prinzen genoß. Später eine Wirthschaft und in neuerer Zeit Eigenthum des Herrn J. H. Paulus, geschah noch Vieles zur Verschönerung dieser hübschen Besitzung.

Noch mehr Vorliebe hatte Johann Moriz für Berg und Thal oder Bergenthal, dessen Name sich aus der Oertlichkeit erklärt. Hier erhebt sich, halbkreisförmig von einer Mauer umzogen und von Tannen und Strauchwerk umschattet, in einem einsamen Waldthälchen das eiserne Grabmal des Fürsten, der auch im Tode ruhen wollte, wo er im Leben am Liebsten geweilt hatte. Gewöhnlich Prinz-Moriz-Grab genannt, hat dieser Ort, welchen sich der ehrwürdige Mann ursprünglich zur letzten Ruhestätte ausersehen und als Mausoleum eingerichtet hatte, zwar niemals seine Leiche geborgen *), obwohl die Volkssage noch heute sein Herz hier in einer Urne ruhen läßt; wenn indessen seine irdischen Reste, zufolge einer letzten Willensverfügung, auch sofort nach Siegen gebracht und dort in der Familiengruft bestattet wurden, so bildet dieses Kenotaphium doch ein interessantes Monument des trefflichen Fürsten, dem nicht nur Cleve zu ewigem Danke verpflichtet bleibt, sondern dessen Andenken auch in der niederländischen und preußischen Geschichte nicht erlöschen wird. — Einem Katafalk ähnlich und auf einer steinernen Unterlage ruhend, trägt das Grabmal, eine große viereckige Tombe von Gußeisen, folgende Hauptinschrift auf einem breiten Bande, welches den Sarkophag umschlingt:

Johannes Mauritius, Nassaviae Princeps, Comes Cattimeliboci, Viandae ac Deciae, Dominus in Beilstein, Ordinis S. Johannis Hierosolymitani per Marchiam, Saxoniam, Pomeraniam ac Vandaliam Magister, antehac in Brasilia per octennium terra marique Praefectus generalis, Ducatus Clivensis, Principatus Mindensis ac Comitatuum Markae et Ravensbergae Gubernator ut et Ordinum generalium Uniti Belgii Equitatus Praefectus generalis, Vesaliae et Buderichiae Gubernator etc. MDCLXIII.

(Johann Moriz, Fürst von Nassau, Graf von Catzenelnbogen, Vienen und Diez, Herr in Beilstein, des St. Johanniterordens von Jerusalem in der Mark, Sachsen, Pommern und Wenden Meister, vordem in Brasilien acht Jahre lang zu Wasser und zu Land Oberbefehlshaber, des Herzogthums Cleve, des Fürstenthums Minden und der Grafschaften Mark und Ravensberg Statthalter, wie auch der Generalstaaten der vereinigten Niederlande Oberbefehlshaber der Reiterei, Gouverneur von Wesel und Büderich 2c. 1663).

Die Kopfseite des Kenotaphiums ziert ein Johanniterkreuz und Schwert, von einer Blumenguirlande umkränzt, mit dem Sinnspruche: Qua patet

*) So Driesen, während Johann Moriz nach Velsen zuvor in einem bleiernen Sarge hier in diesem Kenotaph beigesetzt und erst ein halbes Jahr später nach Siegen gebracht wurde.

orbis (Soweit die Erde reicht), die Fußseite das vollständige Wappen von Nassau-Siegen und Dillenburg mit der Unterschrift: Nassau. Auf dem rechten Felde der Tombe erblickt man die Wappen von Pommern, Sachsen, Bayern, Braunschweig, Holstein, Mansfeld und Brandenburg, nebst einer Armatur in ihrer Mitte, auf dem linken Felde die Wappen von Nassau, Leuchtenberg, Hessen, Schwarzburg, Stolberg, Brandenburg, Königstein und Polen, gleichfalls mit einer Armatur und der Unterschrift: Sigenae fusum (Gegossen zu Siegen). Der Deckel des Sarkophags endlich trägt die Worte:

Johannes Mauritius, Nassaviae Princeps, Ordinis S. Johannis per Marchiam, Saxoniam, Pomeraniam et Vandaliam Magister. 1663. Sigenae fusum per Hermannum Pithan. (Johann Moriz, Fürst zu Nassau, Großmeister des St. Johanniterordens in der Mark, Sachsen, Pommern und Wenden. 1663. Gegossen zu Siegen durch Herm. Pithan).

Die Nischen in der Umschlußmauer des Moriz-Grabes innerhalb der vorspringenden Pfeiler waren zur Zeit des Fürsten mit römischen Alterthümern, Votivsteinen, Urnen, Altären, Waffen 2c. aus der Umgegend von Cleve. Dieselben sind aber theils schon von den Franzosen, welche, unter Bouffler und Tallard von Nymwegen zurückgeschlagen, 1702 das clevische Land verheerten und plünderten, vernichtet oder mitgenommen, theils von Buggenhagen 1792 nach Cleve und später nach Bonn gebracht worden. Während der französischen Revolution bereits verkauft, wurde das ehrwürdige Grabmal kaum vom Untergang gerettet und vielfach beschädigt, 1811 aber unter Napoleon, auf besondere Veranlassung des Unterpräfecten Gruat, wieder hergestellt und diese Herstellung nicht blos durch ein Weihefest zu Ehren des Prinzen Moriz feierlich begangen, sondern dieser Act der Pietät auch durch einen Denkstein mit entsprechender Inschrift verewigt *).

Nahe bei dem Moriz-Grabe bietet die ländliche Wirthschaft „Berg und Thal" dem Besucher Erfrischungen. — Das bescheidene Landhaus, welches

---

*) Dieselbe lautet nach Velsen: Monument de Maurice de Nassau. Memoriae Joh. Wilhelmi Mauricii a Nassau-Siegen, Viri Principe loco nati, Ditioni Cliviensi A. Frid. Wilhelmo March. Brandenburgico Praefecti, Cives Clivienses Cenotaphium Magistratus Ao. 1679 denati et de se bene meriti, Qui urbis interiores vias Silice sternendas, Exteriores arboribus obumbrandas curaverat, Temporum injuria eversum. Anno 1811. Imp. Napoleonis VII. Montalivet, Ministro Rerum internarum. Barone Ladoucette, Provinciae Ruranae Praefecto, E. N. Gruat, Subpraefecto Cliviensi interimist. Schacht, Communit. praeposito. Für die Richtigkeit der Inschrift in dieser Form stehe ich nicht ein.

sich der Fürst 1678 auf einem Hügel hinter diesem Monument erbaut hatte, um, unter dem Schatten der von ihm selbst gepflanzten Bäume lustwandelnd und in der Aussicht auf das herrliche Rheinthal schwelgend, den Rest seiner Tage zuzubringen, wurde bald nach seinem Tode von König Friedrich I. zu einer Fasanerie eingerichtet und führt noch heute den Namen Fasanen-Garten, obwohl das gold- und silberglänzende Gefieder längst verschwunden und die noch immer hübsche Anlage schon seit geraumen Jahren eine Privatbesitzung geworden. — Auch der Spitzberg im nahen Tannenwäldchen verdankt dem Prinzen Moriz Ursprung und Namen, der benachbarte Papenberg aber empfing seine Benennung als „Pfaffenberg" von einer kleinen Kapelle, welche, von dem Fürsten auf dieser Höhe erbaut, ihm nicht bloß zu seinen Morgenandachten, sondern auch zu dem Sonn- und Festtagsgottesdienste seines Hofpredigers diente. Vom Flüßchen Kermesbaal bespült und durch mehrere Alleen zugänglich, war dieser Berg auf das Schönste mit Wandelgängen, Lauben, Grotten, Ruhesitzen und Wasserbecken mit Fontänen angelegt, aus deren einem auf einer Erhöhung die Marmorstatue einer Venus, als eine Art Anadyomene, emporstieg. Herrlich ist vom Papenberg die Aussicht über die reiche Landschaft, welche die Natur hier vor unsern Blicken ausbreitet, namentlich beim Aufgang der Sonne, weßhalb dieser Rundblick von Vielen für den schönsten in Cleve's Umgebung gehalten wird. — Erwähnung verdient, daß bei den Schöpfungen zu Berg und Thal dem Prinzen Moriz ein junger Edelmann Namens Donep wacker zur Seite stand. — Ob die großen Seemuscheln, welche man nach Beck und Engels hier entdeckte, dieselben waren, die einst den Grottensaal im Sommerhaus des Fürsten zu Freudenberg schmückten, ist mir unbekannt. Ein dem Merkur gewidmeter Altarstein und andere römische Alterthümer wurden jedoch dort gefunden. — Aus dem zwischen dem Schloß- und Papenberg am Kermesbaal entlang gelegenen sumpfigen Wiesengrund hatte Joh. Moriz durch Ableitung der Gewässer die herrlichen Ländereien des Freudenthales geschaffen, die mit acht Alleen der schönsten Obstbäume bepflanzt waren. — Auch der Königsgarten, dessen prachtvolle Anlagen König Friedrich I. vervollkommnete, war sein Werk. Einst durch seine reizende Lage und seine majestätischen Ahorn- und Platanengruppen, seine tropischen Gewächse und seinen herrlichen Blumenflor ausgezeichnet, bildete dieser wahrhaft königliche Garten lange Jahre eine Hauptsehenswürdigkeit Cleve's, um, zu einem gewöhnlichen Küchengarten herabgesunken, nichts auf unsere Tage zu bringen, als die stolzen Klänge seines Namens.

Schreiten wir durch das Cavariner Thor hinaus, so nehmen uns bald die reizenden Parkanlagen der malerischen Hügelreihe auf, welche sich an der schönen Landstraße nach Nymwegen hinabwindet. Veranlaßt durch einen Ausbruch des Wildes aus dem alten Thiergarten zum Verderben der umliegenden Fruchtfelder, sowie durch die Ueberschwemmungen des Rheines und Kermesdaals, die ihm die Ausdehnung seiner Anlagen in die Ebene am Papenberge unmöglich machten, wählte Prinz Moriz zu seinen ferneren Schöpfungen die günstigeren Oertlichkeiten des Höhezuges unterhalb Cleve und so entstand der neue Thiergaxten, der, kurzweg auch der „Thiergarten" genannt, von König Friedrich I. zur Vollendung gebracht, als Wildpark und Lustgarten das Großartigste und Herrlichste bot, was Kunst und Natur in dieser Art bis dahin geschaffen hatten. — Eine Fläche von 750 preußische Morgen, mit waldigen Höhen und Wiesengründen, Alleen und Laubgängen, Ruhepunkten und Fernsichten, Kanälen und Wasserkünsten reichlich ausgestattet und belebt von 500 Dammhirschen, Singvögeln, Schwänen und Gefieder aller Gattung, bildete den großartigen Park, der, von Pallisaden und einem lebendigen Zaune eingeschlossen, durch 4 Thore zugänglich war, an welchen man die Weisung las: „Hier haben die Hunde kein Quartier." Indessen durften diese treuen Begleiter der Menschen an Stricken mitgenommen werden, und es enthielten so die bereits erwähnten Willkommsworte: „Grata vobis otia parat" auch für die ausgemachtesten Hundeliebhaber die freundliche Einladung, der süßen Annehmlichkeiten zu genießen, welche dieser Lustgarten bot.

Begrüßen wir die schönsten Punkte der reizenden Anlagen, von denen wir der Landhäuser, des Bades und der Gasthöfe schon früher gedacht haben, so findet dort der Turner einen Springenberg, der Holländer eine Hollandsruhe, der Wasserliebhaber eine Wasserburg, der Liebeskranke einen Seufzerweg, der Forstmann einen Forstgarten, der Astronom einen Sternberg, der Tannhäuser einen Tannenberg, der Müller einen Mühlenberg, der Dichter einen Poetengang und eine Poetenlust, der Denker einen Philosophenweg, der Geschmeidige einen Butterberg, der Schroffe einen Schroffenberg, der Wohlbeleibte einen Rundberg, der Deutsche einen Eichenberg, der Römling einen Römerweg, der Eitle einen Spiegelberg und der Weltschmerzmensch den zerrissenen Wayenberg, der dem Besucher des Thiergartens zuerst entgegentritt.

Das wilde und zerrissene Aussehen des steilen Wayenberg bildet zu dem sanften und milden Charakter seiner Fernsicht einen seltsamen Contrast.

Die Wasserburg, von Kurfürst Friedrich Wilhelm erbaut und als Jagdschloß benutzt, bietet, außer ihrer hübschen Lage zwischen zwei großen Fischteichen und dem bereits erwähnten Kanal des Prinzen Moriz, welcher die buntbeflaggten Schiffe des Rheines mitten in die Anlagen des Thiergartens führen sollte, nichts Merkwürdiges. — Den reizendsten Theil der ganzen Anlagen bildet der Springenberg, mit seinen Terrassen, dessen Namen man von Spring (Quelle) herleitet und der von einem Obelisken mit einer Kupferkugel, welche, während die Oestreicher und Franzosen im siebenjährigen Kriege die Stadt besetzt hielten, auf einem Vorsprung des Berges errichtet worden war, nach Velsen eine Zeitlang auch der — kupferne Knopfberg genannt wurde.

Majestätisch stand hier auf der obersten Terrasse das prachtvolle Amphitheater, welches König Friedrich I. 1711 und 1712 hatte erbauen lassen, eine halbmondförmige Säulenhalle mit 28 Bogen, mit einem Porticus an jeder Seite und einer achteckigen Kuppel in der Mitte, von deren Gallerie man eine reizende Aussicht genoß. Die Hauptzierde des Springenbergs, wurde dieser Bau durch Zerfall zur Ruine und 1827 durch Abbruch völlig ihres Daseins beraubt. Unterhalb des Amphitheaters, auf dessen Stätte jetzt eine Tannenallee grünt, liegen in Zwischenräumen abwärts vier andere Terrassen mit kleinen Teichen, deren Wasserkünste und Ausschmückungen bei dem Einzug der Franzosen zerstört, aber unter König Friedrich Wilhelm III. seit 1822 und zwar nach dem Plane des Hofrath Weihe in Düsseldorf, wenn auch nicht in der kunstvollen alten Form, doch in der geschmackvollen Weise erneuert wurden, in welcher man sie noch erblickt, wie denn der ganze Thiergarten seitdem sich vieler Verschönerungen erfreute, obwohl seine Bestimmung als Wildpark längst aufgehört hatte *). Im November 1794 stürmten nämlich, nachdem schon zuvor alle Dammhirsche unter Anführung des Vaters des Generals Vandamme durch Musketenfeuer erlegt waren, die Gleichheitsmänner in zügellosen Schaaren in diese Anlagen, rissen die Pallisaden nieder, zerstörten die Wasserwerke und Standbilder und raubten das Blei der Leitröhren und der Dächer der Gebäude. Das Amphitheater entging bei diesem Vandalensturm nur durch seine massive Bauart und die herrliche Statüe der Minerva aus weißem Marmor,

*) Unbemerkt darf nicht bleiben, daß schon die französischen Präfekten Alex. Lameth und Ladoucette, wiewohl vergeblich, versuchten, die Versündigungen ihrer Landsleute gut zu machen, und Gruat nur die Mittel zur Herstellung des zerstörten Brunnenhauses zu schaffen vermochte.

welche das oberste Becken schmückte, nur, wie durch ein Wunder, dem völligen Ruin. Ein Werk des berühmten Bildhauers Quellyn, war diese werthvolle Statüe, welche Vondel, der holländische Dichter und Verherrlicher des Prinzen Johann Moriz, besungen hat, zugleich mit den beiden Löwen, welche das unterste Becken zierten, dem Fürsten 1660 von der Stadt Amsterdam zum Geschenke gemacht worden und bildet, von ihren Beschädigungen durch Steinwürfe ziemlich wieder hergestellt, noch heute den Hauptschmuck ihres früheren Standpunktes. Von den Wasserbecken, die mit Rasen, Beeten und Baum- und Strauchwerk umkleidet sind, hat also nur das oberste seine alte Zierde bewahrt. Das zweite Becken, wo einst der feurige Cupido auf einem Delphin stand und aus einer Muschel — Wasser blies, überwölbt jetzt eine zierliche Brücke von Holz und das dritte, dessen Wasserstrahlen in sternförmigen Gruppen aus einer bleiernen Schale herab in eine größere und dann in das Bassin fielen, umschatten nun hübsche Trauerweiden. Das vierte Becken aber, wo ein Adler mit geschwungenen Flügeln, von sechs kleineren Strahlen umrauscht, aus seinem Schnabel einen 24 Fuß hohen Wasserstrahl ausstieß, wo einem großen grinzenden Larvenkopf ein Wasserfall entrauschte, dem zwei Tritonen ihre Strahlen entgegen bliesen, wo eine Grotte, Versteinerungen, Urnen und Vasen zur Verschönerung angebracht waren, steht in seiner neuen Ausstattung gegen die alte weit zurück, wenngleich Velsen sagt, die Hauptanlagen des Thiergartens beständen, mit Ausnahme des steinernen Amphitheaters, noch gegenwärtig nicht blos in ihrer ursprünglichen Schönheit, sondern seien auch in dem geläuterten Geschmacke unserer Zeit weiter geführt und es würden nur die kleineren, mehr entbehrlichen Theile, meistens Spielereien im veralteten Geschmacke, vermißt.

Auch der eiserne Mann ist verschwunden, der sich einst, inmitten des Weges zwischen diesen Becken und dem Moriz-Kanal und in grader Linie mit denselben, erhob, obwohl noch Steinmann in seinem „Otto der Schütz" von Cleve singt:

„Nicht fern ein hübsches Städtchen liegt,
Umringt von muntren Au'n,
Weitblinkend, nicht in's Thal geschmiegt,
Anmuthiglich zu schau'n,
Das Euch, wenn sie am Rocken spann,
Die Mutter oft genannt:
Der Schwanenthurm und Eisenmann
Zu Cleve sind bekannt."

Der eiserne Mann war eine vollständige eiserne Ritterrüstung mit Schwert,

Streitaxt und Sporen, welche nach Driesen dem Erbauer der Schenkenschanze, Martin v. Schenk, nach Velsen aber dem clevischen Marschall Martin v. Rossum, dem berühmten Feldherrn des Herzogs Wilhelm von Cleve, angehörte und von dem Prinzen Moriz hier aufgerichtet wurde, um als Denkmal der Erinnerung und als Zierde sowie als Sinnbild eines Wächters dieser schönen Anlagen zu dienen. Auf fünf steinernen Kugeln ruhend, die einen Mühlstein zur Grundlage hatten, maß diese schöne Granitsäule mit ihrem Panzermann bis zur Spitze 30 Fuß und trug, durch ihr eigenes Gewicht aufrecht gehalten, die Inschrift:

„Omnes natura judices, non artifices fecit."

Eine bessere Zurechtweisung konnte der Künstler Denen nicht geben, welche zweifelten, daß die Säule frei so zu stehen vermöge, als durch diese klassische Sentenz, welche sagt, es habe die Natur Alle wohl zu Kunstrichtern, aber nicht zu Künstlern gemacht. — Auch sonst noch beleben kleine Teiche und Kanäle das üppig grüne Gehölz, namentlich auf der schattigen Bergterrasse von den beiden mittleren Becken westwärts, wo Prinz Moriz für sich ein kleines Lusthaus erbaut hatte und ein Wohnhaus für den Fontänenmeister, aus dessen Umbau der Gasthof „zum Thiergarten" entstand. — Den Gipfel des Springenbergs ziert eine 56 Fuß hohe Spitzsäule mit einem goldenen Knopfe, über welchem ein Adler schwebt. Die Aussichten, welche man von dieser Höhe genießt, sind schön und mannigfaltig. Besonders lieblich entfaltet sich der Blick vom Amphitheaterplatze herab über die Wasserbecken und den Kanal bis hinüber nach Eltenberg und von der schattigen Stätte der Hollandsruhe, umfangreicher natürlich von der Spitze des Berges. Hier führt uns der Poetengang zur Poetenlust, von wo unser Auge an einem Durchsichtspunkt über eine herrliche Waldlandschaft schweift und sich, getragen von den grünen Laubwellen des Baum- und Strauchwerks, in das unendliche Blau des Aethers verliert, um uns an das Wort zu erinnern, mit welchem Schiller Zeus den Dichter trösten läßt:

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein!"

Wie tragisch! Eine vom Sturme niedergeworfene Tanne führte zur Entdeckung dieser poetischen Aussicht. — Aber auch der nahe Philosophenweg hat sein Charakteristisches. Durch ein tiefes und enges Waldthal von schauerlichem Gepräge führt eine düstere Allee himmelanstrebender Tannen; das ist der Weg, der dieses Namens würdig gefunden ward.

Der Forstgarten, unter Forstinspektor v. Wimpffen während der

französischen Herrschaft im Gegensatz zum „Königsgarten" mit dem stolzen Namen Jardin Impérial (Kaisergarten) geschmückt, erwuchs aus einer Schöpfung Buggenhagen's von 1784 und wurde nach Weihe's Plan verschönert und erweitert. Ausgezeichnet durch seinen üppigen Pflanzenwuchs, von dem namentlich riesige Platanen und Pappeln Zeugniß geben, theilweise ein Lustgarten, theilweise eine Zuchtschule für Bäume und Sträucher, theilweise eine Art botanischen Gartens, ist der Forstgarten reichlich mit fremden oder seltenen Gewächsen bepflanzt und durch Kanäle und Teiche belebt, deren einer eine kleine Insel umschließt, während liebliche Wandelgänge, schöne Durchsichtspunkte, schattige Ruhesitze, frischgrüne Rasenflächen und bunte Blumenbeete in der lieblichsten Mannigfaltigkeit in diesem großartigen und prächtigen Park abwechseln, der, von breiten Gräben und Zaunwerk umschirmt, über 30 Morgen Flächenraum einnimmt.

Der Sternberg, unter Prinz Moriz künstlich erhöht, hatte seinen Namen von 11 Alleen, welche, durch das Dickicht gehauen, von seiner Spitze nach allen Seiten ausliefen und ebenso viele verschiedenartige Fernsichten nach Wesel, Calcar, Gennep, Cranenburg, Nymwegen, Rhenen, Arnheim, Doesburg, Eltenberg, Emmerich, Grieth und der Stadt Cleve selber boten. Die Kuppe des Sternbergs beschattet eine Linde mit einem Ruhesitz. — Wahrhaft entzückend ist die Aussicht von dem Tannenberg über die Rheinlandschaft, zumal wenn dieselbe im Sonnenglanze schimmert und der Spiegel des Stromes und der zahlreichen kleineren Gewässer seine Lichtblitze auffahren läßt zwischen den dunklen Gruppen der Bäume und den grauen Thürmen und Dächern der Städte, Dörfer und Höfe. — Der Mühlenberg, dessen Blick beschränkter ist, hat seinen Namen von einer Windmühle, welche, die „Tabaksmühle" genannt, vor 30 Jahren ein Raub der Flammen wurde, und soll an seinem Abhange die Richtstätte für jene Verbrecher getragen haben, welche durch das Schwert büßen mußten. — Die Augenweide, welche der Lindenplatz an einem Vorsprung des Hohlweges „Gruft" gewährt, hat nur im Lenze vorzüglichen Reiz, wenn, wo Garten sich an Garten mit Obstbäumen reiht, deren Flor ein Meer von Blüthen vor uns entfaltet. Denn noch immer sind die Gärten um Cleve zahlreich und schön genug, um ihm zur Zierde zu gereichen, wenngleich Ch. de Vries rühmt, daß es 1730 derselben noch mehr vor, als Häuser in der Stadt gab. — Auch der Butter-, Schroffen-, Rund- und Eichenberg zeigen uns mehr oder minder lebendige Landschaftsbilder. — Die hügelförmigen Erhöhungen am Römerweg, welche, für Römergräber gehalten, wohl diesen Namen veranlaßten, nimmt Belsen

lieber für Grabstätten der alten Germanen, welche nach den Worten des Tacitus (Sepulcrum ceespes erigit. Germ. c. XXVII.) aus einfach aufgeworfenen Rasenhügeln bestanden. Uebrigens sollen die alten Bewohner dieser Gegend hier auch einmal die Römer geschlagen haben, vielleicht zur Zeit des batavischen Hannibal, den wir von Xanten her kennen. — Die Adolphsschlucht hat außer ihrem Namen nichts Merkwürdiges.

Schön ist die Rundsicht vom Spiegelberg, dem letzten Höhepunkt des neuen Thiergartens, namentlich über die holländische Niederung bis nach Nymwegen; die belohnendste Fernsicht am ganzen Niederrhein aber bietet der Cleverberg. Einst der „Galgenberg" genannt und die Stätte des Grauens, wo man die Verbrecher aufknüpfen oder auf das Rad flechten sah, führt er nun den entzückten Blicken nur noch das Schauspiel des herrlichsten Panoramas vor, welches man genießen, aber nicht beschreiben kann. Hingerissen von dieser reizenden Aussicht, verlegte König Friedrich I. noch als Kurfürst das alte Hochgericht von hier nach Materborn, ließ den Berg zu einer platten Kuppe erhöhen, dieselbe durch Strauchwerk umzäunen und in ihrem Mittelpunkt mit einer Linde bepflanzen. Elf Alleen liefen auch von hier strahlenförmig nach verschiedenen Seiten aus, weßhalb der Berg anfänglich der neue Sternberg genannt wurde, und eine zwölfte umzog seinen Fuß. Friedrich Wilhelm I. fuhr in der Verschönerung des Cleverbergs fort und machte namentlich den großen Lindenbaum auf seinem Gipfel durch eine Treppe besteigbar, um von dessen Aesten das Auge noch weiter schweifen lassen zu können. Eines Schauthurmes wäre die herrliche Höhe würdig, da ihre Baumpflanzungen durch Sturm und Kälte zu oft leiden. Gegenwärtig beschattet, von vier andren umgeben, eine Linde mit einem Ruhesitz die Kuppe des Berges und ein Zaun, an welchen sich Strauchwerk reiht, umschließt das Ganze. — Der Auf- und Untergang der Sonne und des Mondes gewährt auf dieser erhabenen Höhe, inmitten einer unendlichen Fläche, ein unbeschreibliches Schauspiel, wenn ihre Strahlen in den Gewässern der Maas und des Rheines und der Waal blitzen und Städte und Dörfer mit ihrem Golde übergießen. — Einen eigenthümlichen Anblick aber bietet die Windmühle, welche südlich zu unseren Füßen ihre phantastischen Flügel schwingt. In ihrer Nähe wurden 1795 zwei holländische Cavalleristen kriegsrechtlich erschossen, die, von dem bereits erwähnten Ausreißfieber befallen, mit Sack und Pack die Flucht ergriffen hatten, aber wieder eingefangen worden waren. — Ein kleines Gebüsch an dem nämlichen Abhang des Cleverbergs hieß noch bis in die neuere Zeit der „Hellingsbosch" oder „Hellingswald,"

worin Belsen einen Anklang auf den heiligen Wald (sacrum nemus des Tacitus) findet, wie der mehrerwähnte Reichswald in den ältesten Zeiten von den Bewohnern dieser Gegend genannt wurde. — Von sämmtlichen Alleen, welche vom Cleverberg ausliefen, kann man die Spuren noch erkennen, nur vier aber sind ziemlich wohlerhalten, da die Art der französischen Gleichheitsmänner, wie in der großen Allee nach Xanten, von 1794 bis 1796 auch in diesen Pflanzungen hauste, theils um des Holzes willen, theils aus Zerstörungswuth. Die majestätischste darunter ist die vom Fuße des Cleverbergs nach Belle-Vüe führende große Buchen- und Lindenallee, deren Breite an 20 und deren Länge gegen 2000 Schritte beträgt. Einen Haltpunkt bietet in ihr die s. g. Linde, ein geräumiger Platz, der, von hübschen Häusern geziert, in seinem Namen das Andenken einer in alten Abbildungen und Beschreibungen verherrlichten Linde erhält, welche durch ihren künstlich geleiteten Wuchs zu den größten Merkwürdigkeiten Cleve's gehörte und im Winter 1709 der Kälte erlag. Zu ihrer Beaufsichtigung und Pflege war eigens ein Mann angestellt, und Kayser bemerkt in seinem „Parnaß," es habe fast keine Stadt im Lande gegeben, wo das Bild dieses prachtvollen Baumes nicht ein Wirthsschild schmückte, ja selbst in Rom sei die clevische Linde abgebildet gefunden worden.

Von „Deutschlands goldigem Herzchen" scheidend, können wir bei den freundlichen Dörfern seiner Umgebung, Materborn, Hau, Bedburg und Qualburg nicht verweilen, obwohl die Stiftskirche und das Schloß „Rosenthal" zu Bedburg, sowie die Alterthumsgeschichte Qualburg's bemerkenswerth sind. — Kellen ist uns schon durch die Schlacht von 1397 und als clevische Kammer durch die Fruchtbarkeit seines Feldes bekannt, wie das Landgut Schmithausen als ehemaliges Rheinzollhaus. Die alte Colonia Trajana war dieses Dorf nicht; der lange Streit darüber wurde zu Gunsten Xanten's entschieden. Das Alter der hiesigen Kirche führt man bis auf den h. Willibrord zurück. Im geldern'schen Kriege wurde Kellen nebst Schmithausen 1499 eingeäschert, als die xantener Bürger bei der Verfolgung des Herzogs Egmont von Geldern mit einem Verluste von 70 Mann in die Flucht geschlagen worden waren. Auch hier grub man Seemuscheln aus, was die Ansicht unterstützt, daß das weite Rheinthal ehemals einen Meerbusen bildete. Eine Fähre führt bei diesem Dorfe über den alten Rhein. — Griethausen, Rindern, Brienen und Schenkenschanz lernen wir unter XXV kennen. Donsbrüggen kommt schon 686 urkundlich vor. Sein Name wird nicht blos

mit Thor, dem Donnergott, in Beziehung gebracht, sondern es soll hier auch schon ein Tempel des Jupiter, der Juno und der Minerva gestanden haben, an welchen man noch Erinnerungen in der alten Kirche des Ortes finden wollte. Sehenswerth ist seine schöne neue gothische Kirche. — Cranenburg war das merkwürdige Honorar, welches Kurfürst Friedrich Wilhelm 1675 dem Dr. Arnold Fey wegen einer glücklich an ihm vollzogenen Kur auf Lebenszeit schenkte.

XXV.

Die Ueberschwemmungen des Rheines. — Johanna Sebus und ihr Denkmal.

(Brienen. — Griethausen. — Rindern. — Schenkenschanz.)

Eine furchtbare Merkwürdigkeit bilden am Niederrhein die Ueberschwemmungen des zürnenden Stromes, wenn seine gewaltigen Wasser- und Eismassen verheerend einherstürmen; eine vortheilhafte aber, wenn er väterlich aus seinem Bette tritt und seine Wogen ohne Zerstörung das flache Land überfluthen und befruchten. Die gewöhnlichen jährlichen Ueberschwemmungen des Rheines üben auf den Wohlstand seiner Uferbewohner großen Einfluß und wirken namentlich auf die Viehweiden so günstig, daß ihr Graswuchs den Kühen über den Bauch reicht und man unter diesen Stücke findet, die 20 Maas Milch geben und 600 — 1000 Pfund schwer werden, wie denn Ochsen von 1500 — 2000 Pfund hier keine Seltenheit sind. Dagegen haben die verheerenden Ueberschwemmungen und Eisgänge des Stromes am Niederrhein auch schon große Verwüstungen angerichtet, viele Familien an den Bettelstab gebracht und die Landschaft selbst nicht minder verändert, als das Bett des Flusses, von dessen wunderlichen Launen im Verlaufe meiner Schilderung bereits öfter die Rede war. Wohl hatte man sich schon in den ältesten Zeiten bemüht, den gewaltigen Sohn der Alpen durch Dämme im Zaum zu halten, und schon die ältesten Beherrscher des Niederrheins hatten eigene Beamten eingesetzt, welche, mit der Aufsicht über die Wasserbauten betraut, Deichgrafen genannt wurden; er zerriß jedoch nur zu oft die Fesseln, welche Menschenhand ihm angelegt hatte, und brachte Tod und Verderben über die Gefilde und Wohnstätten, welche seine Ufer belebten.

Verschiedener großen Wasserfluthen zwischen 1344—1397 mit unsäglichem Jammer und Schaden gedenkt schon die „Limburger Chronik" und zwar der ältesten von 1344, die, weil es zu der Zeit nicht sehr geregnet oder Wasser gefallen, von wunderlicher Gottes Gewalt kam, und einer anderen (1373), welche, durch einen großen Schnee verursacht, fünf Tage und Nächte währte, so daß große Betrübniß unter den Leuten war und selbst das Gevögel in den Häusern, Hahn und Hühnern, betrüblicher sangen. Die furchtbare Ueberschwemmung von 1497, bei welcher nach einem feuchten und warmen Winter in Holland

„Verdronken wol 28 Kerspels Kerken,"

schildert die (S. 51) erwähnte Chronik von N. Kerkhörde. Nachdem das clevische Land 1663 durch eine dreimalige große Wassersnoth gelitten und 1711 die Gewalt des Rheinstromes zu Griethausen ein Thor und einen Theil der Stadtmauer, sowie eine steinerne Windmühle sammt dem Müllerhause und anderen Gebäuden fortgerissen hatte, zerbrachen seine empörten Fluthen 1740 alle Dämme und überschwemmten die ganze Gegend von Cleve, dessen Unterstadt sie unter Wasser setzten und dessen Kanal sie den Todesstoß gaben. — Noch merkwürdiger war die Doppelfluth des Sommers 1758, wo sich der Rhein nach einem kurzen kalten Winter und schönem trockenen Frühjahr vom 23. bis 31. Juli 28 Fuß über seine gewöhnliche Höhe erhob und nach einem Erdbeben, welches man am ganzen Niederrhein ziemlich stark empfand und bei welchem die Spitze des Vesuv einsank, vom 11. bis 19. August noch einmal fast zu der nämlichen Größe anwuchs. Millionen betrug der Schaden, den diese Ueberschwemmung angerichtet hatte, die, statt den Aeckern und Weiden die gewöhnliche vortheilhafte Fettigkeit und Feuchtigkeit zuzuführen, alle Felder versandete und das Gras sogar in den Wurzeln verdarb. Das Schrecklichste dabei aber war, wie mein Gewährsmann Beck nach Engel u. A. erzählt, daß das Wasser damals ein „wirkliches Gift" mit sich führte, alle Thiere seinen Genuß verabscheuten und die Fische, wie im Flachswasser, davon starben, besonders die Hechte, die man zu Tausenden todt auf dem Wasser treiben oder ausgeworfen sah.

Einer der furchtbarsten Eisgänge dagegen hatte am 27. und 28. Febr. 1784 statt, durch welchen Mühlheim a. Rh. allein 180 Häuser verlor, im Clevischen aber gegen 90 Bann- und Sommerdeiche durchbrochen und 150 Wohnungen fortgerissen wurden, der Vernichtung der Felder und des Viehes gar nicht zu gedenken. Ein wahrer Wohlthäter für die Ueberschwemmten war damals besonders König Friedrich II., der den Schaden

abschätzen und aus seiner Privatkasse vergüten ließ, und das durch seine Wohlthätigkeit ebenso, wie durch seine Wohlhabenheit, ausgezeichnete Bergerland, dessen Bewohner die Noth der Unglücklichen mit Geld, Kleidungsstücken und Lebensmitteln linderten. — Auch 1795, 1798, 1803 und 1805 hatten große Ueberschwemmungen statt; weiterhin bekannt im Andenken der Menschen aber erhielt sich die schreckliche Wasserfluth, welche die Bewohner des Niederrheins im Winter 1809 heimsuchte, da die Heldin dieser unglücklichen Tage, Johanna Sebus, jene „Woltemade in ihrem Geschlechte", durch das Steinmonument eines großen Kaisers und das Tondenkmal eines großen Dichters gefeiert wurde, würdig der edlen That, durch welche das hochherzige Mädchen sich selbst einen Denkstein für die Ewigkeit setzte.

In einem kleinen Hause bei Brienen, südwestlich von der Spoyschleuße, wohnte nach Velsen zu jener Zeit die arme alte Wittwe Kath. Sebus mit einer dürftigen Taglöhnerfamilie und ihren sechs Kindern. Unter diesen war die 17jährige Johanna das fünfte und die Pflegerin der fast kindischen Mutter, deren ganze Beschäftigung darin bestand, mit einer jungen Ziege zu spielen, welche sie selbst aufgezogen hatte. Am 13. Januar 1809 wurden die Bewohner des Dorfes Brienen, das, wie kaum ein anderes mehr, die Ueberschwemmungen des Rheines stets in der furchtbarsten Weise empfand, plötzlich durch Nothschüsse und Sturmgeläute aus dem Schlummer aufgeschreckt. Der Damm im Cleverham hatte einen Durchbruch erlitten und die Eis- und Wassermassen wälzten sich nun heran, drohend, das unglückliche Dorf unter ihrer Wucht zu begraben. Johanna sprang vom Lager, schwang, die Gefahr erkennend, nur halb angekleidet, ihre alte Mutter, die in ihrem kindischen Wesen das nahe Verderben nicht begriff und sich von ihrer Ziege nicht trennen wollte, gewaltsam auf den Rücken und wadete mit dieser theuren Bürde an Hecken und Zäunen fort durch die Fluth, welche drohend ihren Pfad umbrauste. Kaum hatte sie ihre Mutter, die nur nach ihrer Ziege jammerte, auf einem Damme in Sicherheit gebracht, als sie den Hülferuf der Hausgenossin vernahm, welche bei ihren drei kleinen Kindern, die sie allein nicht zu retten vermochte, zurückgeblieben war. Rasch stürmt das heldenmüthige Mädchen fort und kämpft sich durch die Wogen zu der Bedrängten. Schon hat sie, eines der Kinder auf dem Arme und ein anderes an der Hand, den Rückweg angetreten, da überwältigt die Wucht der Wassermassen ihre Kraft. Statt des Dammes selbst erreicht sie nur einen nahe liegenden Sandhügel, wohin sich auch die Hausgenossin mit dem dritten Kinde flüchtet. Wenige Augenblicke — und das Heldenmädchen war sammt ihren Schützlingen die Beute des

Todes. Der Sandhügel zerstob durch die Macht der Eisschollen und fünf Menschenleben wurden in den Wellen begraben, aus denen Johannas Unsterblichkeit, gleich der strahlenden Meeresgöttin, emporstieg, während ihre irdische Hülle, die nebst der Leiche eines jener Kinder in der Nähe von Gnadenthal aufgefunden wurde, ein nun längst nicht mehr bekanntes Grab auf dem Todtenhof zu Rindern umschließt.

Beck erzählt die traurige Begebenheit nach Niemeyer etwas anders also: „Auf einem kleinen Hügel hofften sich acht Menschen vor den unaufhaltsam wachsenden Fluthen zu retten. Aber auch ihnen drohte mit jeder Stunde gewisser der Tod, ohne daß Jemand zu helfen vermochte. Da ergreift ein Bauernmädchen von siebzehn Jahren zuerst ihre Mutter, ladet sie auf ihre Schultern und bringt die theure Last durch die Fluth in Sicherheit. Dann kehrt sie zurück, auch Andere zu retten, und es gelingt. Sie kehrt zum zweiten Male um und es gelingt wieder. Immer kleiner wird durch die steigenden Wellen der Hügel. Man beschwört sie, ihres eigenen Lebens eingedenk zu sein. Laßt mich, ruft sie, seht Ihr nicht eine Mutter mit zwei Kindern? Sie wagt den Gang, erreicht mühsam den Hügel, streckt die Hände nach der Verzweifelnden aus — da verschlingt die Unglücklichen, die sie retten will, und sie selbst eine heranstürzende Welle."

Außer Brienen, das nebst Kirche und Pfarrhaus zerstört wurde, gingen noch einige andere Dörfer und unzählige Bauernhäuser und Scheunen durch diese Ueberschwemmung zu Grunde; Hab und Gut von Tausenden wurden verschlungen und mehrere Hunderte von Menschen fanden ihr Grab in den Wellen des empörten Stromes. — Johannas Heldenthat feierte Goethe, der übrigens auch den Hergang der Sache etwas anders aufgefaßt zu haben scheint, als ihn die öffentlichen Blätter und namentlich die Nationalzeitung erzählten, auf Veranlassung des edlen Unterpräfekten v. Keverberg, der sich in jener Zeit der Noth höchst edel zeigte, in dem bekannten Gedichte, welches Zelter in Musik gesetzt hat, und, neben andren Dichtern in Balladen und Liedern, R. Benedix auch in einem Trauerspiel. — Das Steindenkmal aber, welches Kaiser Napoleon I. 1811 auf einem künstlich aufgeworfenen Hügel an der Stelle, wo das heldenmüthige Mädchen den Tod fand, errichten ließ, bewahrt in einer allegorischen Darstellung und einfachen Inschrift der Nachwelt die Kunde von Johannas edler That. Aus bläulichem Hartstein mit Marmoreinsätzen gefertigt, erhebt sich dieses Monument bei einer Breite von 4 Fuß und 2 Zoll und einer Dicke von 2 Fuß und 3 Zoll nebst dem Sockel zu 8 Fuß und 4 Zoll Höhe und endigt am Kopfe mit einer Rundung. An seiner Vorderseite

stellt eine weiße Marmorplatte oben in erhabener Arbeit eine sturmbewegte Fluth dar, auf welcher, von einem Sternenkranz umschlungen, eine Rose treibt, die, wie Velsen richtig bemerkt, nur zu groß ist und besser eine gebrochene Rosenknospe wäre; darunter aber liest man folgende Inschrift:

Jeanne Sebus, jeune fille de 17 ans, après avoir sauvé sa mère infirme des eaux du Rhin débordé l'an 1809, se précipita de nouveau dans le fleuve, pour arracher à la mort une mère et ses enfans, elle y périt. Ce monument a été élevé à sa mémoire l'an 1811.

(Johanna Sebus, ein junges Mädchen von 17 Jahren, stürzte, nachdem sie ihre altersschwache Mutter aus den Wellen des 1809 übergetretenen Rheines gerettet hatte, sich von Neuem in die Fluth, um dem Tod eine Mutter und ihre Kinder zu entreißen, und fand darin ihren Untergang. Dieses Denkmal wurde zu ihrer Erinnerung errichtet 1811.)

Ein halbmondförmiger Ruhesitz umzieht das Monument von der Rückseite; Baum- und Strauchwerk beschattet und ein Zaun mit einer Thüre umzieht den Hügel, der es trägt und mit seiner freien Aussicht die Weihe und Anmuth dieser ehrwürdigen Stätte einer heiligen Erinnerung erhöht. — Aber auch die Mutter einer so ausgezeichneten Tochter blieb nicht unbedacht. In der Nähe des Denkmals wurde für sie gleichzeitig ein Haus erbaut, dessen Vollendung sie freilich nicht erlebte, das aber ihren Kindern zu gut kam und zuletzt von Reinhard Sebus, einem armen Taglöhner, bewohnt wurde. Uebrigens ehrte ihr Andenken auch eine Inschrift über dem Eingang des Hauses, welche besagt, daß dasselbe unter dem großen Napoleon, neben dem traurigen Denkmal ihrer Tochter, für die Wittwe Sebus erbaut wurde, und lautet:

Haec viduae Sebus prope gnatae triste trophaeum
Sub magno struitur Napoleone domus.
MDCCCXI.

Comite Montalivet, ministro rerum internarum. Barone Ladoucette, provinciae Ruranae praefecto. E. N. Gruat, subpraefecto Clivensi interimist. J. J. Wasseind, Griethausensis communit. praeposito.

Das Amt der alten Deichgrafen verwalten jetzt die s. g. Deichschauen und es werden fortwährend bedeutende Summen verwendet, um die Niederungen des Rheines bei Hochwasser zu schirmen, wie z. B. auf den großen Querdeich der Deichschauen Düffelt, Zifflich, Rindern, Cranenburg und Millingen, welcher 1855 nahe an der niederländischen Gränze gebaut wurde.

Rindern (Rhynaren und Rynaren) ist bemerkenswerth wegen des hohen Alterthums seiner Kirche, die zum Theil schon ein Tempel des Mars gewesen sein soll und über die Zeit der Ankunft des h. Willibrord (658—730) zurückreicht. Nach Teschenmacher vermachte schon Ebroin, der Majordomus des fränkischen Königs Theodorich III., 686 der Basilika zu Rynaren verschiedene Besitzungen der Umgegend, wofür Gebete und Messen zu seinem und seiner Gattin Seelenheil gehalten werden sollten. Nach dem Tode Chlotar's III. hatte dieser Hausmeier dessen jüngerem Sohne Theodorich die Krone zuspielen wollen und war deßhalb von dem älteren, Childerich II., in ein Kloster gesteckt worden, bis sein Gönner König und sein Befreier ward. — St. Willibrordus erscheint als Episcopus der hiesigen Kirche um's Jahr 700 und wurde später zum Patron derselben gewählt. — Der zu Rindern gefundene Altar des Mars steht in der Schloßhalle am Fuße des Schwanenthurms zu Cleve. Auch mancherlei andere römische Alterthümer wurden hier ausgegraben, wo eine Abtheilung der 10. Legion lag. — Von dem Gut Hogefeld zu Rindern ging auch die für die clevische Rheinniederung so wichtige Käsbereitung aus, durch welche Maria Voß, geb. Reymer († 1852), den Dank der Nachwelt verdient hat, indem sie in Holland die Verfertigung des holländischen Käses erlernte, dieselbe auf dem Gute ihres Vaters, Th. Reymer, betrieb und so in ihrer Heimath einführte.

Grietbausen, wo Herzog Karl der Kühne am 31. Juli 1473 Lager hielt, hatte durch die Belagerungen von Schenkenschanz Vieles zu leiden. Auch ging Herzog Ferdinand von Braunschweig am 1. und 2. Juni 1758 in seiner Nähe über den Rhein und führte seine Truppen nach der Schlacht bei Crefeld am 9. und 10. August hier wieder über den Rhein zurück. In den Jahren 1596 und 1735 wurde das Städtchen ein Raub der Flammen. Die hiesige Kirche besitzt in ihrem Tabernakel oder Sakramentshäuschen, welches im reichsten Schmuck des gothischen Styles ausgeführt ist, ein sehenswerthes Kunstwerk.

Die von dem holländischen General Martin Schenk v. Nydeck 1586 erbaute und nach ihm benannte Schenkenschanze war ehedem ein wichtiger und fester Punkt. Auf einem von den Rheinarmen, welche sie beherrschte, gebildeten Eiland gelegen und jetzt ohne strategische Bedeutung, aber nach Schneider schon die Stätte, wo Drusus über den Rhein ging und damals die Stromscheidung des Rheines und der Waal stattfand, hatte diese Festung viele Belagerungen und Stürme auszuhalten, wie namentlich 1635 durch die Spanier, 1636 durch die Holländer und am

6. November 1794 durch die Franzosen. — Hier lernte der junge Kurprinz Friedrich Wilhelm von Brandenburg den Prinzen Johann Moriz kennen und hochachten, dem er später als Kurfürst die Statthalterschaft über seine clevischen Lande anvertraute. — Schenkenschanz ehrt in seinem Namen das Andenken seines Erbauers, der, von F. E. Petri in einer Ballade gefeiert, 1589 bei einem Handstreich zur Befreiung Nymwegens in die Waal stürzte und seiner schweren Rüstung halber ertrank. Die Spanier zerstümmelten seinen Leichnam und spießten sein Haupt über dem Antonsthore zu Nymwegen auf; Moriz von Oranien aber ließ 1592 seine Gebeine sammeln und ehrenvoll bestatten. — Der Chronist Friedrich Lucä sagt 1664 von Schenkenschanz: „Meines Orts verwunderte höchlich, daß der Commandant so schlechte Wache hielt. Wir gingen in die Festung fast ohne Anrede oder Frage nach unserer Herkunft und Condition. Einer von der Compagnie bat die Schildwacht am Thor um ein Stück Lunten zum Tabakrauchen, dafür er ihr einen Stiefer geben wollte. Die Schildwache nahm den Stiefer und gab ihm über zwo Ellen Lunten von dem Pantelier. Dies bedünkete mich wider alle Kriegsräson zu sein." — Hat jedoch Schenkenschanz in kriegerischer Beziehung keine Bedeutung mehr, so sind die nahe Stromscheidung und der Wasserbau daselbst nach A. Schreiber desto merkwürdiger und wichtiger, weil die physische Existenz Hollands größtentheils davon abhängt, und, wie mein Gewährsmann hinzufügt, jenes Land vielleicht schon bei den Ueberschwemmungen des Jahres 1784 ein Raub der Wellen geworden wäre, wenn man nicht im Jahre 1774 die nöthigen Vorkehrungen getroffen hätte.

XXVI.

Emmerich.

„Emmerich, die letzte deutsche Stadt!" heißt es, wenn man mit dem Dampfer stromabwärts fliegt, und mit ganz eigenen Gefühlen betritt man hier das Land, wo schon die Sprache erinnert, daß Deutschland ein Ende hat. Die Frage, ob diese letzte deutsche Stadt von den Römern gegründet worden sei, übergehe ich daher und gebe dem freundlichen Leser nur ein Bild von Emmerich, wie es uns in der Gegenwart vor das Auge tritt.

Frei und offen am rechten Ufer des Rheines gelegen, gewährt „Embrick", wie sein ächt deutscher Name im Volksmunde lautet, trotz seiner Ueberreste alter Stadtmauern und seiner zahlreichen Giebelhäuser, mehr den Anblick eines Städtchens von neuerem Ursprung, welches man nicht mehr mit A. Schreiber als alt und unansehnlich bezeichnen kann. Gegen 7000 Einwohner zählend und holländische Reinlichkeit zur Schau tragend, würde es schon eine Stadt zu nennen sein, wenn seine stattlichen Häuser nicht von einer Menge kleiner Häuschen untermischt wären. Aber „Honny soit, qui mal y pense!" müßte man mit der Inschrift, welche hier eine kleine Barake trägt, die sich durch den Zusatz: „Nachtlager und Stallung von H. Biebos von Rosenfeld" eher als Gasthof für Däumlinge oder Wichtelmännchen, denn für Menschenkinder, kund gibt, Demjenigen zurufen, der vor jenen kleinen Häusern nicht den Hut abnehmen wollte! — Hier steht eine Reihe derselben; man lese ihre Aufschrift:

„Gherdt Smidt und Altgen Bockers sin Huisfrow hebben dise Armenhuser gefunderet Anno 1635."

Dort eine andere Reihe, wo es heißt:

„Dese Armenhuiser van Herr Wilh. van Vurden anno 1525 gestieft ende fundirt un anno 1607 wederumb reparirt ende verniet worden."

Solcher Armenhäuser finden sich viele in der Stadt. Dazu kommt ein Waisenhaus und Hospital — Anstalten, welche zeigen, wie die Bewohner Emmerich's stets das Herz auf dem rechten Fleck trugen. — Daß wir hier auf dem Boden der letzten deutschen Stadt stehen, ersieht man schon aus jenen Inschriften, während zugleich viele Ladenschilder in holländischer Sprache zeigen, daß wir Holland näher sind, als Deutschland. — Der neue Marktplatz von Emmerich ist hübsch und geräumig und führt den merkwürdigen Namen „Geistmarkt"; ob, weil sich an ihm die evangelische Kirche erhebt, weiß ich nicht. Die Straßen des Städtchens sind breit und freundlich. Auch an schönen Gärten hat es keinen Mangel, und unter seinen weltlichen Gebäuden macht sich besonders das altadliche Haus bemerklich, dessen Räumlichkeiten dem Bürgerverein dienen, und das Gymnasium, welches sich eines guten Rufes erfreut, mit seinen werthvollen Sammlungen. Von den Gasthäusern der Stadt hat der „Niederländische Hof" mit seinem schattigen Vorplatze und die „Stadt Düsseldorf" mit ihrer freundlichen Wirthin eine hübsche Lage unmittelbar an der Landungsstätte der Dampfboote. — Den schönsten Anblick von Emmerich bietet wohl der Eltenberg, wie ihn das Titelbild dieses Buches

darstellt. Die Kirchen verleihen der Stadt durch ihre Thürme, in Verbindung mit den hohen Giebeldächern der Häuser, überhaupt eine hübsche Ansicht.

Die Adelgundiskirche am Geistmarkt, deren ich bereits erwähnt, macht durch ihre stumpfen gothischen Thürme einen eigenthümlichen Eindruck Obwohl vor einigen Jahren erst restaurirt, läßt sie ihr Glockenspiel doch nicht sehr harmonisch erklingen, das, gleichfalls eine Erinnerung an die Niederlande, eine melancholische Stimmung hervorruft. — Merkwürdiger ist die ehrwürdige Münster- oder St. Martinskirche am unteren Ende der Stadt. Dicht über dem Ufer des Rheines aufragend und aus dem 10. Jahrhundert stammend, erscheint diese Kirche als die älteste auf der rechten Rheinseite und soll einst fast mitten in der Stadt gestanden haben, als Emmerich noch eine Land- und keine Uferstadt war. Sie enthält einen großen Schatz von christlichen Alterthümern, darunter das Reliquiarium des h. Willibrord, der 730 als erster Bischof von Utrecht starb, einen alten Mosaikboden und hübsche Holzschnitzereien an der Kanzel, dem Altare und den Chorstühlen von 1483, die reichlich mit Heiligen- und Thierbildern, Blumen, Wappen und anderem Zierwerk ausgestattet sind. Sehenswerth erscheint auch ihr altes Taufbecken von Messing mit Verzierungen, besonders der Deckel mit seinen Figuren von Heiligen. Merkwürdig ist besonders die uralte Krypta der Kirche, ein interessantes Baudenkmal, auf welches der Bischof Joh. Georg von Münster gleichfalls die gebührende Aufmerksamkeit gelenkt hat. — Im Chore des Münsters ruht Herzog Gerhard von Schleswig, Graf von Holstein, der am 24. Juli 1433 auf einer Reise hier sein Leben beschloß, um durch seinen und seines Bruders Adolphs Tod der Krone von Dänemark das Herzogthum Schleswig-Holstein zu vererben.

Schon in einer Urkunde des Kaisers Otto I. von 970 unter dem Namen Embrick, aber im 14. Jahrhundert urkundlich auch Eymbric genannt, empfing Emmerich nach Driesen seine ersten städtischen Rechte, laut Urkunde vom 31. Mai 1233, durch Otto II., Grafen von Geldern und Zütphen, welcher den Ort aus einer „Villa“ zu einer königlichen der kaiserlichen „Stadt“ (Civitas) erhob. Die Rechtspflege versah darnach ein unter der Kirche und dem Probst des Städtchens stehender gräflicher Richter, während 12 von den Bürgern gewählte Schöffen die Gemeindeangelegenheiten zu leiten hatten, wie es in Zütphen Gebrauch war. Zugleich standen alle Schiffe, welche zu Emmerich an- oder ab-

fuhren, unter gräflichem Schutze. Die Urkunde, durch welche Herzog Adolph I. von Cleve der Stadt 1402 das Privilegium der Zollfreiheit für Lobith, Büderich und Huissen ertheilte, ist mithin nicht die älteste, worin Emmerich als Rheinstadt erscheint, wie denn auch der Rheinzoll urkundlich schon 1318 durch Herrn van der Leek (Leca) von Smithausen hierher verlegt wurde. Auch gehörte Emmerich zum Hansebund. Wann sich übrigens der Rhein dem Städtchen zuwandte und dadurch dessen älteren, bei der Martinskirche gelegenen Theil zerstörte, ist nicht bekannt. — Schon 1282 hatten die Bürger der „geldrischen Stadt Emmerich" während des Friedens mit gewaffneter Hand Feindseligkeiten in der clevischen Stadt Calcar und der xantischen Villa Mehr verübt und dadurch Streitigkeiten veranlaßt, welche Graf Gottfried von Sayn am 6. September j. J. schlichtete, indem er zugleich Maßregeln zur Verhütung ähnlicher Vorfälle anordnete. — Die Lombarden, deren bei Cleve Erwähnung geschah, hatten auch hier eine Niederlassung. — Ob die Stadt, seit sie vom Rheine so gnädig heimgesucht wurde, daß er ihr seinen Lauf zuwandte, sich auch schon so ungnädig durch seine großen Ueberschwemmungen heimgesucht sah, wie ihre Nachbarorte, weiß ich nicht; mit dem großen Fresko-Christoph an einer Pforte der alten Mauer gegen den Strom hat es wenigstens nur die gewöhnliche Bewandtniß der Legende. — Auch eine Schlacht sah Emmerich, wie Dorf Mehr, 1758 in seiner Nähe schlagen. Die Stadt besaß damals ein großes Kriegsmagazin, dessen Besitz das von General Imhof gegen die Franzosen gewonnene Treffen entschied, wovon bereits (S. 37) die Rede war. — Das Städtchen ist die Wiege Johann Lovermann's, jenes Rechtsgelehrten und Rathes des Herzogs Wilhelm von Cleve, Jülich und Berg, der Gerh. v. Schüren's clevische Chronik von 1452 bis 1590 fortsetzte, und des durch seine Liebhaberei für Antiquitäten und sein an Kuriositäten reiches Schriftstellerthum bekannten A. S. G. Guse, aus dessen Sammlung verschiedene Alterthümer für den Antiquitätensaal zu Cleve erworben wurden, von denen noch jetzt zwei ums Jahr 1775 in der Mauer eines alten Gebäudes dahier gefundene steinerne Larven am Eingang des Schwanenthurmes eingefügt sind. — Emmerich hat ein Grenzzollamt und einen bequemen Sicherheitshafen. Seine Bewohner nähren sich hauptsächlich von Schifffahrt, Handel, Fischfang, Ackerbau und Manufakturen, die, wie die Tuch- und Lederfabrikation, von Bedeutung sind. — Die Holzschuhe bilden auch hier keine Seltenheit, und die 5 Windmühlen, welche vor der Stadt in nicht großer Entfernung von einander ihre riesigen Flügel umschwingen,

gewähren dem Fremden ein besonders eigenthümliches Schauspiel durch ihre Zahl, wenn sie alle zugleich in Thätigkeit sind.

XXVII.

Der Eltenberg, Oberelten und Montferland.

Nordwärts von Emmerich zieht sich durch die Ebene eine kleine Hügelkette, an deren westlichen und östlichen Endpunkten zwei rundliche Bergkuppen aufsteigen, welche die Gegend weithin beherrschen — Eltenberg und Montferland.

Eine dunkle, waldige Kuppe, erhebt sich steil in der Form eines abgestumpften Kegels, von allen Seiten frei stehend, dort gegen Osten der Montferland, ein Werk, von Menschenhänden aufgethürmt. Nach Schneider, dessen treffliche Monographie über „Eltenberg und Montferland" schon öfter erwähnt wurde, waren der Sage zufolge die Schöpfer dieses Berges „Riesen". Während diese den Eltenberg aufbauten, entfiel einem derselben beim Herbeitragen der Erdmassen ein Klumpen, und daraus entstand der Montferland als ein „Mond (Mund) voll Land". Eine noch lebende Ueberlieferung der Holländer aber erzählt, derselbe sei in alten Zeiten mit „Kruikarn" (Schubkarren) zusammengefahren worden. Nach eigenen Untersuchungen kommt daher mein Gewährsmann zu dem Ergebniß, der Hügel erscheine in seiner ganzen Ausdehnung und Höhe als ein Werk der Kunst von römischem Ursprung und militärischer Bestimmung. Dem Monterberg, den wir von Calcar her kennen, ähnlich befestigt, war hiernach Montferland ein dem Castell des Eltenbergs untergeordneter fortificatorischer Posten — eine Warte. An der Westseite des Berges steht ein Haus, dessen Steininschrift auf die Ueberlieferung hindeutet, daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Montferland bedeutende Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen gefunden worden seien, deren Entdeckung eine „weiße Frau" veranlaßt haben soll, welche man dort, mit einem Körbchen am Arme, umherwandeln sah. — Die Ansichten vieler Alterthumsforscher, daß Montferland in der keltischen oder germanischen Zeit einer religiösen Bestimmung gedient, ein Hunnen- oder Riesenbett gewesen 2c. bestreitet Schneider in ebenso scharfsinniger Weise, wie er seine eignen Behauptungen begründet. Ich verweise daher um so mehr auf dessen Monographie, als derselbe auch die Bedeutung und Wichtigkeit dieses

Punktes und des Eltenbergs für die älteste Geschichte unsrer Gegend darthut, während meine Schilderung nicht tiefer ins Einzelne eingehen kann.

Der Eltenberg, welcher uns näher angeht, da seine Kirche unser Werk als Titelbild ziert, war nach meinem Gewährsmann als Castellum Altinium die erste Zwingburg, welche Drusus auf dem freien germanischen Boden diesseit des Rheines anlegte, und in seiner Nähe ist nicht minder die Stätte zu suchen, wo jener Feldherr den Strom überschritt. Auch an diese Berghöhe hat unverkennbar die Kunst der Menschen ihre Hand gelegt und sie zu ihren Zwecken umgeformt, namentlich die Kuppe mehr abgeplattet, die einst viel höher war. — Die alte Ueberlieferung erzählt, es habe hier ein Castell der Römer gestanden, und noch gewahrt der Blick des Kenners in den Unebenheiten des Bodens die Ueberreste einstiger Befestigungen, die weit sorgfältiger waren, als jene des Montferlands. Dies zeigt besonders auch die dauerhafte Anlage des riesenmäßigen Römerbrunnens, der allgemein nur der „Drususbrunnen" heißt und sich durch seine ungewöhnliche Tiefe (210 Fuß) und seine hübsche Ausmauerung mit Tuff- und Basaltsteinen auszeichnet. Er diente später der Abtei Eltenberg, wurde mit derselben im 16. Jahrhundert zerstört und, wie diese, namentlich an seinem obersten Theile, wieder hergestellt. Schneider hat den Brunnen, dessen Wände die Sage mit Nischen voll alter Feen- und Heiligenbilder ausstattete, am 29. Dezember 1844 befahren und allerdings — Fledermäuse und einzelne Lücken gefunden, wo hier und da ein Stein aus den Fugen gewichen war. — Römische Alterthümer, Urnen, Münzen, Thränenfläschchen &c. wurden gleichfalls auf dem Eltenberg entdeckt, und es ist kein Zweifel, daß derselbe dereinst ein Castell trug, welches eine Rolle von Bedeutung spielte.

Längst waren die Römer aus Germanien vertrieben und ihr eignes Kaiserreich in Italien untergegangen, als Wichmann, ein sehr reicher und vornehmer Graf, dessen Vorfahren bereits in einem großen Theil von Deutschland und besonders an den Küsten der Nordsee geboten (cujus majores magnam partem Germaniae et maxime circa litora Oceani tenebant), und der selber Graf am Ufer des Rheines in der Grafschaft Hamelant (comes in litore Reni in comitatu Hamelant) genannt wird, die reizende Höhe des Eltenbergs erkor und dort ein adliges Frauenstift gründete, dem seine älteste Tochter Luitgarda als erste Abtissin vorstand. — Das Stiftungsjahr selbst ist nicht bekannt, aber schon 968 schenkte Kaiser Otto I. urkundlich dem von Wichmann erbauten Nonnenkloster zu Elten ein Reichsgut, dessen Lehensträger der Graf war, und

bestättigt 970 der Stiftskirche auf dem Berge Altina ((Mons, qui dicitur Altina — mons Altinensis) mehrere Erbgüter, darunter den Hof Heltnon (Eltnon — Elten), Embrick, Ryuharen (Rindern) und Hamma (Cleverham), als Schenkungen ihres Gründers. Die Bestättigung der Stiftung der Abtei Elten geschah 973 zu Nymwegen durch Kaiser Otto II. und auf Bitten des Grafen Wichmann und seiner Tochter Luitgarda. Durch die ausgezeichneten Freiheiten und Rechte, welche ihm damals verliehen wurden, schwang sich das junge Kloster binnen kurzer Zeit zu hoher Blüthe empor, trotz der Kämpfe, welche es bald bestehen sollte.

Kaum war nämlich Wichmann erblichen, als seine zweite Tochter Adela, die wir bei Cleve schon kennen lernten, auf den Grund der Lex Saxonica die Schenkungen angriff, welche ihre Schwester Luitgard dem Stifte Elten durch ihr ganzes väterliches Erbe gemacht hatte, und diese selbst, wie erzählt wird, endlich vergiften ließ. Thatsache ist es nach meinem Gewährsmann Driesen wenigstens, daß die Äbtissin an Gift starb und die Giftmischer gefangen und geblendet wurden. — Adela, in erster Ehe mit Imad von Redinchem vermählt, nahm nun sämmtliche Schenkungen ihrer Schwester zurück, wurde aber auf Befehl Kaiser Otto's III. aus dem Besitze Elten's vertrieben. Um sich zu rächen, gab sie jetzt rasch dem Grafen Balderich III. von Cleve*), mit dem sie schon nach Imad's Tode († 983) ein Liebesverhältniß angeknüpft, sich jedoch bei Lebzeiten ihrer Schwester nicht zu verbinden gewagt hatte, weil er ihr an Geburt nicht gleich stand, ihre Hand, und dieser besetzte auf ihren Antrieb bald nachher Elten mit Heeresmacht und eroberte die Abtei, um jedoch, vom Kaiser genöthigt und mit einer Geldbuße belegt, 996 auf dem Reichstag zu Nymwegen sammt seiner Gemahlin feierlich wieder auf den Besitz derselben zu verzichten. — Gleich nach Otto's III. Tod (1002) brach indessen Balderich diesen Vertrag, griff Elten von Neuem an, zerstörte den Festungswall der Kirche und unterwarf sich das Kloster. Beide hatten in diesen Kämpfen gelitten; Kaiser Heinrich II. setzte jedoch nach seinem Regierungsantritt die Abtei wieder in ihren früheren Stand, wie die Äbtissin Irmgard um dieselbe Zeit auch die Kirche neu aufbauen ließ.

Die Fehden Balderich's mit dem Grafen Wicmann von Westsachsen, dessen Hauptstadt Vreden im Sprengel von Münster war,

*) Nach Driesen „Graf auf dem linken Rheinufer im nachmaligen clevischen Gebiet", der von dem Erzbischof Heribert von Köln 1015 Vir ingenuus genannt wird, aber von minder abliger Herkunft war, als die — unedle Adela.

und den Anhängern desselben gewährten nun der Abtei Ruhe. Nachdem 1016 ein neuer Friede zwischen den kämpfenden Parteien geschlossen worden war, lud Balderich seinen Gegner freundschaftlich auf sein Schloß Upladen bei Elten ein. Adela aber, eine giftige Schlange, wie Dittmar sie nennt, die bereits einen Sohn aus ihrer ersten Ehe hatte ermorden lassen, trat, wie ihr überhaupt nichts heilig war, auch das Gastrecht mit Füßen und machte den Versuch, ihren edlen Gast zu vergiften. Als dies mißlungen war, dingte sie Meuchelmörder, welche den Grafen auf der Heimreise überfielen und erschlugen. Bei der Kunde dieses Mordes befahl der Kaiser, den Anstifter sofort zu verfolgen und seine Güter mit Beschlag zu belegen. Balderich verschanzte sich in Upladen, entwischte jedoch mit wenigen Getreuen, ehe Wicmann's Freunde anlangten und die Burg einschlossen. Adela war zurückgeblieben. Die Belagerung begann unter Herzog Bernhard von Sachsen. Die Belagerten, unterstützt durch die Festigkeit des Ortes, vertheidigten sich wacker; ja, sie setzten den Weibern Helme auf und stellten dieselben auf die Mauer, welche, eine Seltenheit in jenen Gegenden, das Schloß umzog. Als jedoch der Kaiser selbst eintraf, ergab sich die Besatzung. Die Festung wurde zerstört, Adela aber erhielt freien Abzug mit allen ihren Schätzen. Ihr und ihres Gemahls Ende kennen wir bereits aus der Geschichte Cleve's. Auf dem Reichstage zu Nymwegen im März 1018, wohin Heinrich II., um den Mord Wicmann's zu untersuchen, den Grafen Balderich unter sicherem Geleite geladen hatte, erschien derselbe und vertheidigte sich, wie Driesen erzählt, persönlich vor dem Kaiser. Allein die Herzoge Bernhard und Gottfried unterbrachen ihn wüthend und zückten schon die Schwerter gegen ihn, als der Bedrohte mit lauter Stimme den Schutz des Königs anrief. Dieser erhob sich, streckte die Hand aus zum Zeichen, daß man das versprochene Geleit nicht verletze, entriß den Gefährdeten den Händen der Wüthenden und hieß ihn, sich von seinem Angesichte zu entfernen. Erzbischof Heribert aber nahm ihn in seinen Schutz und sendete ihn nach Köln zurück. So viel Unheil kann ein böses Weib anstiften! Kein Wunder, wenn Fürst Joh. Moriz von Nassau, der clevische Statthalter, im November 1663 an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg schrieb: „Gott bewahre uns sammt und sonders vor den Türken, dem Podagra und den — schlechten Weibern."

Pabst Victor bestättigte nach Velsen 1055 alle der Abtei Elten verliehenen Rechte und Freiheiten, worunter selbst die Ausübung der peinlichen Gerichtsbarkeit, sowie das Asyl- und Begnadigungsrecht war,

und Kaiser Lothar II. wiederholte dem Kloster nicht blos die Bestättigung sämmtlicher Schenkungen und Privilegien, sondern vermehrte dieselben auch noch im Jahre 1134. Karl der Kühne von Burgund aber, dem die „freie Reichsabtei" anheim gefallen war, schenkte das Drostamt Elten mit anderen Städten und Schlössern 1473 dem Herzog Johann von Cleve, und diese Schenkung wurde von Kaiser Maximilian, König Philipp von Spanien und noch 1577 von dem Erzherzog Maximilian von Oestreich bestättigt.

Eine zweite Zerstörung erlitten Kirche und Kloster Elten nach Schneider im 16. Jahrhundert (1585) zur Zeit des niederländischen Krieges, und der Wiederaufbau der Abteigebäude erfolgte erst 1614, die Herstellung der Kirche aber erst 1670 und zwar durch die Abtissin Maria Sophia von Salm-Reifferscheidt aus eignen Mitteln. — Die Stiftsdamen von Elten, denen sich ein Convent von Stiftsherrn gesellte, welche in einem anderen Flügel des Klosters wohnten, waren freiweltlich, keine eigentlichen Nonnen. — Unter der Hoheit der Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen dauerte das Stift in ähnlichen Verhältnissen fort. Der Schutzherr bestättigte die Wahl der Abtissin und empfing eine jährliche Abgabe. — Von Kaiser Napoleon 1802 secularisirt, kam Elten als erbliches Besitzthum an Preußen, 1806 zum Großherzogthum Berg und 1811 zum französischen Lippe-Departement. Am 14. November d. J. aber wurde die Abtei, deren letzte Abtissin Lätitia, die Tochter Joachim Mürat's, war, durch Reichsbeschluß Napoleons aufgehoben und 1815 an Preußen abgetreten.

Seit die Stiftsgebäude, schon längst zu einer Ruine verfallen, vor etwa zwei Decennien abgetragen worden sind, stehen gegenwärtig nur noch die Klostermauern und die im 11. Jahrhundert aus Tuffsteinen erbaute und 1670 erneuerte stattliche Stiftskirche, sowie einige zur Abtei gehörige Wohnhäuser nebst einem Wirthshause, welche mit einzelnen umliegenden Hütten die Gemeinde Ober- oder Hochelten bilden, im Gegensatz zu dem am nördlichen Fuße des Berges liegenden großen Dorfe Niederelten, das gleichfalls eine schöne gothische Pfarrkirche besitzt. — Dem h. Vitus als Schutzpatron geweiht, erscheint die Abtei Eltenberg in späteren Urkunden zuweilen auch unter dem Namen Vitimontium oder St. Vitusberg.

Reizend ist die Fernsicht, deren sich das Auge von dieser Höhe erfreut. Man überblickt hier das ganze Rheinthal, gesäumt von den malerischen Bergreihen des Reichswaldes, stromaufwärts bis Xanten und Wesel,

stromabwärts bis Arnheim und Nymwegn, und einen großen Theil der weitgedehnten Ebenen Hollands und Westphalens. Kein Wunder daher, wenn der Eltenberg viele Besucher anzieht, namentlich aus den flachen Niederlanden, wo sich so mancher Blick schließt, ohne je einen solchen Hochaltar des Herrn, einen solchen Pfeiler des Himmels geschaut zu haben! — Der Rhein selbst aber tritt hier noch einmal in recht gewaltiger Majestät vor unser Auge, ehe er seine Gewässer theilt, um andere Lande zu beleben, als könne er, aus Deutschlands Gefilden scheidend, nur mit — zerrißnem Herzen weiter ziehn.

XXVIII.

Die rheinischen Holzflöße. — Schifffahrt und Handel am Niederrhein.

Wenn auch die riesigen Holzflöße, welche einst in imponirender Größe auf dem Rücken des Rheines nach den Niederlanden hinabschwammen, heute seltener geworden oder gänzlich verschwunden sind, so begegnen wir, von Anastasius Grün's „schwarzen Schwänen" des Stromes pfeilschnell dahin getragen, doch diesen aus den Urtypen aller Schifffahrt zusammengefügten stolzen Schwimmern noch so oft in Massen von kleinerem Umfang, daß es von Interesse ist, ihnen einige Worte zu widmen, bevor wir die holländische Grenze überschreiten, wo eine ganz andre Welt, andre Städte und Fluren, andre Menschen und Sitten unsere Aufmerksamkeit fesseln.

Nachdem die mächtigen Eichen und Tannen unserer Wälder auf der Murg, dem Neckar und Main, der Mosel und Saar und anderen Nebenflüssen dem Rhein in s. g. Böcken zugeführt waren, sammelten sich diese kleinen Flöße und wurden an verschiedenen Punkten des Stromes zu großen, förmlichen und vollständigen Flößen zusammengefügt und mit Allem ausgestattet, was sie zu ihrer weiten und beschwerlichen Fahrt nach Dordrecht in Holland bedurften. Dies war namentlich der Fall bei dem Dorfe Namedy unterhalb Andernach, weil hier der Strom nicht blos einen Hafen bildete, der den Flößenbau sehr begünstigte, sondern auf seinem weiteren Gange für die Flößenfahrt auch eine bequemere Straße und nicht mehr so viele Gefahren bot, wie zwischen Bingen und Coblenz.

Als man jedoch einsah, daß der Rhein bei gehöriger Vorsicht auch weiter aufwärts mit größeren Flößen befahren werden konnte, die ganz

großen aber wegen der Schwierigkeit ihres Baues und ihrer Lenkung verhältnißmäßig nicht immer den größten Vortheil gewährten; da wurde der Fößenbetrieb wesentlich verändert und jene gigantischen Flöße verschwanden, welche, gleich schwimmenden Dörfern, den Strom belebten und ihm einen eigenthümlich anziehenden Anblick verliehen. Ob auch die seine Tiefen durchwühlenden Dämpfer auf die Floßverkleinerung einen Einfluß übten, kann ich nicht entscheiden; doch scheint dies kaum der Fall zu sein, wenn man den Bau dieser gewaltigen Kolosse betrachtet, denen die empörteste Fluth nichts anzuhaben vermochte.

Aus riesigen Eichen- und Tannenstämmen gebildet und mit mächtigem Ruderwerk ausgestattet, betrug ihre Länge gewöhnlich 700—900 und ihre Breite etwa 70 Fuß. Für die Anlage des Bodens oder Grundes derselben wählte man die längsten und stärksten Stämme, die an den hinteren Theilen und an den Spitzen, wo sie mit einer neuen Lage zusammenstießen, durch s. g. Bundsparren befestigt wurden. Als Bundsparren gab man den Murgtannen den Vorzug, weil dieselben zu Tragmasten dienen und besser gehandhabt werden können, wie die runden. Quer über den Stämmen des Bodens liegend und mit Weiden oder gedrillten jungen Tannen und eisernen Klammern befestigt, richtete sich die Länge dieser Bundsparren nach der Breite des Floßes. Eine Murgtanne oder ein Mast, so genannt, weil die Holländer diese Stämme vorzüglich zu Masten verwenden, machte aber gewöhnlich jene Breite aus, während zehn Murgtannen oder Maste als Norm für die Länge eines solchen schwimmenden Waldes galten.

Ueber dem Boden des Floßes, welchen die erste oder unterste Lage bildete, ruhten noch zwei andere Lagen von Hölzern, die auf gleiche Weise unter einander und mit dem Grunde verbunden waren. — Blieben bei der Zusammenfügung der untersten Stämme Lücken, so wurden dieselben mit Holz ausgefüttert; die oberste Reihe aber belegte man mit kleinem Holzwerk und Diehlen (Bohlen). Auch wurde die erste Mastlänge, außer jener Befestigung, an beiden Enden noch mit starken Tannen umwunden, um dem Schiffervolke zur Rettung zu dienen, wenn das Floß, was mitunter wohl geschah, scheitern sollte.

Ein Hauptfloß ging gewöhnlich 6—8 Fuß tief in dem Wasser, nach welchem die Last berechnet wurde. Zu beiden Seiten des Ganzen bewegten sich kleinere Flöße, in der Schiffersprache Kniee genannt, deren jedes durch eine junge, kräftige Eiche mit ihm verbunden war. Meist eine Länge von 70—80 Fuß messend, dienten diese Kniee dazu, dem Koloß eine beliebige Richtung zu geben. — Außerdem waren sowohl am Hauptfloß, als an den

Seitenflößen noch s. g. Anhänge befestigt, kleinere und leichtere Flöße, welche die Gefahr des Strandens verminderten und zugleich die Masse des Holzes zum Vortheil des Floßherrn vermehrten. Auch eine Reihe von Nachen, wovon die größeren reichlich mit Ankern und Tauen beladen waren, die kleineren aber zum „Wahrschauen" und zum Auslandfahren gebraucht wurden, fand sich im Geleite eines solchen Floßes.

Auf seiner Holzmasse erhoben sich 12—15 bretterne Wohnungen für die Floßmannschaft und die s. g. Herrenhütte für den Floßherrn, Steuermann und Buchhalter, mit dem Speisesaal. — Waren die Bretterhütten für die Ruderknechte und Arbeiter schon reinlich und bequem, so zeichnete sich die Herrenhütte besonders durch Geräumigkeit, Eleganz und Bequemlichkeit aus. Von sehr beträchtlichem Umfang, war dieselbe gewöhnlich von einem Gange durchschnitten, auf dessen einer Seite sich das Zimmer des Floßherrn und die Buchhaltung befanden, während er auf der andern in das Kabinet des Steuermanns, sowie in den Behälter für die feineren Lebensmittel führte, an seinem Endpunkte aber in den Speisesaal auslief. Vor diesem erhob sich ein Zelt, welches bei jeder Witterung den Aufenthalt im Freien möglich machte.

Nahe bei diesem Zelte stand die Küche, wo Tag und Nacht das Feuer unter einem ungeheuren Kupferkessel brannte, um für die Ruderknechte und Arbeiter, deren Anzahl oft bis gegen Tausend stieg, die Speise zu bereiten. — Ein Korb, der auf eine Stange gesteckt wurde, gab das Zeichen zum Essen; doch rief auch der Steuermann noch das Loosungswort, und Alles eilte nun herzu, um seine Portion in einer hölzernen Schüssel zu empfangen.

Der Verbrauch an Lebensmitteln auf einem solchen Floße von Namedy bis zum Orte seiner Bestimmung, Dordrecht in Holland, betrug nach Schreiber, dem ich hier folge, 40—50,000 Pfund Brod, 18 — 20,000 Pfund frisches und 10 Centner geräuchertes Fleisch, 12,000 Pfund Käse, 10—15 Centner Butter, 30—40 Malter Hülsenfrüchte, 5—600 Ohm Bier und 6—8 Stückfaß Wein. Das Schlachtvieh wurde auf dem Floß mitgenommen, und es waren darum immer auch etliche Fleischer bei der großartigen beweglichen Wassercolonie, die mit ihren Nebenflößen und Nachen, mit ihren zahlreichen Hütten und mächtigen Rudern, mit ihren wirbelnden Rauchsäulen und wehenden Fahnen, mit ihren gebietenden Herren und dem thätigen Heer von Ruderknechten und Arbeitern ein ebenso belebtes, als majestätisches Schauspiel gewährte. — Nicht selten fuhren auch Passagiere mit, so daß das ganze Bild sich noch bunter entfaltete, na-

mentlich wenn es ein rechtes Hin- und Herrennen und ein gewaltiges Durcheinandergeschrei gab, mochte es nun eine Gefahr gelten, die, unerwartet drohend, abzuwenden war, oder eine großartiger Kraftentfaltung, um den ungefügigen Koloß zu lenken.

Die Kunst, ein Floß zu regieren, ist nicht jedem Schiffer bekannt, und war noch gegen Anfang unseres Jahrhunderts das Geheimniß eines einzigen Mannes zu Rüdesheim im Rheingau, Namens Jung, und seiner Söhne. Bot die Leitung einer so gewaltigen Masse schon an und für sich große Schwierigkeiten, so wurden dieselben noch ungemein gesteigert durch die vielen Krümmungen des Rheines, seine Wirbel, Fälle, Sandbänke und Felsen, und es war daher keine Seltenheit, daß die Theile eines solchen Floßes auch einmal aus einander gerissen wurden oder scheiterten. — Von der Kraft, welche diese schwimmenden Ungeheuer entfalten, wenn sie im Treiben sind, kann sich einen Begriff machen, wer sie zur Rast anlegen sieht. Es bedarf hierzu zahlreicher Anker, die, mittels Nachen an's Ufer gefahren und befestigt, sich tief in die Erde einwühlen. Groß ist daher auch die Gefahr der Flöße für die Schiffe, weßhalb denselben immer ein Nachen, der s. g. Meld- oder Wahrschau-Nachen, vorausgeht, um diesen ihre Ankunft kund zu thun, namentlich wo der Strom große Krümmungen macht. Damit in Verbindung steht zugleich die Untersuchung der Fahrbahn.

Da der Ankauf des Holzes, der Floßbau und die Floßführung beträchtliche Auslagen erfordern, und dazu ein bedeutendes Kapital gehört, so pflegte man, wie sprichwörtlich, zu sagen, ein Floßherr müsse drei Kapitalien haben, eines auf dem Lande, eines auf dem Wasser und eines in der Tasche. — Nach und nach ist jedoch dieser Holzhandel in so viele Hände gekommen, daß er fast in Kleinhandel überging. Indessen schwimmen noch immer Holzflöße den Rhein hinab, welche groß genug sind, um unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, und meine Schilderung findet daher, wenn auch mit gewissen Beschränkungen, noch heute ihre Anwendung.

Bedeutend waren die Abgaben, denen sich die Flöße unterwerfen mußten. Allein der Zoll, den ein Floß von Mainz bis Dordrecht kostete, betrug 30,000 Gulden. Zu Caub im Herzogthum Nassau erscheint schon eine Stunde vor der Ankunft eines Floßes der Meldnachen, je nach der Größe desselben mit einem größeren oder kleineren Fähnchen bepflanzt. Dieser fährt voraus, nicht blos um die entgegenkommenden Schiffe mit dem Ruf: „Ihr seid gewahrschaut, es kommt ein Floß!" zu warnen, sondern auch um dem Zollamt Meldung zu thun und den Zoll zu entrichten. Naht ein größeres Floß hier der Pfalz, so fahren die Zollbeamten und der

Zollknecht zur Besichtigung desselben hinüber und vergleichen mittels der Meßkette und des Winkelmaaßes die Masse des vorhandenen Holzes mit jener, welche in der Deklaration angegeben steht. Stimmen Befund und Angabe überein, so schlägt der Beseher auf den zehnten Theil der zum Floß gehörigen Stämme mit einem Eisenstempel neben das M von Mainz zum Unterschied des C von Coblenz ein K, obwohl das Städtchen Caub gewöhnlich nicht mit diesem Buchstaben geschrieben wird.

Dordrecht war der Markt, von wo das Holz sonst auch zum Theil nach England, Spanien und Portugal weiter gebracht wurde, und ist noch jetzt der Stapelplatz, wo die großen rheinischen Holzflöße aus einander gelegt werden, um sich in Holland als Stämme zu Bauten verwandt, oder auf den zahlreichen Windmühlen zu Brettern zerschnitten zu sehen.

Wie aber großartige Floßfahrten immer leichter auf dem Niederrhein bewerkstelligt werden konnten, als auf dem Mittel- und Oberrhein, weil hier der Strom, von Felsen frei, breiter und tiefer, die reißenden Stellen bei Büderich und Bodberg ausgenommen, eine ebenso bequeme, als mächtige Wasserstraße bildet; so gewährte auch die Schifffahrt auf dieser Strecke allzeit ein großartigeres Bild, weil der Rhein hier unten auf seiner majestätischen Bahn nicht minder kleine Seeschiffe, als große Flußschiffe zu tragen vermag, während die leichteren Fahrzeuge von Straßburg und Mainz über Köln hinaus nicht taugen, wo die Gewässer mächtiger und die Weststürme gewaltiger werden.

Wie der Strom zur Römerzeit in merkantilischer Beziehung benützt wurde, fragen wir nicht; aber schon die Franken trieben bald nach ihrer Einnahme der Colonia Agrippina auf dem Rhein einen nicht unbedeutenden Handel. So wuchs diese Stadt heran und erlangte einen Ruhm, daß von ihr das Sprüchwort sagte: „Wer Köln nicht gesehn, hat Deutschland nicht gesehn!“ — Ihre Handelsherren sandten schon im 12. Jahrhundert ganze Flotten nach dem Ozean, und es war daher kein Wunder, daß sie ein so reiches Emporium des Handels wurde und eine Hauptrolle im Hansebund spielte, dem, wie wir seiner Zeit bei diesen Städten hörten, auch Duisburg, Wesel und Emmerich angehörten, und der sich sogar für eine Zeitlang die gänzliche Freiheit der Rheinschifffahrt erzwang, die sich im 14. Jahrhundert eines hohen Flores erfreute.

Köln hatte damals in London's „Gildhall“ eine Hauptniederlage von niederrheinischen Waaren. Bis nach Regensburg, Wien und Ungarn, wo sie große Freiheiten genossen, zogen Käufer der hiesigen Städte, und ihre Handelsartikel gingen hinwiederum rheinaufwärts nach Straß-

burg und bis zur Donau und auf dieser weiter nach Griechenland und anderen Ländern. — Von Wichtigkeit für den Handel am Niederrhein waren in jenen Tagen besonders die Niederlande, wo kostbare Privilegien das Volk in seiner Betriebsamkeit ermunterten, dessen Geist auch in den Nachbarstaaten mächtige Anregung gab. — Afrika's und Asien's Produkte führten Karawanen in's Schwarze und Mittelländische Meer; Venedig empfing sie zu Schiff, um sie dem Rheine zu überliefern, der sie wieder dem Norden Europa's zusandte. Breslau und Frankfurt, Augsburg und Nürnberg übermittelten dafür die Erzeugnisse der dortigen Länder an den Rhein, von wo dieselben wiederum aus Köln ihrem weiteren Ziele zugeführt wurden.

Der Städtbund war im Besitze des Handels der Welt; Reichthum, Pracht und Luxus herrschten; Ueppigkeit, Sittenverderbniß und Uneinigkeit traten ein. Und so begann seit 1517 diese mächtige Hansa zu zerfallen, um sich, nachdem viele Städte freiwillig ausgetreten, andere ausgeschlossen worden waren, Hamburg, Bremen und Lübeck, welche den Bund erneuerten, ausgenommen, 1630 gänzlich aufzulösen.

Der 30jährige Krieg und die anderen Kämpfe, welche an den Ufern des Niederrheins wogten, ließen seine Schifffahrt und seinen Handel, wenn sich dieselben auch zeitweise wieder erholten, nun nie mehr zu der alten Blüthe emporkommen. Erst die neuerer Zeit gewährte mit ihren Dämpfern und Freihafen dem Verkehr des Stromes wieder höheren Aufschwung. Ein wahrer Alp waren für ihn stets und vorzüglich auch die Zölle, deren Abschaffung nie gelingen wollte, während die Burgen nun längst in Trümmern liegen, die ihn einst belästigten und drückten. Ob er, neben einer Menge von Segelschiffen, durch zahlreiche Personen- und Schleppdampfboote aus den Niederlanden, Ruhrort, Düsseldorf, Köln &c. erhalten, in den Eisenbahnen, welche allenthalben ihre Netze ausspannen, nicht allzu mächtige Nebenbuhler haben wird, muß die Zeit lehren, die große und doch oft so ohnmächtige Lehrerin der Menschen und Völker.

Inhaltsverzeichniss des Textes

zu der ersten Sektion der dritten Abtheilung.

(Von Köln bis zur holländischen Gränze.)

Inhaltsverzeichniß.

Verzeichniss der Stahlstiche.